

13572

*Unter  
Puren,  
Briten, Bantus*



AVERDUNG

HANS JANNASCH

## Unter Buren, Briten, Bantus

von Hans Jannasch

Ein Erlebnisbuch, wie es nur ein junger Mann erleben konnte, den unbändiger Drang in die Ferne aus den gesicherten Hallen des Elternhauses in die unsichere Welt hinauszwang.

Nach mancherlei Irrfahrten landet Jannasch in Südafrika. Er durchzieht das Land als Tramp, nimmt hier und dort Arbeit an als Schulmeister, Brunnenarbeiter, Hausmeister, Händler, Viehdoktor, Aufseher und in noch vielen anderen Berufen betätigt er sich. Er ist überall gern gesehen, könnte vielfach bleiben und sich festhaft machen, aber sein unbändiges Blut treibt ihn nach geraumer Zeit immer wieder weiter.

So werden ihm in den Burenrepubliken Land und Leute vertraut. Das im ersten Goldrausch emporschießende Johannesburg hält ihn nicht lange. Auf seinen Wanderungen wird er von dieser und jener Burenfamilie im Lande als Gast aufgenommen und arbeitet dort mit. So lernt er den Bur, seine Familie, seine Sorgen und Nöte kennen. Auch im Zulureservat betätigt er sich als Händler und weiß auch hier vom Leben dieses interessanten und kriegstüchtigen









Unter Buren, Briten, Bantus





Hans Jannasch

# Unter Buren, Briten, Bantus

Mit 12 Bildern und 1 Karte



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5168166

---

Vorhut-Verlag Otto Schlegel · Berlin

*lot. pede.  
Mare. Rich. Dfryl.*



43. 216

576



13.522

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, Radioübertragung und  
Verfilmung vorbehalten · Copyright by Vorhut-Verlag Otto Schlegel,  
Berlin · Printed in Germany · Umschlag- und Einbandzeichnung: Ader-  
dung Berlin · Bilder: Scherlbilderdienst · Druck: Carl Krüger, Mplau

W  
169/54

NH-68893 N-3428986



# Inhaltsverzeichnis

## *Erster Teil*

### Als Tramp von Port Natal zum „Rand“

- |            |                                |    |
|------------|--------------------------------|----|
| 1. Kapitel | Zu zweit durch Natal . . . . . | 7  |
| 2. Kapitel | Im Burenland . . . . .         | 34 |

## *Zweiter Teil*

### Im Zululande

- |            |                                      |     |
|------------|--------------------------------------|-----|
| 3. Kapitel | Im Sattel durch's Reservat . . . . . | 57  |
| 4. Kapitel | Unter den Zulus . . . . .            | 100 |

## *Dritter Teil*

### In und um Johannesburg

- |            |                                |     |
|------------|--------------------------------|-----|
| 5. Kapitel | Abenteuer am „Rand“ . . . . .  | 127 |
| 6. Kapitel | In der Dynamitfabrik . . . . . | 158 |

## *Vierter Teil*

### Im Burenkrieg

- |            |                             |     |
|------------|-----------------------------|-----|
| 7. Kapitel | Der Vormarsch . . . . .     | 170 |
| 8. Kapitel | Der Rückzug . . . . .       | 213 |
| 9. Kapitel | Der Zusammenbruch . . . . . | 237 |

Anmerkung: Gelegentlich vorkommende kurze Sätze  
bezw. Worte der Burensprache sind in der Rechtschrei-  
bung des heutigen „Afrikaans“ wiedergegeben, die eine  
erhebliche Vereinfachung der früheren holländischen  
Schreibweise bedeutet. Hierbei ist „g“ stets wie ein rauhes  
deutsches „ch“ in „lachen“ zu sprechen. Der Verfasser



## Als Tramp von Port Natal zum „Rand“

---

### 1. Kapitel

### Zu zweit durch Natal

Zwischen zwei Erdteilen / Abenteuer an Bord der „Abelaide“ / Riffscha- und Barbekanntschaften / Gleiche Brüder, gleiche Rappen / Gold und Blut in Rhodesta / Am Klavier / Gastrolle im Güterzug / Friedliche Bekanntschaft mit späteren Schlachtfeldern / Als Gast beim Polizeichef / Über die Grenze gepäpcht

**A**nfang 1897!

Da lag es nun vor mir, das lang ersehnte Südafrika! Mit zwölf Knoten Geschwindigkeit schoß die „Abelaide“ durch die stahlblaue See den in Licht getauchten Hügelketten entgegen.

Einen großen Teil Australiens – Süd-Australien, Neu-Süd-Wales, Viktoria – hatte ich durchquert. Es hatte mir nicht gegeben, was ich suchte. Heiß genug war es oft gewesen; aber ums Herz war's mir nie recht warm geworden. Das lag wohl an der Nüchternheit dieses jüngsten aller Erdteile. Als ich aus dem Inneren nach dem Hafen Melbourne gekommen war, hatte es mich unwiderstehlich nach dem dunklen Erdteil gezogen, der schon als Kind das Land meiner Träume und Sehnsucht gewesen, – kein Wunder: War doch mein Vater ein bekannter Weltwirtschaftsgeograph und Kolonialpolitiker, der selber viel gereist war. Als Chef der deutschen Handels- und Forschungs Expedition nach Südmarokko 1886 war er in die Gefangenschaft wilder Kabylenstämme geraten; sollte schon als Sklave weiter nach dem Innern verkauft werden, als er noch gerade durch den Sultan von Marokko, dem das zu Ohren gekommen war, befreit wurde. – In meines Vaters Hause verkehrten zahlreiche Forscher und Übersetzer. Unvergeßlich – obgleich ich damals ein kleiner Junge war – ist mir die Gestalt des ersten Afrika-

durchquerers Stanley in der Erinnerung geblieben, als dieser gelegentlich seines Aufenthaltes in Berlin bei uns zu Besuch war. – Noch heute seh' ich mich als Stöple auf dem Knie des großen Mannes sitzen. Als er nach seinem Hotel zurück wollte, war der bestellte Wagen noch nicht da. Aber Stanley hatte es eilig und bat meinen Vater, eine Droschke holen zu lassen, da er fremd sei und sich in der großen Stadt leicht verlaufen könnte. Als ich dies hörte, platzte ich überrascht heraus: „Was, der will durch ganz Afrika gekommen sein und verirrt sich in Berlin!“ – Allgemeines Gelächter, und am meisten soll Stanley selber gelacht haben, als mein Vater ihm diesen Ausspruch seines hoffnungsvollen Sprößlings übersetzte.

Unter solchen Umständen ist es wohl verständlich, wenn ich, von unbändigem Drang in die Ferne beseelt, bereits als Pennäler eines schönen Tages von Hamburg aus auf einer Dreimast-Barl in die Welt hinausabenteuerte.

Doch zurück zu meiner Abschiedsszene von Australien: Ausgerechnet gabelte ich im Hafen von Melbourne einen Afrikaner aus Kapstadt auf, einen gewissen Johnson. Das gab den Ausschlag. Schnell war der Plan gefaßt. Der Entschluß hinkte nicht nach. Mit neunzehn Jahren überlegt man nicht lange. – Im Hafen lag gerade die „Abelaide“ von der White Star Line, fertig zur Heimfahrt via Albany, Port Natal, Capetown, Las Palmas, London. Die Schiffe dieser Linie waren zugleich Fracht- und Passagierdampfer mit zwei Klassen. Der Typ war leicht erkenntlich an dem Vormast mit drei Rahen. Geld für die Reise hatten wir beide nicht; aber einen Sack voll Mut und Unternehmungslust.

Als die Sirene den Abschiedsgruß heulte, mischten Johnson und ich uns unauffällig unter die Passagiere. Am folgenden Tage, nachdem der Lotse das Schiff verlassen, offenbarte ich mich dem Ersten Offizier, einem freundlichen Schotten, der bei der Mannschaft allgemein beliebt war. Vorschriftsmäßig schnauzte er mich an. Als ich mich jedoch erbot, jegliche Arbeit an Bord zu verrichten – zu tun gibt es auf einem Schiff ja immer –, versprach er mir, beim Kapitän ein gutes Wort für mich einzulegen. Kurz darauf begann ich mit der Arbeit: Kohlen schaufeln aus den Bunkern in den Maschinenraum. – Als wir vier Tage später in dem malerischen Hafen Albany in Westaustralien einliefen, erschien die Pinasse der Hafenspolizei und nahm drei blinde Passagiere, unter ihnen den Südafrikaner Johnson, in Haft. Diese Herren hatten ge-



glaubt, sich unerkannt unter den Passagieren bis Südafrika durchfaulenz zu können; doch die scharfe Fahrkartenkontrolle kurz vor Albany hatte ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht. In Albany war gerade großer Streik der Schauerleute. Da wir viel Fracht zu löschen und einzunehmen hatten, bot sich mir gleich gute Gelegenheit, bei den Verladungsarbeiten eine halbe Krone (zwei und eine halbe Mark) pro Stunde zu verdienen. Geschlagene vierundzwanzig Stunden arbeitete ich hintereinander, nur mit kurzen Pausen für das Essen, welches mir der Koch der ersten Klasse, ein Landsmann von der Waterkant, in qualitativer wie quantitativer Vollkommenheit zu steckte. Kurz bevor das Schiff in See ging, hatte ich mich in die Koje eines norwegischen Matrosen – natürlich mit dessen Einverständnis – verkrochen; denn eigentlich wäre mit unserer Ankunft in Albany meine Gastrolle auf der „Ade-laide“ beendet gewesen. Stillschweigend nahm ich am nächsten Morgen meine bisherige Arbeit in den Bunkern auf. Etwas überrascht musterte mich der Erste Offizier.

„Guten Morgen, Sir,“ begrüßte ich ihn, „bedauere sehr, habe bei der Abfahrt die Zeit verschlafen. Hoffe, daß Sie mich nicht über Bord werfen werden!“

Um die Mundwinkel des menschenfreundlichen Seemannes suchte ein verständnisvolles Lächeln.

„Hardease“ (hier soviel wie „ulkiger Kerl“), winkte er mir ab. Damit war der Fall erledigt. – In der folgenden Nacht hatten wir Windstärke zehn mit so gewaltigem Seegang, daß er dem Schiff beinahe zur Katastrophe geworden wäre. Ob durch eine Ungeschicklichkeit des Mannes am Steuer oder aus irgendeinem anderen Grund – genug –, plötzlich brauste eine ungeheuerere Woge über das Achterdeck, die Skylight zertrümmernd und die Erste Klasse, die dort lag, unter Wasser setzend.

„Alle Mann an Deck!“

Die ersten Rettungsarbeiten galten natürlich den Passagieren. Bis an die Schultern im Wasser, arbeiteten wir uns zu den Kabinen durch. Ich ergriff ein um Hilfe schreiendes Mädchen und trug es nach dem sicheren Vorderdeck zur zweiten Klasse. An die dreißig Stunden arbeiteten dann alle verfügbaren Mannschaften daran, mit Pumpen und Püßen die Wassermassen aus den Kabinen und dem darunterliegenden Lagerraum zu entfernen. Außer beträchtlichem Materialschaden waren

nennenswerte Unfälle nicht geschehen. Überraschend schnell ließ der Sturm nach. Bei schönstem Wetter ging die Fahrt nach Südafrika weiter.

Als ich eines Abends im Dunkeln von meiner Schicht zum Matrosenlogis ging, erhielt ich plötzlich einen Schlag vor den Kopf, daß ich glaubte, sämtliche Sterne flimmern zu sehen. Übersall! Ich will hier gleich erwähnen, daß ich von der gütigen Mutter Natur als Patengeschenk einen widerstandsfähigen Schädel sowie ungewöhnliche Körperkraft und Gewandtheit mitbekommen habe. Im nächsten Moment hatte ich den tückischen Angreifer gepackt, zu Boden geschleudert, mit einer Hand an der Kehle ergriffen, während ich mich mit dem freien Arm einiger anderer Kerls erwehrte, die auf mich eindrangen.

„Damned cowards!“ (verdammte Feiglinge!), ertönte plötzlich eine mir nicht unbekannte Stimme. Eine Gestalt von gewaltigen Ausmaßen riß und stieß die Angreifer von mir weg. Der Retter in der Not war kein anderer als „Big-Paddy“, ein riesenhafter, irischer Matrose, mit dem ich mich von vornherein angefreundet hatte. Als guter Ire war er auf die Engländer sowieso nicht gut zu sprechen – und als Matrose ging es ihm mit seinen Sympathien für die Stoker (Kohlenzieher) nicht besser. Im gegenwärtigen Fall handelte es sich um beides.

„Let him go“, flüsterte er mir zu. Ich war im Bilde. Ich ließ von dem Manne unter mir ab und erhob mich. Als die Kohlenzieher sahen, daß ich den gefürchteten Iren auf meiner Seite hatte, zogen sie es vor, sich mit zwei solchen Kalibern nicht weiter einzulassen. Von dem Tumult angelockt, hatte sich eine Gruppe von Passagieren um uns gebildet. Der Fall wurde eifrig diskutiert; der Erste Offizier, der gerade die Wache hatte, trat plötzlich hinzu. Er ranzte mich an und drohte, mich im Wiederholungsfall in Eisen zu legen. Zuerst war ich sprachlos. Dann wollte ich mich rechtfertigen.

„Keep quiet“ (sei still). Mein Freund, der Ire, gab mir einen wohlgemeinten Puff. Ich verstand und schwieg. Etwas später, als wir allein waren, klärte er mich auf: die Kohlenzieher an Bord unseres Schiffes waren eine üble Bande, mit denen selbst die Offiziere nach Möglichkeit Zusammenstöße vermieden. Der Kerl, der mich überfallen hatte, war der Rädelsführer seiner ganzen Junft. In dem Umstand, daß ich nur für meine Passage arbeitete, sahen sie eine Verletzung ihrer Gewerkschaftsrechte. – So hatte der Erste Offizier mit meiner Maßregelung nur das Beste im Auge gehabt. Ich dachte mir das



Meine über die rücksichtslose Gesinnung dieser Gewerkschafts-Fanatikler, die einem armen Teufel das Leben unnötig schwer machten. Ob dazu noch ein gewisser Deutschenhaß kam – ich kann es nicht beschwören, habe aber keinen Grund, das Gegenteil anzunehmen.

\*

Als die Ankerketten der „Abelaide“ auf der Reede von Port Natal in die Tiefe rasselten, erfuhr ich zu meinem nicht geringen Schrecken, daß zur Einwanderungserlaubnis der Vorweis von zwanzig Pfund Sterling nötig sei. Woher nehmen und nicht stehlen! Meine eben noch so verheißungsvollen Zukunftsträume sanken auf den Gefrierpunkt. Doch bald gewann der unbefiegbare Optimismus der Jugend wieder Oberhand. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg! Plötzlich stand das junge Mädchen, das ich bei dem Schiffsunglück in Sicherheit gebracht hatte, vor mir, zusammen mit ihrem Vater. Dieser hatte mir seinerzeit ein größeres Geldgeschenk geben wollen, was ich aber abgelehnt hatte.

„Nun, Sie wollen ja hier auch an Land gehen“, sagte er freundlich. „So haben wir dasselbe Ziel.“

Ich ließ diesen Wink des Himmels nicht unbenutzt, erklärte ihm die Schwierigkeit meiner Lage und bat ihn, mir zur Erledigung der Landungsformalitäten die erforderliche Summe zu leihen. Als geborener Gentleman streckte er mir das Geld bereitwilligst vor. – Wenige Minuten später wurde ein glücklicher Mensch in einem der mächtigen Landungskörbe auf den Lighter hinübergekrant. Mit einem Duzend Passagieren an Bord schoß die Pinasse durch die Brandung, dem Hasenkai zu. Stolz wie ein spanischer Grande passierte ich die Sperre. Ich verabschiedete mich von Mister Watson und seiner Tochter; erst nach einigem Sträuben war er dazu zu bringen, die geliehene Summe von mir zurückzunehmen. Wenigstens die Hälfte sollte ich behalten. Aber da war nichts zu wollen. Ich war und blieb der German squarehead (der deutsche Dickshädel).

Port Natal war von der eigentlichen Stadt Durban mehrere Kilometer entfernt. Sympathisch berührten mich gleich die eingeborenen Nilshaboy's. Diese hochgewachsenen, kräftigen Gestalten waren Zulu-Kaffern – oder richtiger ausgedrückt, nur Zulu, da diese lediglich einen bedeutenden Stamm unter den verschiedenen Kaffern Südafrikas bilden. Sie waren aufgezuzt mit mehr oder weniger reichem Kriegsschmuck, eine Mode, die sich bei ihnen als Zugmittel für Fremde her-

ausgebildet hatte, die aber keineswegs eines gewissen persönlichen Geschmacks entbehrte und gar nicht schlecht zu diesen wohlgebauten Schwarzen paßte. Den einen wehten Straußenfedern von dem Wollkopf und an den Kniegelenken, während Kopfhauben mit Stierhörnern oder gar Leopardenkappen anderen etwas Dämonisch-Wildes verliehen. Die schon mehr von der Kultur Beleckten trugen anstelle der kunstvoll gearbeiteten Schurzelle kurze weiße Hosen. Glasperlenschnüre, Hals- und Armspangen vervollständigten die bunte Tracht. Wie wild gewordene Pferde wetteiferten die Boys in der Höhe der Sprünge zwischen ihrer Doppeldeichsel, um die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu lenken und die Leistungsfähigkeit ihrer Lungen und Beine in das beste Licht zu stellen. Dies war etwas völlig Neues für mich; denn in dem nüchternen Australien hatte es ähnliches nicht gegeben. Ich trat an einen der Kerls heran, welcher Sprünge von geradezu phantastischer Höhe ausführte, und musterte ihn. Jeder Bildhauer hätte an dem Ebenmaß des Wuchses dieses bronzefarbenen Athleten seine helle Freude gehabt. Da ich mit Gepäck nicht überlastet war, hatte mein Zulu leichte Arbeit im Vergleich zu den anderen, deren Wägelchen theils mit zwei Personen, theils mit vielem Handgepäck beladen waren. In dem Trabrennen, das sich nunmehr entwickelte, ließ ich die zugleich mit mir Gestarteten bald weit hinter mir zurück und überholte auch die, die bereits einen beträchtlichen Vorsprung hatten. Jedesmal, wenn mein Boy einen seiner Konkurrenten überholte, ertönte sein begeistertes Kriegsgeschrei, begleitet von beifallheischem Grinsen. Ich lachte nicht mit dem Lob, und immer feuriger sauste mein schwarzer Renner dahin. Diese Naturkinder mußten wirklich fabelhafte Lungen haben, wie sie – und das stets bei gutem Humor – im Lauffschritt selbst die Steigung der Dünen mit den beladenen Ritschas nahmen. – Und doch, – war es nicht tragisch, daß diese Zuluboy's, deren Väter und Großväter noch als große Krieger der Schrecken Südafrikas gewesen, jetzt den Kriegsschmuck ihres tapferen Volkes als Aushängeschild benutzten, um als bessere Zugtiere die weißen Eindringlinge spazieren zu fahren? –

Im wahrsten Sinne des Wortes fuhr ich planlos in die Welt hinein. Wohl schwebten mir im Geiste die Goldfelder Johannesburgs vor; aber meine wenigen Pfund Sterling hätten bis dorthin nicht ausgereicht. Lieber wollte ich mich wieder einmal vom Schicksal treiben lassen, auf



wechselfreicher Walze Natal und Transvaal erst gründlich kennenler-  
nen, bevor ich an den „Rand“ kam. Gründlich, ja – denn mit „Geld  
und guten Worten“ kann man zwar überall durch; ob man jedoch auf  
diese Weise mehr als die Schale eines Landes und seiner Bevölkerung  
kennenlernt, bleibe dahingestellt. Sicherlich aber erfaßt man den Kern  
von Land und Leuten, wenn man sich als armer Teufel im Kampf ums  
Dasein durchschlagen muß, vorausgesetzt, daß man mit offenen Augen  
durch die Welt geht.

Die ersten Häuser Durbans wurden sichtbar. Und weiter ging es  
auf der breiten Hauptstraße, die von hübschen Landhäusern mit üppig  
bewachsenen Gärten eingefaßt war.

„Mister, where go?“ (Herr, wohin gehen?) fragte mich der Boy  
in gebrochenem Englisch. Er hätte mich ebensogut fragen können, ob ich  
die Quadratur des Kreises gefunden hätte.

„Go on“ (geh weiter), erwiderte ich lässig, mich an dem schönen An-  
blick der üppigen Vegetation ringsum erfreuend, die mir nach der lan-  
gen Seereise wohlthat. Die Gärten wurden spärlicher, die Häuser rück-  
ten mehr und mehr aneinander; wir näherten uns dem Zentrum der Stadt.

Wiederum ertönte in klassischem Englisch die Frage: „Mister  
where go?“

Und wiederum dieselbe Antwort: „Go on“.

Plötzlich ergriff mein zweibeiniger Gaul die Initiative: „Here  
sailor's bar“, grinste er mich verständnisvoll an.

Er war wohl genügend Psychologe, um zu erkennen, daß ich in mei-  
nem groben Seemannsanzug nicht die Absicht hatte, ins Grand Hotel  
zu steuern. – Allright! Der Schwarze hatte wirklich eine glänzende  
Idee. Denn was lag näher, als bei der feuchtwarmen Gewächshaus-  
temperatur, die gerade jetzt während der Regenzeit hier herrschte, einen  
eiskalten Shandy-Gaff (Bier mit Limonade) hinter die Binde zu kip-  
pen. Ich lohnte mein Bronzemedallion mit einem fürstlichen Trinkgeld ab.

„Mister, me wait?“ (Herr, ich warten?) fragte mich der Zulu.

„Wie du willst.“ Ich zuckte die Achseln.

Die Bar war gerade jetzt um die Nachmittagszeit nur schwach be-  
sucht. Ein halbes Dutzend Matrosen und Handwerker. Wie in den  
Kolonien üblich, lud ich die Anwesenden zu einem Trunk ein. Wenn  
dies auch mit der Schwindsucht meines Geldbeutels nicht recht in Ein-  
klang stand, so hatte es doch das Gute, daß ich mich als völliges „Green-

horn" im dunklen Erdteil gleich über allerlei Wissenswertes unterrichten konnte. Verschiedene andere, die gerade bei Kasse waren, fühlten sich nun ihrerseits verpflichtet, eine Runde auszugeben. Es entwickelte sich eine gehobene Stimmung, und ich erfuhr so manches, wofür ich sonst erst durch eigene Erfahrung Lehrgeld hätte zahlen müssen. Als mein Blick zufällig die Tür streifte, sah ich, daß mein wackerer Rikschaboy noch immer draußen wartete. Ich bedeutete dem schwarzen Gläser-spüler, der unweit vom Barkeeper stand, er solle meinem Boy einen Whisky-Soda hinausbringen. Verständnislos glotzte mich der Kasser an. Ich wiederholte meinen Wunsch und erfuhr nun, daß die Schwarzen keinen Alkohol trinken durften.

„Dann bring' ihm eine Limonade.“

„Wir bedienen hier keine Eingeborenen“, belehrte mich mit überlegenem Grinsen der Schwarze.

Dies war mein erstes Training in afrikanischer Rassen- und Eingeborenenpolitik. Ich wunderte mich damals; habe aber je länger je mehr die Notwendigkeit einer scharfen Trennung von Weiß und Schwarz würdigen gelernt.

Meine Zechgenossen lachten gutmütig über den kleinen Zwischenfall. Dieses „Greenhorn“ mochte ihnen schön dumm vorkommen.

„Zum ersten Male in afrikanischen Kolonien?“ wandte sich ein untersehter, intelligent aussehender Mann an mich, der bisher, fast ohne ein Wort zu reden, in meiner Nähe gestanden hatte. Von den übrigen mehr oder wenig rauhen Gestalten unterschied er sich durch eine gewisse schäbige Eleganz.

Bald befanden wir uns in lebhafter Unterhaltung. Ich erkannte, daß ich es hier mit einem Manne zu tun hatte, der nicht nur bessere Tage gesehen, sondern in allem, was Südafrika betraf, ausgezeichnet beschlagen war. Da wir uns sympathisch waren, seine pekuniäre Lage der meinen entsprach, er ebenso ziellos in die Welt hineinabenteuerte wie ich, so war die Interessengemeinschaft für uns ohne weiteres gegeben. Williams, so hieß mein neuer Kamerad, bestellte zum Schluß noch eine Runde. Dann bestiegen wir das Rikschameines noch immer wartenden schwarzen Freundes und wurden im Galopp nach dem Bahnhof transportiert. Es war höchste Zeit, als wir dort ankamen; denn schon kündigte sich das unvermeidliche Nachmittagsgewitter mit dumpfem Donnernrollen und schweren Regentropfen an. Raum hatten wir



unser Abteil bestiegen, als das Abfahrtsignal ertönte und der Zug in Richtung Pietermaritzburg abdampfte. Unter Donner, Blitz und wolkenbruchartigem Regen hielt ich meinen Einzug in Natal. – Sollte dies ein Vorzeichen dafür sein, daß ich dies Land Jahre später unter dem Donner britischer und burischer Geschütze erleben würde? –

Wir saßen allein in einem Abteil zweiter Klasse. Die Züge in Südafrika hatten nur erste und zweite Klasse für Europäer, und eine dritte ausschließlich für Eingeborene. Ohne sich lange nötigen zu lassen, packte Williams allerlei Interessantes aus seinem bewegten Leben aus:

„Ich stamme aus einer angesehenen Familie in Cornwallis, dem Süden Englands. Mitten in meinen Studien zum Mineningenieur ergriff mich Ende der achtziger Jahre das Afrikafieber. Ehe ich mich's versah, landete ich auch schon in Beira an der Mosambikküste und begab mich durch Portugiesisch-Ostafrika nach Salisbury, der Hauptstadt von Maschonaland, dem neuen Dorado der ‚Chartered Company‘, südlich vom Sambesi. Das bedeutete aber auch zugleich den Bruch mit meinem Vater, der mit seinen Verbindungen ganz andere Pläne mit mir hatte.“ – Aha, dachte ich, ein ähnlicher Fall wie dein eigener – es war wohl unser gleichgeartetes Geschick, das uns so schnell zu Freunden werden ließ. – „Ich tat mich zusammen mit einigen unternehmungslustigen Gesinnungsgenossen, die gleich mir über eine kleine Barschaft verfügten. Wir wandten uns ins Innere, um auf Gold zu prospekten. Hieß es doch, daß sich dort die Reste alter Minen befänden, von denen man nicht wußte, ob sie von den Portugiesen aus dem 16. und 17. Jahrhundert herstammten, oder ob sie gar identisch seien mit dem sagenhaften Goldlande Ophir der alten Phönizier. Vielleicht gelang es uns, hier ungeahnte Schätze zu heben. Wohl fanden wir verfallene Reste einst kunstvoll angelegter Bergwerke; auch Spuren von Gold, doch nicht rentabel genug zur Ausbeutung. Die Schätze hatten die verfloffenen Inhaber, wer immer sie auch gewesen sein mögen, mitgenommen und die Minen als stumme Zeugen vergangener Größe zurückgelassen. Nach diesem Mißerfolg sahneden wir auf Rechnung eines Kimberley-Diamantenmagnaten auf neue Goldlagerstätten. Es war anno 93. Wir hatten gerade ein leidlich rentables, hoch liegendes Reef gefunden, als es zwischen den im Süden angrenzenden Maschonaalaffern, die unter dem Schutze der Chartered Company standen, und den kriegerischen Matabelen zu Zusammenstößen kam, wobei die Maschonas, ein ziem-

lich feiges Paß, ohne weiteres zurückgetrieben wurden, während die wenigen dort lebenden Weißen unbehelligt blieben."

Ich hatte in Australien schon viel von dem letzten Matabelekrieg gehört und bat Williams, mir Näheres darüber zu erzählen.

"Da sind Sie bei mir an die richtige Adresse gekommen. Ich habe die Unterwerfung dieses tapferen Zulustammes von A bis Z mitgemacht."

"So sind die Matabele eigentlich Zulus?" fragte ich erstaunt. "Doch wie kommen sie dort oben nach dem Norden an den Sambesi?"

"Das will ich Ihnen gleich erklären: Die Negerstämme vom Sambesi bis zum Kap bezeichnen wir allesamt als Kaffern. Das Wort Kaffer stammt von dem arabischen 'Kafir', soviel wie Ungläubiger, Heide. Die Zulus bilden daher, ebenso wie die Basutos, Betschuanen, Herero und wie sie alle heißen, einen Stamm unter vielen. So ist der Zulu wohl ein Kaffer, aber nicht jeder Kaffer ein Zulu. Die Kaffern wiederum gehören zu der großen Negergruppe der Bantu oder Abantu, wie diese sich selber nennen und Süd- und Zentralafrika bis zum Mittellauf des Kongo und dem Quellgebiet des Nil bewohnen. Das entspräche ungefähr dem Äquator oder genauer dem 4. bis 5. Grad nördl. Breite als Rassengrenze der Bantu gegen den Sudan mit seiner anders gearteten Negerbevölkerung. — Große Völkerwanderungen fanden unter den Bantus in den letzten Jahrhunderten statt, so daß sich das Völkerbild in Süd- und Zentralafrika völlig verschoben hat."

"Also ähnlich wie zur Zeit unserer Völkerwanderung in Europa?" warf ich ein.

"Jawohl. So sind die Kaffern überhaupt erst im 17. und 18. Jahrhundert in Südafrika erschienen, vorher wußte man dort nichts von ihnen. Stärker, zahlreicher, kriegerischer, kulturell höher stehend, drängten sie die kümmerlichen Ureinwohner, die von der Jagd lebenden kleinen Buschmänner und die viehzüchtenden Hottentotten weiter und weiter nach Süden zurück, bis sie schließlich auf die Weißen in der jungen Kap-Kolonie stießen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, zur Zeit des großen Zulukönigs Tschaka, hatte einer von dessen Heerführern, Moselikatse, sich die Ungnade dieses südafrikanischen Napoleons zugezogen. Aus Furcht vor Strafe schlug er sich mit seinem Heerbann von zehntausend Kriegern nach Westen durch, legte zwischen sich und seinen gefürchteten Gebieter weite Strecken verwüsteten Landes, um sich vor Verfolgung zu sichern. Er unterwarf einen Teil der Basuto und



Barotse, wurde aber bald von den Buren zurückgedrängt und wandte sich nun nach Norden, wo er zwischen dem Limpopo und Sambesi das Matabelereich gründete. —

Zu meiner Zeit herrschte dort der mächtige König Lobengula, auf dessen Land die Chartered Company bereits ein Auge geworfen hatte. — Mit dem Einbruch der Matabelehorden auf Maschonagebiet war der „Causus belli“ gegeben. Dr. Jameson, der Statthalter von Maschonaland, sandte einen Unterhändler, in dessen Begleitung ich mich befand, nach Buluwajo, der Residenz des Königs, um Schadenersatz zu fordern ...“

„Dr. Jameson,“ unterbrach ich, „derselbe, der später den Einfall in den Transvaal machte?“

„Derselbe. Er war damals schon Cecil Rhodes' rechte Hand. —

Wir wurden von Lobengula mit allen Ehren empfangen und mit größter Gastfreundschaft behandelt. Er war ein älterer Mann von großer Körperfülle und gutmütigem Wesen. Eine Truppenschau mit darauffolgendem Kriegstanz von vielen tausend Kriegeren gab uns einen annähernden Begriff von seiner Macht. Betrug doch die Gesamtstärke seines Heeres über zwanzigtausend Mann! Der Eindruck dieses Festes war einfach überwältigend und wird mir unvergesslich bleiben. Der König erklärte, unseren Wünschen entgegenkommen zu wollen und berechnete Forderungen zu berücksichtigen. Doch die Chartered Company verlangte nicht mehr und nicht weniger von ihm als die Auflösung seines Heeres. Darauf konnte sich der bisher unbefiegte Herrscher natürlich nicht einlassen.“

„Die alte Geschichte vom Wolf und Schaf“, warf ich ein. „Das Prinzip aller erobernden ‚Kulturvölker‘: Rechtsgründe an den Haaren herbeizuziehen, um dem schwächeren Gegner die Schuld beimessen und selbst die gekränkte Unschuld spielen zu können.“

„Ungefähr so“, nickte der Engländer diplomatisch, „die Chartered Company rüstete zwei Freiwilligenkorps aus und marschierte von Tati und Maschonaland aus in Matabeleland ein. Ich befand mich bei der Maschonalandkolonne. Wir waren sechshundert Mann, Afrikaner und Abenteuerer aus aller Herren Länder, kurz, ein Menschenmaterial, wie man es für eine solche Expedition nicht besser wünschen konnte. Und der ebenso verwegene wie verschlagene Dr. Jameson war der richtige Führer für diese Truppe. Östlich von Buluwajo, am Bemwesi, erfolgte

plötzlich von allen Seiten mit ungeheurer Wucht der Angriff der Matabele. Wir befanden uns ihrer Elite, etwa zehntausend Mann, gegenüber. Doch wir waren vorbereitet. — „Schickt sie zur Hölle, Jungens!“, feuerte uns Dr. Jameson immer wieder von neuem an, und griff, wo es besonders hart herging, selbst in den Kampf ein. Das ununterbrochene Schnellfeuer unserer Schar allein hätte es kaum vermocht, der Übermacht und wilden Tapferkeit der Angreifer standzuhalten, wenn nicht ein halbes Duzend Maschinengewehre die Reihen des Feindes niedergemäht hätten. Ganze Berge von Leichen türmten sich vor uns auf, über die hinweg immer neue Haufen vorstürmten, uns mit einem Hagel von Asségais und Wurfskeulen überschüttend. Ungeachtet ihrer Wunden drangen die Kühnsten bis in unsere Wagenburg ein. Doch die Überlegenheit der Waffen entschied den Sieg für uns. Ohne weiteren Widerstand besetzten wir hierauf Buluwajo.”

„Und was wurde aus Lobengula und dem übrigen Teil seines Heeres?“ warf ich ein.

Das Gesicht des Erzählers verdüsterte sich.

„Ein trauriges Kapitel. Lobengula war ein Gentleman. Er hätte ein besseres Ende verdient. Hatte er doch in vorbildlicher Weise dafür gesorgt, daß den wenigen Europäern, die in seinem Lande wohnten, trotz des Krieges nicht ein Haar gekrümmt wurde. Von einem schweren Fieber befallen, zog er sich mit den Resten seines Heeres in die nördlichen Wildnisse zurück und starb dort an Leib und Seele gebrochen. Die Unterwerfung des Landes ging schnell vor sich. Jedoch nur scheinbar. Denn mit der Niederlage des einen Heerhaufens hielt sich dieses kriegerische Volk noch nicht für endgültig besiegt. Als infolge des Jameson-Raid nach Transvaal im Jahre 1896 Matabeleland von Truppen entblößt war, brach ganz unerwartet der große Aufstand aus. Mancher weiße Pionier mußte damals sein Leben lassen. Den meisten aber gelang es nach Buluwajo zu flüchten, das mit fieberhafter Hast in Verteidigungszustand gesetzt wurde. Die Matabele, durch die früheren Kämpfe gewisigt, beschränkten sich darauf, das befestigte Lager durch nächtliche Plänkleien zu beunruhigen und die Zufuhren abzuschneiden. Aus der immer kritischer werdenden Lage wurden wir schließlich durch ein starkes Entsatzkorps, das die britische Regierung schickte, befreit. In mehreren Treffen wurden die Matabele aufgerieben und allmählich ihre völlige Unterwerfung erzwungen. Matabele- und Ma-



schonaland wurden zu Ehren ihres Schöpfers Cecil Rhodes, unseres großen Kolonialpolitikers und Staatsmannes, unter dem Namen ‚Rhodesia‘ zusammengefaßt.“

Inzwischen hatte der Gewitterregen aufgehört, und die klare Luft gestattete einen weiten Blick in die Landschaft. Die ansteigenden Hügelketten erinnerten mich lebhaft an den Thüringer Wald, nur daß die Vegetation in diesem subtropischen Küstengürtel von größter Uppigkeit war. Hier wurde vorwiegend Plantagen- und Gartenbau betrieben, wogegen auf den offenen Halden Herden von Rindern, Ziegen und Schafen weideten.

Auf den folgenden Stationen stiegen verschiedene neue Reisende ein. Ungezwungen, wie es in den Kolonien hergeht, verallgemeinerte sich bei dem nötigen Tabaksqualm die Unterhaltung auf allerlei lokale Fragen. Ein stämmiger Bur, ein Farmer seines Zeichens, verehrte mir ein Stück einer dicken Rolle selbstgebauten Tabaks, der mir aus der kurzen Schagpfeife besser schmeckte als die schweren, in Caleform gepressten englischen Tabake.

Es war schon am Dunkelwerden, als wir nach dreistündiger Fahrt in Pietermaritzburg, der Haupt- und Regierungstadt Natal's, ankamen. In einem jener landläufigen, einfachen „Boarding“-(Logier-)Häuser nahmen Williams und ich Quartier. Es sind dies meist lange, niedrige Wellblechschuppen, innen mit dünnen Holzwänden ausgezimmert. Die Einrichtung der winzigen Räume ist denkbar einfach. Sie besteht aus einem oder zwei Betten, einem Tisch, Stuhl, einer Waschgelegenheit mit einem Spiegel und dem unvermeidlichen Nachtgeschir aus Emaille, dessen Vorzug in seiner Unzerbrechlichkeit besteht. Da unser Geldbeutel einiger Schonung bedurfte, stärkten wir uns auf unserer Bude an einer reichlichen Portion Bananen, die hierzulande in bester Qualität für ein Spottgeld zu haben waren. Diese vegetarische Abendmahlzeit war um so bekömmlicher für unser Wohlbefinden, als sie nicht mit Whisky-Soda begossen wurde. Mein Kamerad vertiefte sich bei düsterem Kerzenschein in eine noch düsterere „Penny-Dreadful“, wie mit englischer Kürze die Schauer geschichten für zehn Pfennig recht bezeichnend genannt werden, während mich nach den mannigfaltigen Eindrücken meines ersten Tages auf afrikanischem Boden der Schlaf schnell übermannte.

Einige Tage später schüttelten wir den Staub der sauberen Straßen Pietermaritzburgs von den Schuhen, um ihn mit dem kräftigeren Dred

der Landstraße zu vertauschen. Diese hatte, gleich der großen Bahnlinie nach Norden, als Endziel die Johannesburgur Goldfelder – „am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles“.

Wie mein Freund mit dem Instinkt des routinierten Wanderers richtig prophezeite, hatte sich uns keine passende Arbeit geboten. Immerhin hatte ich drei Errungenschaften in der behägigen Regierungsstadt zu verzeichnen gehabt: einen anständigen Anzug, ein Pfund Sterling und einen guten Freund. Der Anzug und das Geld stammten von einem reichen Engländer, den ich vergebens um Arbeit gefragt hatte. „So können Sie als gebildeter Weiser hier nicht herumlaufen“, hatte er gesagt und mir ein Stück aus seiner, sicherlich sehr reichlichen, Garderobe gegeben. Um das Maß seiner Güte voll zu machen, drückte er mir noch ein Pfund Sterling in die Hand. – Wie sonderbar doch manche Charakterzüge im Leben des Menschen sind! Ohne irgendein Schamgefühl nahm ich die Gabe dieses mir völlig Fremden an; wogegen ich mir niemals auch nur einen Pfennig von dem Australier Mister Watson hätte geben lassen, der mir durch die Rettung seiner Tochter bei dem Schiffsunglück moralisch stark verpflichtet war. – Als guter Freund aber hatte sich Williams erwiesen, der eine Stellung als Kasserboß (Aufseher über Eingeborene) ausgeschlagen hatte, um sich nicht von mir trennen zu müssen.

Wie verschieden doch Länder und gar Erdteile sind! Anders walzte sich hier, anders in Australien! War doch Australien ein typisches Land von Weißen gewesen, wo die wenigen kümmerlichen Reste der auf niedrigster Stufe stehenden Eingeborenen nur noch als Kuriosität vegetierten. Dort war der Europäer nicht eine Herrenkaste, sondern der eigentliche Herr des ganzen Landes, da er ja alle Arbeit selber leisten mußte. Somit war die Rassenfrage schon an und für sich gelöst. – Im Inneren Australiens, jenem typischen Gelände der Schafzuchtereien, war der Tramp oder „Swagman“ – der Bündelträger – eine alltägliche, ja notwendige Erscheinung. Er hatte Ansprüche darauf, auf jeder „Station“ seine bestimmte Ration an Mehl, Zucker, Tee, Salz, Tabak und Fleisch zu bekommen. Das war ein ungeschriebenes Gesetz; denn wie hätten die Großfarmen Arbeitskräfte bekommen sollen, wenn den Mittellosen und Suchenden in den weiten Steppen der Unterhalt gefehlt hätte? Mit welcher Wonne gedenke ich des lukullischen Weihnachtspuddings am Darlingfluß! Freudestrahlend präsentierte mir da-



mals mein Reisegefährte, einer jener typischen „Bushmen“, die das Innere Australiens nicht mehr verlassen, diesen Plumpuddingersatz, den er nach allen Befehlen der Buschlochkunst aus Mehl, etwas Backpulver und Zucker in einer sauber gewaschenen Socke in seinem Blechtopf liebevoll zubereitet hatte. — Der australische Tramp trug in seinem schweren „Swag“, quer über Brust und Schulter, Decken und Kleidung auf der einen, Kochgeschirr und Lebensmittel auf der anderen Seite; war es ein Goldsucher, so war die Traglast noch um eine geräumige Goldwaschschüssel, sowie Schaufel und Pickel, kleineren Formats, vermehrt. Derartige Bräuche von jenseits des Indischen Ozeans hatte mir mein afrikanischer Gefährte von vornherein abgewöhnt.

„Wir sind hier Weiße, Herren, keine Kaffern“, belehrte er mich. „Undenkbar für einen Europäer, hier mit einer Last auf der Schulter durchs Land zu ziehen. Schlimm genug schon, daß wir nicht zu Pferde sind und womöglich für Lumpen gehalten werden. An einem Dach über dem Kopf und einem Feldbett wird es uns nachts nie fehlen. An Essen auch nicht. Man wird uns nicht zu Kaffern herabwürdigen.“

So zogen wir unseres Weges, unbelastet von irdischen Gütern, ähnlich jenem griechischen Philosophen, der, gestrandet, allen Besitzes bar, von sich sagte: „Ich trage alles bei mir, was ich brauche.“

Der Gesprächsstoff ging uns nie aus. Ich ließ mich von Williams in die Anfänge der Zulusprache einführen, die er fließend beherrschte. Diese Studien entbehrten nicht einer gewissen Komik. Besondere Schwierigkeiten boten hierbei die „Klicks“, jene drei eigenartigen Schnalzlaute der Kaffersprachen, an denen die Zunge des Europäers Schiffbruch leidet. Weit zahlreicher noch und schwieriger sind die Schnalzlaute in den Sprachen der Hottentotten und vor allem der zwergartigen Buschmänner, deren Geschnalze schon mehr an Paviangeschnatter erinnert. — Katastrophal geradezu wurden meine Schnalzversuche, wenn es bergauf ging: mir blieb die Zunge am Gaumen kleben, also, im wahrsten Sinne des Wortes, die Spucke weg — meinem Freunde dagegen vor Lachen die Luft. Ich war daher nicht wenig stolz, als mein Lehrer mir erklärte, daß ich ein besonderes Talent für den afrikanischen Zungenschlag besäße. Charakteristisch ist ferner für die Kaffern — wie für alle Bantusprachen überhaupt, daß die Flexion — also die Beugung und Abwandlung der Worte — ausschließlich durch Präfixe oder Vorsilben geschieht. So heißt z. B. omuntu ein Mensch, die

Mehrzahl davon abantu oder bantu = Menschen, Volk, wie sich alle Bantuwölker selber bezeichnen. Die Kenntnis der Zulusprache hat sich für mich während meiner südafrikanischen Zeit als höchst wertvoll erwiesen, da sie die Grundlage für die anderen Kaffersprachen Südostafrikas bildet. — Auch bin ich noch heute meinem Walzbruder seligen Andenkens dankbar, daß er mein Englisch, das von Australien wie von Bord der Schiffe her mit allerlei neckischen Zutaten behaftet war, in eine würdigere Form brachte. — Nicht nur über Südafrika ließ ich mich belehren, nein, auch von der Entwicklung des britischen Weltreiches erfuhr ich durch meinen kenntnisreichen Freund so manches, wovon ich keine Ahnung hatte.

Besonders gefiel mir an Williams, daß er nicht den beliebten Fehler seiner Landsleute teilte, die oft recht strupellose Politik „Greater Britains“ durch Heuchelei und Sophistik beschönigen zu wollen. Ich meinerseits verfehlte nicht, dem Engländer gegenüber von Deutschlands Vergangenheit und Kulturmission zu sprechen und ihn von manchen insularen Vorurteilen zu kurieren. Wir kamen hierbei nicht selten zu dem gemeinsamen Schluß, daß ein ehrliches Zusammenarbeiten der beiden großen germanischen Nationen in jeder Hinsicht erstrebenswert sei: nicht nur in ausgleichendem gegenseitigen Interesse, sondern auch zum Wohle der übrigen Welt. — Diese Weisheit zweier Tramps mochte etwas Verlockendes haben, war aber — wie es der Gang des Schicksals späterhin zweimal mit eherner, blutgetränkter Schrift bewies — leider eine Utopie.

Als erste Etappe erreichten wir Howick, ein idyllisches Städtchen, abseits der Bahn, im Gebirge.

Vor dem einzigen Gasthof standen vier- und zweirädrige Wagen. — Hochbetrieb. Eine Hochzeit! Die Tochter des Gastwirtes hatte den Sohn eines Farmers aus der Nachbarschaft geheiratet. Wir drängten uns in die Bar, unter die Gäste. Der Brautvater ließ sich nicht lumpen. Speise und Trank war für alle frei. Das kam uns gerade recht. Williams und ich hauten eine gehörige Bresche in die Sandwiches, die, durch die nötigen Whisky-Sodas geölt, hemmungslos in den hungrigen Magen hinabrutschten. In dem Saal nebenan drehten sich, ziemlich schwerfällig, die Paare zu einer Musik, die eher zu einem Leichenbegängnis gepaßt hätte. Wer da spiele, erkundigte ich mich. — „Unser Küster“, wurde mir zur Antwort. Der Freitrunke hatte mich unternehmungslustig gemacht.



Ich wandte mich an den Wirt, dessen behäbige Gestalt im Vollbewußtsein der Wichtigkeit des Tages allenthalben auftauchte.

„Wäre es Ihnen recht, wenn ich einmal den Küster ablösen würde?“

„So, Sie spielen Klavier?“ erwiderte er freudig erstaunt. Ich nickte.

„Sie sind ein Deutscher?“

„Ja wohl.“

„Ja, Ihr Deutschen seid alle Musiker!“

Er zog mich durch die Tanzenden zum Klavier und stellte mich dem Küster vor, der mir mit einem Seufzer der Erleichterung seinen Platz überließ. Mit einem Schläge kam Leben in die Bude. Mit solchem Tempo und solcher Leidenschaft waren Walzer, Polkas und Märsche wohl noch nie über diesen Kasten hinweggerasselt. Die Musik verfehlte ihre Wirkung nicht. Bald drehte sich alles, was das Tanzbein schwingen konnte, in lustigem Durcheinander, jung und alt. Ich wurde der Held des Tages. In den Pausen staunte man über den deutschen „Virtuosen“, der plötzlich aus heiterem Himmel hereingeschneit war. Selbstverständlich nahm Williams an meinem Erfolge den lebhaftesten Anteil. Seiner Begeisterung über die ungeahnten Talente seines Freundes gab er in ausgiebigster Weise an den benachbarten Kuchenbergen Raum. Den Höhepunkt erreichte meine Kunst, als ich mit reichlich geschmiertem Heldenenor die bekannte Arie aus dem Troubadour schmetterte – unbekannt zwar in diesen Breiten, darum aber nicht weniger wirkungsvoll. Es war reichlich spät, als die letzten Gäste, schwer geladen, sich zum Heimweg entschlossen. Ein reicher Farmer fragte mich zu guter Letzt, ob ich seinen Kindern nicht Klavierunterricht geben wolle.

„Leider habe ich Klavierspielen nie gelernt. Ich kann keine Note.“

Ungläubig schauten mich die Anwesenden an.

„Ja, ja, es ist schon so. Ich spiele alles aus dem Kopf“, versicherte ich.

„Dann bringen Sie doch das meinen Kindern bei“, beharrte der Farmer, stark im Zeichen des Whisky. Wir lachten. Unmöglich, ihn davon abzubringen. Mit der Beharrlichkeit des Benebelten blieb er bei seinem Entschluß. Als wir ihn nach vielem Hin und Her in seine Kutsche gepackt hatten und der Capeboy zum Abschied mit der Peitsche knallte, schien der Klaviertraum plötzlich vergessen zu sein. Nachdem so alle glücklich abgeschoben waren, führte der Wirt Williams und mich in eines seiner Gastzimmer, wo uns zwei saubere Betten entgegenstrahlten. Welch Genuß für ein Paar schwergeprüfte Weltenbummler!

„Nicht wahr, Sie haben keine kleinen Mitbewohner?“ fragte der Wirt mit bedeutungsvollem Lächeln.

„Nein, darüber können Sie ruhig schlafen“, entgegneten wir mit dem Brustton berechtigter Überzeugung.

„Nun, so etwas kann ja vorkommen“, entschuldigte er sich gewissermaßen. „Also, gute Nacht.“

Am nächsten Morgen nahm mich unser freundlicher Wirt beiseite und fragte mich, ob ich nicht eine Stellung als Barman bei ihm annehmen wolle. Bei Festlichkeiten könne ich mir durch Klavierspielen noch Ertrageld verdienen. Ich überlegte. Das Angebot war nicht schlecht. Doch der Wandertrieb sowie die Freundschaft zu Williams erwiesen sich als stärker. Ich lehnte ab.

Der andere zuckte die Achseln: „Nun dann nicht. Wie töricht von Ihnen! Ich hoffe, Sie werden es nicht bereuen. Aber Ihre Mühe von gestern soll nicht umsonst gewesen sein.“ Er gab mir ein Pfund Sterling.

Wir nahmen noch ein kräftiges Frühstück ein. Die Frau des Hauses gab uns ein großes Paket mit Resten des gestrigen Hochzeitschmauses auf den Weg mit.

\*

Wie in der Natur Regen und Sonnenschein wechseln, so wechseln auch im menschlichen Leben gute und schlechte Tage. Daß das liebliche Natal nicht immer in Hochzeitsfesten schwelgte, hatte ich zu meinem Kummer die letzten Tage verbuchen müssen. Und nun gar jetzt: Stockfinster die Nacht. In feinen Strähnen rieselte der Regen herab. Friedend und naß kauerten wir im Schutze eines Wellblechschuppens irgend-einer gottverlassenen Haltestelle der Bahn.

„Fehlt nur noch ein Piano hier, damit ich einen Trauermarsch improvisiere“, meinte ich zu meinem Freunde.

„Damned, your piano“, preßte Williams zähneklappernd hervor. – Kein Wunder, daß er heute schlecht gelaunt war. Ein Malariaanfall schüttelte ihn.

„Kopf hoch, alter Junge!“ Ich reichte ihm meine Feldflasche, in der sich zu seiner Überraschung noch ein kräftiger Schluck Whisky befand.

„So ist's besser.“ Williams war versöhnt.

„Ich reflektiere stark darauf, daß wir heute nacht im Express nach den Goldfeldern fahren.“



Raum war mir das Wort entflohen, da rasselte auch schon ächzend, stöhnend, pfeifend ein Güterzug heran. In schier endloser Kette zogen die Wagen langsam an uns vorbei, bis das Ganze zum Stehen kam.

„Siehst du,“ sagte ich zu meinem Kameraden, „die Götter sind heute mit uns.“

Den matten Schein der wenigen Stationsfunzeln meidend, schlichen wir den Zug entlang. Die offenen Wagen hatten bei dem Dauerregen wenig Anziehungskraft für uns. Wir suchten nach etwas Besserem. Richtig, da war's. Der große, verdeckte Kasten dort kam uns gerade recht. Wir drückten die unverschlossene Schiebetür zurück und schwangen uns in den Wagen. Zwischen Kisten, Kasten und Säcken machten wir es uns so bequem wie möglich, wohlbeachtend, daß wir den Augen der Kontrolle entzogen waren. Nach längerem Warten ertönte das Abfahrtsignal. Der Zug setzte sich in Bewegung. Der Rhythmus der rollenden Räder wiegte uns bald in den Schlaf. Der Schlaf war tief und erquickend; das Erwachen weniger erfreulich – wie oft im Leben. Ich träumte von einer riesigen Dogge, die mich an der Kehle gepackt hatte. Abwehrend stieß ich sie von mir.

„Zur Hölle mit euch verdammten Kerlen!“ brüllte mich eine Stimme an.

Ich erwachte und blickte verständnislos auf eine Gestalt, die sich zornschraubend über die Kisten zu mir herabbeugte. Eine eiserne Faust hielt mich am Schlafittchen. Glücklicherweise wurde die grimmige Gebärde der Erscheinung gemildert durch das Ebenmaß einer Dienstmütze und einer mit metallenen Knöpfen besetzten Dienstjacke. Im gleichen Augenblick erwachte auch mein Partner aus seinen Fieberträumen. Mit vereinten Kräften versuchten wir unseren Peiniger von unserer Harmlosigkeit zu überzeugen. Wie alle aufbrausenden Leute war auch er bald durch gütiges Zureden beschwichtigt, erklärte uns aber, daß ihn die Dienstpflicht zwingt, uns vor den Stationsvorsteher zu bringen. Nun erfuhren wir auch, wo wir gelandet waren: in Ladysmith. Unser „Schlafwagen“ war für Harrysmith im Oranjesfreistaat bestimmt gewesen, der Endstation einer Seitenlinie von Ladysmith.

„Nun, da sind wir Ihnen ja eigentlich zu Dank verpflichtet“, sagte Williams zu dem Schaffner.

„Wieso?“ erwiderte dieser.

„Wir trampeln in der Richtung Johannesburg.“

„So, so. Ich dachte, für euch Tramps wäre es ganz gleichgültig, wo es hingehet“, meinte der andere mit dem spöttisch überlegenen Lächeln des sichergestellten kleinen Beamten.

„Geirrt, mein Herr. Wenn wir vom ‚Rand‘ als Millionäre hier einst wieder vorbeikommen, werden wir Sie nicht vergessen“, entgegnete mein Kamerad mit einem Anflug von Galgenhumor, gleichzeitig eine Chininpille zum ersten Frühstück in den Mund steckend. Der Bahnmensch, an dessen Wiege die Muse des Wises höchstwahrscheinlich nicht gestanden hatte, wußte nicht recht, was er aus dieser Antwort machen sollte. Er brach das Gespräch ab und führte uns mit undurchdringlicher Amtsmiene vor seinen Allgewaltigen. Dieser, ein würdiger älterer Herr, gewann ohne weiteres den Eindruck, daß es sich hier um einen bedeutungslosen Fall handelte und ließ uns ohne Schwierigkeiten weiterziehen.

Ladysmith war ein musterhaft angelegtes, englisches Kolonialstädtchen in bergiger, schöner Umgebung. – Wie seltsam doch die Wege des Schicksals sind! Hätte der friedliche Tramp damals wohl ahnen können, daß er wenige Jahre später als Kriegsmann unter dem Transvaalbanner diese gastliche Stätte bescheiden würde? –

Der vergangenen Regenwoche folgten jetzt Tage mit Sonnenschein. Berge und Täler prangten im schönsten Grün. Der Naturgenuß wäre vollkommen gewesen, wenn der Gesundheitszustand meines Freundes mir nicht Sorge bereitet hätte. Zu seinem Malariafieber gesellte sich ein Rückfall verschleppter tropischer Ruhr, die er sich in Rhodesia geholt hatte. Das war, wenn auch nicht unmittelbar gefährlich, so doch immerhin schwächend genug für den armen Kerl. Nach dreitägiger Wanderung erreichten wir Dundee, etwa sechzig Kilometer von Ladysmith.

„Ich glaube, es wird das beste sein, du gehst hier ins Hospital und kurierst dich einmal ordentlich aus“, riet ich Williams. „Ich werde inzwischen sehen, daß ich in einer der Kohlenminen Arbeit bekomme. Nachher kannst du vielleicht auch in einer solchen unterkommen; oder wir walzen mit meinem ersparten Gelde gemächlich weiter.“

„Fürchtbar nett von dir, alter Junge, aber ich schwärme nicht für Krankenhäuser. Da ist mir immer zumute, als ob der Sarg schon für mich fertiggemacht würde. Was man mir dort gibt, kann ich bei jedem Drogisten bekommen. Der Anfall wird überdies bald vorübergehen.“

Dabei blieb es. Er kaufte sich von unseren letzten Kröten Wismut,



Opium und Chinin in dem einzigen „Chemist-Shop“ (Apothek) des Ortes. – Bei den Engländern ist nämlich Apotheker identisch mit Chemiker, was uns Deutsche anfangs seltsam berührt. – Abends rettete wieder einmal das Klavier die Situation. Es war Sonnabend. Die mit Musik nicht gerade verwöhnten Kohlenminers nahmen mein Spiel mit Begeisterung auf. Was sie so lange entbehrt, holten sie jetzt doppelt und dreifach nach. Bald mußte ich den ganzen Chorus rauher Stimmen begleiten, bald die Leistungen besonders sangesfreudiger Solisten. Diese für mich oft qualvollen Ergüsse fanden glücklicherweise eine erfreuliche Abwechslung durch gelegentliche Steeptänze, welche von verschiedenen der Anwesenden kunstgerecht auf dem Dielenboden heruntergepoltert wurden. In vorgerückter Stunde und gehobener Stimmung trennte man sich, nachdem Williams nicht versäumt hatte, unsere leere Kasse durch eine einträgliche Sammlung für mein Klavierspiel wieder lebensfähig zu machen. Nach gut durchschlafener Nacht und einem kräftigen Frühstück wandten wir uns dem Bahnhof zu. Hier kam ich ins Gespräch mit einem Zugführer, dem das kranke Aussehen meines Gefährten auffiel.

„Arme Kerls, wenn ihr Lust habt, könnt ihr mit mir bis Newcastle fahren. Weiter kann ich euch nicht mitnehmen.“

Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und verschwanden unauffällig in seinem Abteil. – Edel sei der Mensch, hilfreich und gut – auch da, wo die anderen es nicht sehen, wo kein Lohn lockt! Wieviel besser könnte es um die Welt bestellt sein, wenn alle so handelten wie dieser menschenfreundliche Mann. –

Dort wo die Grenzen von Natal, Transvaal und Oranjerestaat zusammenstoßen, erhebt sich der nordwestliche Ausläufer der Drakensberge noch einmal zu imposanter Höhe. Dräugend ragt, zweitausend Meter über dem Meere, ein steiler Tafelberg empor. Kalt und hart – eine von der Natur bestimmte Grenzwaht.

„Majuba-Hill – der Majubaberg! –“, sagte ernst mein Begleiter. „Kein ruhmvolles Kapitel der englischen Geschichte: Es war zu Anfang des Jahres 1881. Wir hatten bereits zwei kleinere Niederlagen bei Laings-Neck und am Ingogo von den Buren einstecken müssen. Unsere Hauptmacht, ein Regiment, hatte sich dort oben verschanzt und wartete auf Verstärkung aus der Heimat. Aber man hatte die Taktik der Buren unterschätzt wie auch ihre Schießkunst. Im Schutze der Nacht waren sie

die Hänge emporgekrochen, und als der Tag graute, eröffneten sie das Feuer. Wo ein Kopf der unsrigen nur sichtbar wurde, diente er als Zielscheibe für die nie fehlenden Büchsen der ‚Vortreiber‘ (Burenpioniere), die unsichtbar hinter Felsen und Büschen in Deckung lagen. Den Überlebenden blieb nichts anderes übrig als die weiße Flagge zu hissen, um nicht bis zum letzten Mann wie Freiwillig abgeschossen zu werden. Mit diesem Siege war die Unabhängigkeit der Transvaaler entschieden.“

„Und England?“

„Es gab bei uns eine starke Partei, welche die Fortführung des Krieges forderte. Gladstone jedoch, der Führer der Liberalen, war dagegen. Schwerwiegende Gründe mögen den großen Politiker hierzu bewogen haben: die Stimmung unter den Buren Südafrikas ließ einen allgemeinen Aufstand befürchten. Bei den schlechten Verkehrsmitteln wäre eine Kriegführung für europäische Truppen ungeheuer erschwert gewesen. Auch war England anderweitig in der Welt zu sehr beschäftigt, als daß es sich auf ein südafrikanisches Abenteuer großen Stiles hätte einlassen können. Es wurde abgeblasen und ein Frieden geschlossen. – In jener Zeit prägten die Konservativen „Greater Britains“ die Bezeichnung für Gladstone und seine Partei ‚Little Englander‘.“

Es war gegen Abend, als wir Charlestown, den nördlichsten Grenzort Natal's, erreichten, der nur aus wenigen vereinzelt liegenden Häuschen und Gehöften bestand.

„Gerade keine sympathische Gegend“, bemerkte ich, auf die kahlen Bergausläufer zeigend.

Williams deutete auf eine breite Durchbruchsstelle, die einen unbegrenzten Fernblick auf eine baumlose Ebene gestattete: „Das Hochland von Transvaal.“

Obgleich die Sonne noch nicht untergegangen war, wurde es bereits empfindlich kühl. Befanden wir uns doch in einer Höhe von sechshundert Meter über dem Meere. Wie schon öfter zuvor, wenn wir nicht recht wußten, wohin, wandten wir uns nach dem Quartier der „Natal-Mounted-Police“ (der berittenen Polizei). Dort gab es in dem fast immer leeren Untersuchungsgefängnis für Weiße stets ein paar Pritschen und die nötigen Decken. Auch an einem frugalen Abendbrot und Frühstück fehlte es nicht. Hatte man besonderes Glück, so konnte es sogar bei Whisky und Tabak einen gemüthlichen Abend im Wachlokal geben. Die Truppe bestand aus einem ausgesuchten Menschenmaterial



von jungen, unternehmungslustigen Leuten, vorwiegend Engländern, Schotten, Afrikanern und anderen Angehörigen des Empire, aber auch Ausländern. Die „Compound“ (Barackenlager) in Charlestown war ziemlich weitläufig, da hier an der Transvaalgrenze eine größere Abteilung lag. Als wir in die Wachstube eintraten, um unser Anliegen vorzubringen, starrten sich der diensttuende Inspektor und Williams groß an.

„Mein Gott, Fred Williams, – lieber alter Junge!“ Der Polizeioffizier war aufgesprungen und schüttelte seinem alten Bekannten herzlich die Hand.

„Freut mich, dich so unerwartet wiederzusehen. Scheint dir ja ganz gut zu gehen.“

„Allem Anschein nach besser als dir, armer Kerl.“ Ein mitleidiger Blick streifte den kranken Mann in dem schäbigen Anzug. „Was kann ich für dich tun – du bist krank. Was fehlt dir?“

„So ziemlich alles. Gesundheit, Arbeit, Geld. Ja, ja, das Rad Buddhas dreht sich. Bin jetzt drunter. Möchte wohl wissen, wann ich wieder nach oben komme.“

„Malaria, nicht wahr?“

„Ja. Dazu eine verdammte chronische Dysenterie, die ich mir beim Matabeleaufstand geholt habe, als wir hinter den Kerls auf ihrer Flucht nach dem Norden her waren. Ich glaubte immer, dich bei dem Aufstand einmal irgendwo wieder zu treffen. – Wo hast du denn gesteckt während der ganzen Zeit?“

„Ich habe im Jahre 1895 den Jameson-Raid mitgemacht. Als uns die Buren auf unserem Marsch nach Johannesburg bei Krügersdorp gefangennahmen, wurde ich zusammen mit Dr. Jameson und seinen Offizieren nach England zur Aburteilung geschickt. Es war ja eine etwas tolle Geschichte, die sich die Chartered-Company mit Transvaal geleistet hatte. Aber die englische Regierung drückte ein Auge zu. Wir bekamen ein halbes bis ein Jahr Festung, – nebenbei gesagt eine sehr nette Erinnerung. Wir hatten viel Besuch, besonders von Damen, die uns mit Blumen und allerlei guten Dingen überschütteten und wurden förmlich wie Heroen gefeiert. Als ich aus der Haft entlassen wurde, wandte ich mich nach Natal und trat in den Dienst der N. M. P.“

Williams machte mich nun mit seinem ehemaligen Freunde, MacDonald, bekannt, dessen blonde Hünengestalt mich trotz meiner

sechs Fuß noch erheblich überragte. Sein freimütiges Wesen mußte ihm sofort jedes Herz gewinnen. Er ließ uns durch seinen Boy nach seiner Dienstwohnung führen, die nahe bei der Compound lag. Nachdem wir uns in dem Baderaum von dem Schmutz und Schweiß der Landstraße gründlich gefäubert hatten, ruhten wir uns in dem Gastzimmer aus, bis Macs große Gestalt, vom Dienst kommend, in Erscheinung trat. Wie angenehm war es, sich wieder einmal in einem so behaglichen Junggesellenheim zu befinden. Nach einem guten, reichlichen Abendbrot saßen wir bei Lagerbier und Tabaksqualm bis spät in die Nacht zusammen. Mac bot seinem Freunde an, solange bei ihm zu bleiben, wie er wolle. Vor allem müsse seine chronische Dysenterie einmal gründlich behandelt werden. Sie hätten in Charlestown einen ausgezeichneten Arzt, der auch die Polizeistation unter sich hätte. Dieser sei Spezialist in tropischen Krankheiten und habe schon die schwierigsten derartigen Fälle mit Erfolg behandelt. Auch werde demnächst ein Posten bei der Polizei frei. Er glaube, durch seine Beziehungen bei der Oberleitung, Williams dort ohne weiteres anbringen zu können, sobald er nur wiederhergestellt sei. Williams schien nicht abgeneigt. Aber meinerwegen zeigte er einige Bedenken, da er sich nur höchst ungern von mir trennen wollte. MacDonald war der Ansicht, daß sich auch für mich irgendwo eine Aushilfsstellung finden werde, bei dem Storekeeper (Kaufmann) oder den Farmern der Umgegend. Die Polizeitruppe werde demnächst eine Vergrößerung erfahren. Ob ich nicht Lust hätte, auch einzutreten; die Bezahlung wäre gut, der Dienst angenehm und abwechslungsreich, und Leute von meinem Schlage könne man immer brauchen. Das Angebot klang verlockend. Trotzdem lehnte ich dankend ab, da ich als Deutscher eine innere Abneigung verspürte in englische Dienste zu gehen. Auch war wohl der Wandertrieb in mir zu stark, als daß ich mich dauernd gebunden hätte. — Im allgemeinen habe ich bei Entschlüssen meines Lebens intuitiv, ich möchte fast sagen instinktiv gehandelt — etwa wie ein Jagdhund, der seiner Spürnase folgt und, wenn auch vielleicht auf Umwegen, sein Ziel erreicht. Habe ich mich hiergegen ausnahmsweise mal von dem sogenannten Verstand auf Kosten meines angeborenen Gefühls und Gewissens überrumpeln lassen, so stellte sich die anscheinende Klugheit früher oder später als Niete heraus. Nun, jeder mag nach seiner Fassung selig werden! —

„Es bleibt dabei“, sagte ich. „Ich wandere weiter nordwärts, und



du, Fred, bleibst hier. Es wäre ja Selbstmord, in deinem Zustand in die kalte, unwirtliche Hochebene hineinzutrampen. Und solch ein Angebot abzuschlagen, wäre ja glatter Wahnsinn!"

Damit mußte sich Williams wohl oder übel abfinden. Der Polizeiinspektor machte mich darauf aufmerksam, daß auf der Transvaalseite eine Paßkontrolle existiere und der Besitz von zehn Pfund Sterling nachgewiesen werden müßte.

Da zwinkerte Williams mit dem Auge und meinte: „Das ist wohl das wenigste. Wenn Jannasch durch will, kommt er auch durch, und wenn er sich in einen Astralleib verwandeln müßte.“

Am nächsten Morgen, nach einem guten Schlaf in einem guten Bett, verabschiedete ich mich. Die Trennung von Williams wurde mir schwerer als ich geglaubt; hatte ich doch in ihm nicht nur einen angenehmen Reisegefährten, sondern auch einen Freund und Menschen von anständiger Gesinnung gefunden. Vor allem aber hatte ich von diesem kenntnisreichen Menschen vieles gelernt, was sich weder auf Schulen noch durch Bücher aneignen läßt. Mehrere Male sah ich mich nach ihm um. Immer noch stand Williams winkend am Gartentor, bis der Weg abbog und ich seinen Blicken entschwunden war. Wir haben uns noch ein-, zweimal geschrieben und dann nie wieder voneinander gehört.

Auf dem Wege zur Grenzstation holte ich einen jener typischen, vor-sintflutlichen Burenwagen ein, der mit acht Joch Ochsen bespannt, gemächlich fürbaß zog. Man lache mir nicht über diese schwerfälligen Wagen mit der Zeltplane über dem Hinterteil. Haben sie doch eine große Kulturrolle in der Entwicklung Südafrikas gespielt, und spielen sie, trotz Eisenbahn und Auto, noch bis auf den heutigen Tag. Auf ihnen sind die alten Vortrecker mit Weib und Kind in das wilde Innere des dunklen Erdteils hineingezogen. Auf ihren Wagenburgen haben sie den Angriffen der kriegerischen Kafferstämme siegreich widerstanden. Zu Ehren solcher Pionierarbeit haben auch die Südafrikanische Republik, wie der Transvaal offiziell hieß, ebenso wie der Oranjesfreistaat, dem alten Burenwagen in ihrem Wappen ein ewiges Denkmal gesetzt. Je nach der Schwere des Wagens und der Stärke der Ochsen ziehen zwölf bis achtzehn Tiere, also sechs bis neun Joch. Ein Kafferboy leitet an einem Riemen die Frontochsen, während der Treiber, entweder ein Bur oder Capeboy, mit „Kosenamen" und Peitschenknall seine gehörnte Garde in Zug hält. Es ist geradezu unglaublich, mit

welcher Geschicklichkeit der Bur sich auch durch das schwierigste Gelände mit seinem vierrädrigen Wanderhäuschen hindurchwindet. — Der Bur vor mir, ein graubärtiger, großer Mann, rief ermunternd seine Ochsen bei Namen und schwang mit beiden Armen die vier Meter lange Peitsche mit dem doppelt so langen Riemen. Ich hielt mich im Hintergrund, um nicht in den Wirkungskreis seines sicherlich sehr schmerzhaften Antriebmittels zu geraten.

„Ackermand, Ackermand“, brüllte er unaufhörlich. Aber der Angeredete schien nicht hören zu wollen. In weitem Bogen sauste der Riemen durch die Luft, um plötzlich mit tödlicher Sicherheit auf den Rücken eines widerspenstigen Jungochsen weiter vorn niederzuzufallen. Der Erfolg war augenfällig. Ackermand schnellte empor, ging in Reih und Glied und drängte förmlich vorwärts.

„Goeien dag, Dom“, begrüßte ich den Buren, den Alteren nach Burenbrauch als Dom bezeichnend.

„Goeien dag ou, Neef“, gab er nicht unfreundlich zurück, mich vom Kopf bis zu Füße mustern. „Du bist ein Deutscher, kein Engländer, nicht wahr?“

„Jy het reg, Dom“ (Sie haben recht, Ohm), nickte ich. Damit war ich am Ende meines Afrikaans angelangt.

Afrikaans, wie das Burisch-Holländische genannt wird, hat sich mit der Zeit in Wort und Schrift, besonders in letzterer, derart vom Holländischen entfernt, daß es sich mehr und mehr zu einer eigenen Schriftsprache entwickelt. Aus diesem Grunde, wie auch wegen seiner nahen Verwandtschaft mit unserem Plattdeutsch, besonders dem Friesenplatt, habe ich in diesen südafrikanischen Erinnerungen der afrikaans'schen Schreibweise, die übrigens eine erhebliche Vereinfachung der holländischen bedeutet, entsprechend Rechnung getragen.

Der Afrikaner mischte einige Brocken Englisch unter sein Afrikaans, das ich als Deutscher ganz gut verstehen konnte; während er Englisch besser verstand, als er es sprach. So radebrechten wir lustig in den beiden Sprachen des Landes. Ich klagte ihm meine Not, daß ich hinüber nach Transvaal wollte, aber kein Geld und keinen Paß hätte. Das wäre halb so schlimm, meinte der Bur gutmütig, dabei könne er mir helfen. Er brächte gerade Getreide nach Volksrust über die Grenze; er sei überall bekannt, wenn irgend jemand etwas von mir wolle, sei ich einfach sein neuer Fuhrnecht. Als der Wagen durch den Schlagbaum



an der Grenze rasselte, lag ich wie ein Schlafender, in eine Decke gehüllt, unter der Plane. Kein Zollbeamter dachte auch nur daran, den Wagen des alten Bekannten zu durchsuchen. In dem Bestimmungsort meines Gönners angelangt, half ich als Gegenleistung noch die Säcke abladen. Als Belohnung hierfür erhielt ich von dem Käufer das Mittagessen. Bald darauf hatte die baumlose Grassteppe das seltene Vergnügen, einen einsamen weißen Fußwanderer über sich hinwegschreiten zu sehen.

## 2. Kapitel

### Im Burenland

Begegnung mit *Minenboys* / Ein irischer *Lill Eulenspiegel* / Der verhängnisvolle *Napffluch* / *Ade Landstraße* / Im südafrikanischen *Heidelberg* / *Mam für Alles* / *Mrs. S.* / *Asternoon-Tea* / *Rassige Pferde und heiße Herzen* / *Der Abschiedstrunk an der Quelle* / Ein *Pavian* auf *Abwegen* /  
Auf nach *Johannesburg*

Achtzig Kilometer nordwestlich von der Grenze war es bis zu der nächsten größeren Eisenbahnstation *Standerton* im gleichnamigen Distrikt. Überhaupt tragen in Südafrika Distrikt und Hauptort meist den gleichen Namen. Nicht minder als der Schlagbaum hatte der Charakter von Land und Leuten einen Strich zwischen die beiden Nachbarstaaten gezogen. Nach allem, was ich bisher gesehen, schnitt bei einem Vergleich die britische Kolonie, die ich soeben verlassen, entschieden besser ab. Fast reute es mich, daß ich dem lieblichen *Natal*, mit seinen Hügeln, Bergen, Hängen und Tälern, seiner gastfreien, wohlhabenden, weißen Bevölkerung und den freundlichen Eingeborenen den Rücken gekehrt hatte, um es mit der unwirtlichen, rauhen Hochebene *Transvaals* und seiner wortkargen, zugeknöpften burischen Bevölkerung zu vertauschen. Die wenigen Farmen, abseits der Bahn, waren wie kleine Oasen schon weithin durch angepflanzte Bäume kenntlich. Eine gewisse *Lethargie* lagerte über der Landschaft. Aus diesem stumpfsinnigen Einerlei wurde ich jedesmal aufgerüttelt, wenn ein Burenwagen mit seinem reichlichen Ochsenvorspann oder ein einsamer Reiter meinen Weg kreuzte. Ich begegnete einem Trupp *Kafferboys*, der sich schon von weitem durch Gesang ankündigte. Ein eintönig Lied von wenigen Takten, die sich ewig wiederholten, schwach in der Melodie, stark im Rhythmus, ganz der Umgebung angepaßt. An jedem der Kerls schien ein Kapellmeister verlorengegangen zu sein, so taktmäßig hoben und senkten sie ihre „*Nobkiris*“, jene Stöcke mit der schweren Holzklugel, die *Nahkampfwaffe* der südafrikanischen Eingeborenen. – Grotesk genug war der Aufzug dieser



kulturbelegten Wilden. Die einen steckten in Hosen bei entblößtem Oberkörper; andere trugen Jacken oder Westen über dem Lendenschurz aus Fell, unter dem lange, schwarze Storchbeine hervorschauten; wieder andere hatten als Umhüllung des Körpers bunten europäischen Decken den Vorzug gegeben.

„Saku bona mnumsa!“ – Guten Tag, Herr! – begrüßten sie mich, nach alter Stammesitte den rechten Arm emporhebend. – Ich merkte, daß ich im Burenlande war, wo der Schwarze dem Weißen unbedingten Respekt schuldig ist, selbst wenn er sich in einem so wenig herrenhaften Zustand befand wie jetzt ich. Ich erwiderte den Gruß ebenso freundlich. Erstaunte Blicke musterten mich. Hier, wo die Bahn lief, ein Weißer zu Fuß auf der Wanderung, das gehörte wohl nicht zum Alltäglichen. –

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder.“ Ich knüpfte ein Gespräch mit den Schwarzen an. Wir verständigten uns in einem neckischen Gemisch von Englisch, Zulu und den internationalen Idiomen der Mienen- und Zeichensprache. In pietätvoller Erinnerung an meinen Sprachlehrer Williams bemühte ich mich nach Kräften, die mühsam erlernten Schnalzlaute zur Geltung zu bringen, was allgemeines Grinsen auslöste. Kurz, es funktionierte blendend. Diese Leute kamen von Johannesburg, wo sie an den Minen gearbeitet hatten. Mit den Ersparnissen ihrer ein- oder mehrjährigen Arbeit lehrten sie jetzt beglückt in ihre heimatlichen Kraale im Zululand, dem Eingeborenen-Reservat im Norden Natal's, zurück. Da sie sich erst den dritten Tag auf der Wanderung befanden, so mußten sie nach meiner Berechnung siebzig bis achtzig Kilometer täglich hinter sich gebracht haben. – Raum glaublich! – Mit solchen Pferdelungen konnte man sich leicht die Ausgaben für die Eisenbahn ersparen. Die Nachrichten von oben lauteten nicht eben ermutigend. Viele Minen stoppten. Schwarze wie Weiße wurden entlassen.

Als wir uns trennten, blieb ein treuherzig aussehender Bursche zurück und sagte: „Ich habe einen sehr guten ‚Baas‘ gehabt, bei dem ich viel Geld verdient habe. Ich möchte dir helfen.“ Damit steckte er mir verstoßen, fast verschämt, ein Goldstück zu, und lief mich sprachlos stehen lassend, seinen Kameraden nach. Ich war gerührt von soviel Herzensgüte, die ich mit dem üblichen Vorurteil des „Kulturmenschen“ bei

einem Schwarzen zuletzt vermutet hätte. – Es ist schon so: Die Sonne scheint über Gut und Böse, bei diesen primitiven Menschen wie bei uns. –

Am Nachmittage meiner ersten Wanderung auf Transvaalboden wurde ich von einem Wolkenbruch überrascht. Ich war schon ziemlich durchgeweicht, als sich mir rettend ein winziges Wellblechhäuschen in den Weg stellte. Ich trat ein. Der einzige, kleine Raum war leer. Die ganze Einrichtung bestand aus einem Haufen alter „Times“, die verstreut auf dem Boden lagen. Sie mochten einem Wächter der Eisenbahn die Stunden des Stumpfsinns verkürzt haben. Ich streifte die Geschehnisse, die einige Monate zuvor die Welt erschüttert hatten. – Und sie stand doch noch, und sie wird noch unendliche Zeiten weiter stehen! Wie überflüssig mir all dies aufgedunsene Getratsche vorkam. Schade, daß Williams nicht bei mir war! Er hätte mich gleich im Englischen vervollkommen können. Ich hatte noch nicht lange gelesen, als sich Schritte nahten. Die Tür öffnete sich. Vor mir stand eine mittelgroße Gestalt in verschliffenem Helm.

„Good evening, mate!“ Kurze, ungekünstelte Begrüßung zweier Menschen derselben benachteiligten Berufs- oder Nichtberufsklasse, die das Schicksal in einer ungemütlichen Lage zusammenwürfelt.

„Heilige Jungfrau, ein nettes Wetter!“ Hiermit entledigte sich der Ankömmling seiner Bürde und des triefenden Ölzeugs. So einfach sein Arbeitsanzug aus blauem Drilllich war, so peinlich sauber war der Eindruck seiner Gesamterscheinung. Das Gesicht zeigte die Züge eines Komikers groben Stiles. Ein Paar graugrüner, rastloser Augen, denen nichts zu entgehen schien, lugten verschmizt in die Welt. Dazu rötliches Haar. Gerade kein übermäßig vertrauenerweckender Typ, aber trotzdem nicht unsympathisch.

Er stellte sich mir vor als Jim Murphy, geborener Irishman – ein Zusatz, der sich eigentlich erübrigte, da der Name Murphy auf der Grünen Insel ungefähr so selten ist wie bei uns Müller und Schulze. Auch konnte man ihm den Iren auf zehn Schritt Distanz ansehen und -hören; wobei es ihm ähnlich erging wie bei uns den Sachsen. Auf meine Frage, was er von Beruf sei, erwiderte er stolz: „Prospektor!“ – Dieses englische Wort, soviel wie Mineralsucher, hat, nebenbei gesagt, einen recht dehnbaren Radius, nämlich vom Goldwäscher bis zum Mineningenieur.

Er käme von den Vereinigten Staaten, wäre in Arizona und Colo-



rado gewesen, habe „up and downs“ (rauf und runter) gehabt und zuletzt sein Vermögen in Spekulationen verloren.

Letzteres war für mich nichts Neues. Er unterschied sich hierin nicht von anderen Prospektors, die alle mindestens einmal ihr Glück gemacht und verscherzt haben und wenn auch nur in ihrer Einbildung! Natürlich zeigte ich das größte Interesse an seinem Mißgeschick, was ihm sichtlich wohlthat.

„Sonderbar, daß wir uns längs der Bahnlinie nicht vorher bemerkt haben“, sagte ich.

„Wie sollten wir“, erwiderte er. „Ich komme von einer Farm, die eine Stunde von hier abseits des Weges liegt. Dort habe ich einige Tage bei einem Buren gearbeitet, um ein paar Schillinge zu verdienen. Aber der Satansbraten hat mich rausgeschmissen, ohne mir einen Cent zu zahlen.“

„Was hattest du ausgefressen?“

„Ausgefressen? Gar nichts.“

Ich konnte einen gewissen Zweifel nicht unterdrücken. Der andere sah gar zu pfiffig drein.

„Na, na. Wohl so ein bißchen ‚cherchez la femme‘. He!“ Ich zwinkerte mit dem Auge.

„So etwas Ähnliches. Wenn's auch nur ein hübscher schwarzer Teufel war. Ist es denn ein solches Kapitalverbrechen, mal mit einer Raffer-magd anzubändeln?“

„Mit einer Schwarzen, ausgerechnet unter Buren, das ist Tod-sünde!“ lachte ich überlegen und brachte so meine Wissenschaft, die ich von Williams geerbt, an den Mann.

„Hm, sonderbare Leute, diese Buren.“

Ich zuckte philosophisch die Achseln: „Man muß mit den Wölfen heulen. – Gab es denn gar keine weiße Weiblichkeit, wo du warst?“

Jim Murphy schüttelte trübe den Kopf. „Kam gar nicht in Frage. Die beiden Töchter des Hauses waren verlobt; da hätte mir noch was Schlimmeres blühen können. Hatte keine Lust, die Schrote einer Burenflinte in meinem Gefäß zu verspüren oder die Zähne der Hunde in meinen Beinen.“

„Immerhin ein mildernder Grund. Schön war es übrigens nicht, einen armen Teufel wie dich unbezahlt vom Hofe zu jagen.“

„Christliche Moral!“ ergänzte der andere, auf die notorische Frömmigkeit der Buren anspielend.

„Wie wär's mit etwas Essen?“ Ich öffnete ein kleines Paket, dem ich eine Büchse Corned beef und Brot entnahm.

„Ausgezeichnet. Gleich dabei“, stimmte der andere zu. „Habe auch noch etwas beizusteuern. Aber zu solch einem Göttermahl muß man auch würdig erscheinen.“ Hiermit entnahm er seiner Wandertasche ein kleines Rasierzeug. Das nötige Wasser bot die Dachrinne im Überfluß. Im Nu war Schaum geschlagen, das Messer abgezogen. Nie habe ich jemanden sich so schnell und sauber ohne Spiegel rasieren sehen!

„Ich mache dir einen Vorschlag“, sagte ich. „Gründen wir eine G. m. b. H. Du rasierst die Leute, und ich spiele Klavier dazu.“

„Kapitale Idee! Und wenn ich jemanden schneide, so pfeife ich. Dann spielst du einen Trauermarsch.“

„Und wenn es ein gutes Trinkgeld gibt?“ fragte ich.

„Dann wird ‚God save the Queen‘ gespielt.“

„Halt! Als Deutscher stelle ich Anspruch auf ‚Heil dir im Siegerkranz‘!“

„Auch gut. Singen wir Duett.“

Mit Grandezza präsentierte der Ire Sardinien und Jam aus seinem Gepäck. Seine Decke ersetzte einen Diwan, die umfangreichen Times das Tischtuch. Das klassische Mahl, gewürzt von Geist und Humor, nahm einen durchaus würdigen Verlauf. Den Höhepunkt der Gemütlichkeit jedoch bildete der Schluß mit einem kräftigen Schluck Whisky zur Shagpfeife. Beim Schein eines Kerzenstummels bereiteten wir unser Nachtlager, das der Ire vorsorglich mit den riesigen Bogen der Times auspolsterte, wobei er meinte: „Was ich an Zeitungen am meisten schätze, ist, daß sie schlechte Wärmeleiter sind. Und die vom größten Format sind die besten. Sie werden eigens für uns Tramps hergestellt.“

Ich lachte.

„Ja, so ist es. Oder weißt du nicht, daß der erste Verleger, der das große Format schuf, dies aus pietätvoller Erinnerung an seine Laufbahn, die er als Tramp begonnen, getan hat?“

„Und wie hieß dieser Menschenwohltäter?“

Der andere schien einen Augenblick nachzufinnen. „Tut nichts zur Sache. Komme gerade nicht auf den Namen, – war aber ein Ire, wie so viele große Männer, die die Engländer für sich beanspruchen.“



Ich lachte, da ich annahm, daß er in seiner gewohnten Weise ullte. Da sagte er fast beleidigt: „Ist das etwa nicht so? War etwa Blücher (sprich in englisch ‚Blutscher‘) kein Ire?“

Ich wieherte.

Da ereiferte sich der andere und hielt seine sonderbare Behauptung allen Ernstes aufrecht. Vergebens suchte ich als geborener Preuße und Deutscher ihn eines besseren zu belehren: Generalfeldmarschall Blücher war und blieb für ihn ein Irishman.

„Na, dann nicht, Pat“ (Pat ist der harmlose Spitzname der Iren nach ihrem Nationalheiligen St. Patril), schloß ich die fruchtlose Diskussion. „Wir werden uns deshalb hier keine zweite Schlacht bei Waterloo liefern.“ – Das taten wir denn auch nicht, sondern drehten uns jeder nach seiner Seite. Ich aber dachte bei mir: schade um diesen mutterwitzigen Sohn der Grünen Insel, bei etwas mehr Bildung und Kenntnissen hätte er einen großen Humoristen abgeben können. – Und bald fielen wir beide in tiefen Schlaf.

Als ich nach einer gut durchschlafenen Nacht mit dem Morgengrauen erwachte, war es bitter kalt geworden.

Der Himmel hellte sich auf, und was wir am Tage zuvor durch den Regen versäumt, holten wir nun mit einem Gewaltmarsch nach. Auf den peinlichen Fall „Blücher“ kamen wir übrigens nicht mehr zu sprechen. Die lustige Art, der Mutterwitz meines neuen Gefährten ließen glücklicherweise Langeweile und Müdigkeit in dieser Einöde nicht aufkommen. Schier unerschöpflich war das Repertoire seiner Witze und Anekdoten. Hier eines seiner Geschichtchen, dessen ich mich gerade erinnere:

Ein irischer Seemann hatte von einer weiten Reise einen Papagei mitgebracht, der unterwegs im Matrosenlogis das ganze Register englischer Seemannsflüche gelernt hatte. Bei seiner Heimkehr nach Dublin verkaufte er das Tier an einen Pastor, der nichts davon ahnte, auf welch weite Gebiete sich die Sprachgewandtheit seines neuen Hausgenossen erstreckte. Freudestrahlend schenkte er ihn seiner Frau zum Geburtstag. Doch welch' Entsetzen, als beide bewundernd vor dem schönen Vogel standen und dieser sie in den wüfsten Ausdrücken zur Hölle verwünschte! Alle Erziehungsmethoden des Gottesmannes, Zureden, Mahnungen wie Prügel versagten. Nur die schmutzigsten, jedes Christenmenschen unwürdigen Ausdrücke waren die Antwort des un-

gerateneu Vogelz. — Ein Tierhändler, den der Pastor kannte, gab ihm den Rat, er solle, sobald das Tier wieder fluche, es mit seinem Käfig gründlich in der Luft herumschleudern. Das würde ihm eine Lehre sein. Zu Hause angekommen, hatte der Geistliche bald Grund genug, das neue Rezept anzuwenden.

„Warte Bursche,“ rief er dem fluchenden Vogel zu, „ich werde dich lehren!“ Damit faßte er den Käfig am Griff und schleuderte ihn mit dem kreischenden Vogel unaufhörlich im Kreise herum, bis ihm der Arm erlahmte. Gespannt folgte die Gattin den heroischen Bemühungen ihres Mannes. Es dauerte eine Weile, bis das Tier von dieser drastischen Kur wieder zu sich kam. Der Papagei plusterte sich auf, schaute sich verduzt um und schrie unaufhörlich:

„So ein verdammter Taifun! So ein verdammter Taifun!“

\*

Am dritten Tage meiner Transvaalwanderung erreichten wir in früher Stunde das Städtchen Standerton. Wir kamen an einen Fleischerladen. Ich wollte Wurst für uns kaufen.

„Kaufen?“ meinte mit überlegenem Lächeln mein Kamerad. „Laß deine Moneten stecken; die können wir vielleicht später noch besser gebrauchen.“

Mit der Sicherheit des erfahrenen Fechtbruders betrat er den Laden. Ich wartete geduldig draußen und weidete mich an den Auslagen im Schaufenster. Plötzlich hörte ich heftige Worte. Einen Augenblick später glitt Murphys Gestalt schattenartig in eiligem Rückzug an mir vorbei. Die Tür wurde von einer Metzgergestalt riesigster Dimensionen ausgefüllt, die hochroten Kopfes, schimpfend und fluchend mit dem Hackbeil herumfuchtelte.

„Dieses Lumpenpaß wird immer frecher!“ keuchte der Dicke, dem leichtfüßigen Flüchtling, der eben um die nächste Ecke bog, einen wütenden Blick nachsendend. Ich tat, als ob mich die ganze Sache nichts anginge, wartete, bis der aufgeregte Mann sich etwas beruhigt und wieder hinter den Ladentisch zurückgezogen hatte. Dann erstand ich mir für einige Schilling „German sausage“, deutsche Wurst. Bald darauf hatte ich meinen Iren wieder aufgegabelt und fragte ihn neugierig, was er sich denn mit dem Dicken geleistet hätte.

„Gar nichts weiter“, lautete trocken die Antwort. „Ich habe nur gut Trisch mit ihm gesprochen.“



Ich war gespannt wie ein Fiedelbogen. Ohne sich lange bitten zu lassen, gab Murphy mir folgende Probe von dem, was er „gut Trisch“ nannte:

„Ich bat zuerst den Fleischer, mir etwas Wurst zu schenken, da ich seit längerer Zeit nach Arbeit suche und kein Geld hätte. Der Grobian erwiderte, daß er an Tramps nichts zu verschenken habe. – ‚Auch nicht ein paar kleine Reste?‘ – ‚Habe keine Reste.‘ – ‚Dann muß Ihr Geschäft wirklich recht gut gehen‘, meinte ich. – ‚Geht dich nichts an.‘ – ‚Dann, bitte, für drei Pence rough stuff (rauhem Stoff).‘ Der Fleischer sah mich erstaunt an. ‚Rough stuff?, was ist das?‘ – ‚Was, das wissen Sie nicht?‘ – Der Schlächter schüttelte verständnislos den Kopf. ‚Rough stuff ist‘, klärte ich ihn nunmehr auf: ‚Ohrlöcher, Augenlöcher, A...hlöcher und jedes verdammte Dings, aus dem man Suppe machen kann.‘ – Statt mir für diese Aufklärung dankbar zu sein, griff das Fettschwein wie ein wild gewordener Siouxindianer nach seinem Tomahawk. Auf einen so ungleichen Kampf konnte ich mich natürlich nicht einlassen. Was dann geschah, weißt du ja. Jedenfalls der moralische Sieg war mein!“

Wir zogen weiter und rasteten an einem Bächlein, dessen silberklares Wasser zu einem kühlen Trunkte einlud. Murphys scharfes Auge schweifte kritisch hinüber nach einer Farm, die etwa zehn Minuten entfernt lag. Ich sah es ihm schon an: er wollte diese friedlich abgelegene Stätte heimsuchen.

Ich sagte: „Wir haben für heute Proviant genug und Geld ist auch noch da.“

Weise erwiderte Murphy: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not.“

„Laß diese unfreundlichen Buren lieber ungeschoren.“

Ein mitleidig-spöttischer Blick traf mich. „Bist zu sehr Gentleman. Wirst niemals richtig fechten lernen.“ – Und in feierlich-pastoralen Ton übergehend, belehrte er mich: „Keine falsche Scham, Bruder. Sind wir nicht alle Christenmenschen? Sollte nicht einer dem anderen helfen, dem's schlecht geht?“

Hiermit machte er sich auf den Weg. Ich schaute ihm nach. Fast beneidete ich diesen Lebenskünstler um seine Unverfrorenheit. Erwartungsvoll sah ich seiner Rückkehr entgegen. Da kam er. Sorgfältig in seine Bluse gewickelt, präsentierte er ein mysteriöses Etwas. „Kate!“ rief er mit sieghaftem Lächeln. – Und ich riet und riet, allerlei schöne

Dinge, die eines Tramps Herz erfreuen können: frisches Brot, Maiskolben, Konserven, Braten – alles falsch. Da öffnete er das Palet: ein leibhaftiger Napfkuchen! Frisch und lieblich duftend, in tadelloser Aufmachung auf sauberer Porzellanschüssel. Und das hier draußen in der ungasstlichen Steppe! Jimmy war mindestens um zehn Grad in meiner Achtung gestiegen. Ich machte auch kein Hehl hieraus. Er weidete sich an meiner Begeisterung.

„Wie hast du das nur fertiggebracht?“ fragte ich.

Der „Fechtmeister“ zuckte die Achseln und sandte einen vielsagenden Blick nach dem Hause. „Du siehst, daß auch von den Buren Gutes kommen kann.“

An einer schattigen Uferstelle gaben wir uns dem lukullischen Mahle hin. Stück auf Stück verschwand, bis von dem ganzen Kuchen, der für sechs Personen berechnet sein mochte, auch nicht ein Brosamen mehr übrigblieb.

„Nach diesem Genuß kannst du wenigstens die Schüssel zurückbringen und dich bedanken“, forderte mein Gefährte mich ermutigend auf.

Hiergegen war nichts einzuwenden. Trotzdem beschlichen mich düstere Ahnungen, als ich mich auf dem Wege zur Farm befand. Das Gehöft sah ärmlich genug aus. Um so mehr wunderte mich die Freigebigkeit der Stifter des Kuchens. Unheimliche Stille. Keine Seele zu sehen. Mir wurde schwül. Doch ich faßte mir ein Herz und schritt auf das Wohnhaus zu. Ein struppiger großer Hoshund sprang kettenrasselnd aus seiner Hütte und bellte. Ich klopfte an die Tür, die sich kurz darauf öffnete. Vor mir stand eine hagere, knochige Burenfrau mit ungepflegtem Haar, an deren Rock ein paar wenig saubere Bören hingen. Der mißtrauische Blick, mit dem sie mich musterte, war nichts weniger als einladend. Aber Kavalier, der ich immer gegen das schöne Geschlecht gewesen bin, begrüßte ich sie höflich, hielt ihr die Tortenschüssel unter die Nase und war gerade im Begriff, mich in wohlgesetzter Rede für die gute Gabe zu bedanken, als ihre Augen wie hypnotisiert auf der Schüssel haftenblieben. Doch diese stumme Anklage verwandelte sich sehr plötzlich in einen Anfall unbezähmbarer Wut. Wie versteinert stand ich da. Ich wußte nur, irgend etwas Furchtbares mußte geschehen sein. Bevor ich überhaupt irgendeinen Entschluß hätte fassen können, war die Megäre blitzartig seitwärts verschwunden, um einige Augenblicke später, mit einem Besen bewaffnet, unter gräßlichen



Schmähungen auf mich loszugehen. Was blieb mir in dieser peinlichen Lage anderes übrig, als mich der erzürnten Dame gegenüber in der Defensiv zu verhalten. Mit schnellem Griff packte ich das Ende des Besens, somit das Schlimmste des Angriffes von mir abwendend. In das Gezeter der Frau, die mir mit verzweifelten Anstrengungen den Besen zu entreißen suchte, mischte sich das Geschrei der Kinder, das Bellen und Kettenrasseln des Hofhundes. – Plötzlich dröhnten wuchtige Männer Schritte aus dem Inneren des Hauses und eine graubärtige Hünengestalt, das Gewehr im Anschlag, füllte die Tür aus. Vor Schreck ließ ich die Schüssel zu Boden fallen, die klirrend in tausend Stücke zerprang.

„Jy verfloekte Engelsman, hande hoog!“ (Du verfluchter Engländer, Hände hoch!) donnerte der Hausherr mich an. Ich folgte ohne weiteres dem Befehl; jedoch nur mit der rechten Hand, da ich mich mit der Linken den erneuten Besenangriffen des rasenden Weibes erwehren mußte.

„Ich bin kein Engländer, ich bin ein Deutscher, Dom“, radebrechte ich im ‚Boere-Taal‘. – Mein guter Genius mußte mir das eingegeben haben, denn der grimmige Mann ward zusehends besänftigt. Auf seinen energischen Zuruf ließ die aufgeregte Hausfrau endlich von mir ab, so daß ich nun auch die andere Hand als Zeichen bedingungsloser Übergabe gen Himmel strecken konnte. In den folgenden Verhandlungen, in denen ein phantastisches Gemisch von Holländisch, Englisch und Plattdeutsch, unterstützt von den nötigen Gestikulationen, verzapft wurde, gelang es mir schließlich, meine Unschuld darzulegen. Ich schimpfte weidlich auf den bösen Engländer, der den Kuchen aus dem offenen Küchenfenster gestohlen und mir, dem Ahnungslosen, die Schüssel zum Zurücktragen gegeben hatte. Ja, mehr, in den höchsten Tönen wies ich auf die Freundschaft zwischen Deutschland und Transvaal hin und bedauerte, daß durch dies peinliche Mißverständnis die guten Beziehungen zwischen den beiden Mächten getrübt worden wären.

„Ja, ja,“ stimmte der Bur zu, „ihr Deutsche seid gute Leute. Euer Kaiser hat ja bei der Gefangennahme Jamesons für uns Partei genommen und unserem Präsidenten ein Glückwunschtelegramm geschickt.“

Aber so ganz zu trauen schien man mir trotzdem nicht. Es war die Frau, die, untröstlich über den Verlust des Kuchens und der Schüssel, mir stets von neuem Schwierigkeiten bereitete. Um wenigstens meinen

guten Willen zu bezeugen, bot ich ihr als Schadenersatz meine angeblich letzten fünf Schillinge. Da lachte ihr Mann und winkte großmütig ab. Er schien die Tragikomik der ganzen Sache erfasst zu haben. So waren die Buren doch wohl besser als ihr Ruf. Versöhnt schieden wir voneinander. Froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, trollte ich von dannen. Vergebens war ich hinter Jimmy her, um mit ihm abzurechnen. Doch dieser hatte sich bereits der rächenden Nemesis mit der ihm eigenen Routine entzogen. Wohl auch besser so, denn sonst hätte es auf Transvaalboden noch eine zweite Schlacht bei Waterloo geben können.

\*

Morgendämmerung. Langsam läuft ein schier endloser Güterzug in das Städtchen Heidelberg, das etwa vierzig Kilometer von Johannesburg entfernt liegt, ein. Spähend lugt aus dem letzten offenen Wagen ein Kopf hervor. Die Luft scheint rein. Gewandt schwingt sich ein Mann auf den Puffer, taucht nieder. Quer über Feld strebt er den Häusern zu. Der Mann bin ich.

Raum war nämlich nach dem Kuchenabenteuer mein erster Zorn ver-raucht, als ich mich recht einsam zu fühlen begann. Dieser irische Till Eulenspiegel mit seinem Galgenhumor, seinen lustigen Einfällen, fehlte mir. Wenn ich ihn wiedergefunden hätte, wer weiß, ein wenig Reue, ein guter Wis von ihm hätten vielleicht genügt, mich mit ihm zu ver-söhnen. Aber er war und blieb verschwunden. Noch in derselben Nacht nahm ich die Gelegenheit wahr, mir nach altbewährtem Rezept ein Frei-billett auf den ungedeckten Johannesburg-Express zu nehmen.

Heidelberg! Wes Deutschen Herz ließe dieser Name nicht höher schlagen? – Ich hatte schon allerlei Sympathisches über dieses Städt-chen gehört, wie hübsch und wohlhabend es wäre, wie es zur Zeit der Eroberung Transvaals durch die Buren von Siedlern deutschen Ur-sprungs gegründet worden sei. – Genug, ich wollte auf meiner Fahrt nach Johannesburg nicht versäumen, diese Namensschwester unserer lieblichen Neckarstadt, die ich als Knabe gesehen, genauer unter die Lupe zu nehmen.

Eile hatte ich nicht. Im Gegenteil. Nicht allzu früh wollte ich in den Ort hinein. So rastete ich auf einer kleinen Anhöhe kurz vor der Stadt. Ich stärkte mich durch einen Imbiß, um nicht nur meinem Magen, son-dern gleichfalls meiner Unternehmungslust den nötigen Schwung zu verleihen. Auch die einfachste Speise wird in einer schönen Natur zum



Göttermahl, zumal wenn ein gesunder Appetit der Koch dazu ist. Das empfand ich so ganz an diesem herrlichen Morgen, ich, der ich jetzt der eintönigen Hochebene entronnen war. Ein Feuerball, stieg gerade die Sonne in subtropischer Pracht hinter den Hügellketten empor, zu deren Füßen das afrikanische Heidelberg hingebettet lag. Lichtwellen wogten am östlichen Firmament, die Gipfel vergoldend, sich in den blanken Wellblechdächern widerspiegelnd. Blendend weiß glänzten die Wände der Häuser. Busch und Wiesen prangten in saftigem Grün, an den Halmen bligte der Morgentau in ungezählten Demanttropfen. Bunte Vögel jubilierten dem jungen Tag entgegen. Übermächtig von all der Schönheit sah ich und staunte. Dann wandte ich mich der Stadt zu. Ich war noch nicht weit gekommen, als ich vor einem saubereren Häuschen stand, über dessen Tür in großen goldenen Lettern einladend die Aufschrift prangte:

Friedrich Müller, Bierbrauerei.

Wenn das kein Deutscher ist, lasse ich mich hängen, murmelte ich vor mich hin. Ich klonn ein halbes Duzend Stufen empor und trat in die Gaststube. Ein schwarzer Boy war mit dem Aufräumen beschäftigt. Im Hintergrund am Ausschank bemerkte ich die baumlange Gestalt eines Weißen. Ich setzte mich an einen der leeren Tische.

„Herr Wirt, bitte, ein Bier“, sagte ich auf gut deutsch. Der Lange horchte auf und kam mit der doppelten Portion des Gewünschten heran. Er streckte mir eine gewaltige, knochige Praxe entgegen. Ein Händedruck, der gegenseitige Achtung einflößte, erfolgte. Der Brauer setzte sich zu mir. Die Gläser klangen, die Tabakspfeifen wurden angesteckt. Ich rühmte sein Bier, das mir herrlich schmeckte, und bald befanden wir uns in der angeregtesten Unterhaltung. Müller war ein Gemütsmensch. Er war sichtlich erfreut, einen Landsmann zu treffen. Zwar gäbe es einige Duzend Deutsche im Orte, aber höchst selten kehre einer von draußen hier ein, von dem man Neues erführe. — Ich erzählte ihm, daß ich nach Johannesburg wolle, um dort an den Minen oder sonstwo anzukommen. Jedoch verschwieg ich wohlweislich, daß ich trampte. Ich hielt es für überflüssig, meinen Kredit in seinen Augen zu verringern — hatte ich doch zu Ehren Heidelbergs meine neue Reservehose angelegt und deren alte Vorgängerin in einem Taumel humaner Regungen einem armen schwarzen Teufel am Wege vermacht.

„Von Johannesburg rate ich Ihnen dringend ab“, schüttelte der Brauer mißbilligend den Kopf. „Dort wird eine Mine nach der anderen stillgelegt, so daß in den letzten Monaten die Arbeitslosigkeit geradezu beängstigend zugenommen hat.“

„Ich habe von Weißen wie von Schwarzen schon unterwegs manches hierüber gehört,“ erwiderte ich, „ist es wirklich so schlimm? Ich bin nicht der Mann, mich ohne weiteres von meinem Vorhaben abschrecken zu lassen.“

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Aber ohne Mittel gerade jetzt nach Johannesburg zu gehen, als völlig Fremder, und dort auf Arbeit lauern, halte ich für Selbstmord. Wenn Sie keine großen Ansprüche stellen, würde sich hier bald etwas finden. Wissen Sie, als Brauer und Gastwirt erfahre ich allerhand. Besser hier in der kleinen Stadt unter Dach und Fach, als in der Goldstadt auf der Straße. Johannesburg ist nicht weit. Ich selber muß öfter in Geschäften dorthin. An Ihrer Stelle würde ich ruhig hier abwarten, bis es am Rande wieder besser aussieht und sich Ihnen eine passende Stellung bietet.“

Das klang einleuchtend genug. Ich dankte Müller für den wohlgemeinten Rat. Ich wolle mir die Sache überlegen. – Manches Neue und Interessante bekam ich von dem erfahrenen Manne, der bereits seit fünfzehn Jahren im Lande lebte, zu hören. Mir war es schon immer merkwürdig vorgekommen, daß so viele Minen den Betrieb einstellten, wo doch die Goldadern des Witwatersrand zu den ausgiebigsten der Welt zählten. Was ich bisher von vorwiegend englischer Seite darüber gehört hatte, war mir nicht stichhaltig genug. Ich fragte ihn nach den Gründen. Der Hamburger zuckte vielsagend die Achseln:

„Politische Mache. Das geht auf den Jameson-Raid zurück. Die Minenmagnaten, Banken, kurz die Geldleute – zum großen Teil Juden, die meist ohne einen Pfennig in der Tasche und mit zerrissenem Hosensboden nach Südafrika kamen – haben es von jeher mit dem kapitalistischen England gehalten, das ihren Spekulationen weit entgegenkommender ist als die völkisch-patriarchalisch eingestellten beiden Burenrepubliken. Wo ist überhaupt in England die Grenze zwischen Regierung und Kapitalismus, wo doch fast ausschließlich die Angehörigen der höchsten und zugleich reichsten Kreise alle maßgebenden Stellen im Staate einnehmen. Also eine regelrechte Geldsackwirtschaft. Wenn auch äußerlich der Jameson-Raid von Cecil Rhodes und Konsorten ausging,



den Transvaal durch einen Handstreich auf bequeme Weise einzufassen, so ist es doch außer Zweifel, daß die Regierung ‚Greater Britains‘ dahintersteckte. Natürlich durfte man dort offiziell von einem derartigen Völkerrechtsbruch nichts wissen. Um so mehr aber wußte man darum. So war ja die Bestrafung Dr. Jamesons und seiner Freibeuter durch die englische Justiz auch nur eine Farce. Von Rechts wegen hätte die ganze Gesellschaft, mit Dr. Jameson an der Spitze, an den Galgen gehört. Daß die Buren sich in diesem Falle wie vollkommene Gentlemen benahmen, entsprang einem Gemisch von Respekt vor dem britischen Weltreich, Friedensliebe, sowie einer gewissen übermäßigen Humanität und Nachsicht gegenüber dem weißen Element mit Rücksicht auf die Rassenfrage Afrikas. Seit dem Mißlingen des Jameson-Raid sowie des großen Putsches, den man unter der englischen Bevölkerung Johannesburgs in Verbindung hiermit vorbereitet hatte, ist nur eine andere Taktik eingeschlagen worden. Mine auf Mine wird stillgelegt: angeblich, weil die Abgaben, besonders für das Dynamit, an die Transvaalregierung untragbar seien; tatsächlich aber, um bei der Ausländerbevölkerung Arbeitslosigkeit und mithin Unzufriedenheit zu erzeugen. Zugleich setzt vorschriftsmäßig in England wie in Südafrika eine unverantwortliche Presseheize gegen den Transvaal ein, um dessen Regierung in jeder Hinsicht zu diskreditieren und den wirtschaftlichen Ruin des Landes herbeizuführen. Wissen Sie, was das über kurz oder lang bedeutet? Krieg!”

„So, glauben Sie wirklich?“

„Darüber kann für den, der die Geschichte Südafrikas und Englands unersättliche Gold- und Ländergier kennt, kein Zweifel sein.“

„Und wann soll's losgehen?“

„Kenner rechnen in zwei, höchstens noch in drei Jahren.“

„Hm“, machte ich. „Da fällt mir gerade ein nettes Geschichtchen ein von einem witzigen Ire, den ich kannte. Als wir eines Abends spazieren gingen, bemerkte ich, wie mein Ire andächtig in den Vollmond starrte. Als ich ihn fragte, was denn los wäre, meinte er nachdenklich, ob es dort wohl Gold gäbe? – ‚Schon möglich, warum nicht?‘ erwiderte ich. – ‚Nein, auf keinen Fall!‘ – ‚Wieso?‘ – ‚Weil England noch keine Kolonien dort oben hat‘, entgegnete Paddy prompt.“

„Nicht schlecht“, schmunzelte Müller und gab eine Lage zum besten.

Nach beendetem Frühschoppen stellte er mich seiner Frau, die in der

Rüchle fleißig ihres Amtes waltete, vor. Sie war eine echte deutsche Hausfrau, eine tüchtige Lebensgefährtin, wie ein Mann, der draußen in den Kolonien zu etwas kommen will, sie braucht. Hierauf zeigte er mir sein ausgedehntes Grundstück mit einem großen Obst- und Gemüsegarten sowie einigen Baracken, in denen sich der Betrieb seiner bescheidenen Brauerei vollzog. Besonders imponierte mir ein riesiger alter Bärenpavian, der an einer schweren Kette lag. Er sollte böse sein und sah auch danach aus.

„Auf Gäste bin ich nicht eingerichtet“, sagte Müller. „Aber wenn Sie mit einem Stretcher zufrieden sind, so können Sie gern mit meinem Hilfsarbeiter hier schlafen. Essen können Sie bei mir. Tagsüber sehen Sie sich nach Arbeit um; und wenn Sie abends beim Ausschank helfen oder auch sonst Hand anlegen, sind wir quitt.“

„Gemacht!“ erwiderte ich und bedankte mich.

Es waren noch keine drei Tage vergangen, als ein vornehm aussehender Herr in die Gaststube eintrat und sich mit Müller zusammensetzte. Mehrfach streiften mich die Blicke der beiden. Ich merkte, daß über mich gesprochen wurde. Richtig. Nach einer kleinen Weile rief Müller mich zu sich und stellte mich dem Fremden vor. Dieser musterte mich mit ruhigem, durchdringendem Blick. Der Eindruck, den ich auf ihn machte, schien günstig zu sein. In etwas langsamem Deutsch, mit leicht ausländischem Akzent, sagte er: „Ich höre, Sie suchen Arbeit. Ich brauche einen ‚Handyman‘, jemanden, der überall Hand anlegt. Doch auf eines lege ich besonderen Wert. Können Sie mit Pferden umgehen? Ich habe zwei Reitpferde, die zu besorgen sind.“

Ich strahlte: „Pferde! Ganz mein Fall, Herr. Auf Wunsch breche ich den wildesten Gaul ein.“

„Hat ganz die Figur danach“, meinte der andere zu dem Wirt gewandt, der beifällig nickte. „Außerdem werden Sie noch allerlei anderes zu tun haben; besonders Reparaturen, wie das ein Familienhaus mit Nebengebäuden und einem großen Garten mit sich bringt. Im übrigen ist der Dienst angenehm, da die gewöhnliche Arbeit von einigen Kasserboys verrichtet wird. Sie werden ja das alles selbst sehen. Ihr Anfangsgehalt ist vier Pfund monatlich bei freier Station.“

„Einverstanden“, sagte ich.

„All right. Morgen früh um sieben.“ Mein künftiger Brotherr reichte mir die Hand. „Mein Name ist M... Mein Grundstück ist



etwas außerhalb der Stadt, aber ohne weiteres zu finden. Jedermann kennt mich."

Damit verabschiedete er sich.

„Gratuliere“, sagte der Wirt. „Etwas Besseres hätten Sie hier kaum finden können. Ein feiner Mann, dieser M. Der größte Kaufmann der Gegend. Deutsch-Afrikaner seit zwei Generationen.“

\*

Am nächsten Morgen fand ich mich, wie abgemacht, auf der Besitzung meines neuen Chefs ein. Man konnte sehen, daß hier ein wohlhabender Mann wohnte. Das Wohnhaus war groß und weitläufig, ringsum mit Terrasse, nach der Art südafrikanischer Landhäuser ohne Stockwerk. Ein ausgedehnter Obst- und Gemüsegarten schloß sich daran, an dessen entgegengesetztem Ende die Ställe für Pferde, Rüge und Geflügel lagen. Herr M. stellte mich seiner Frau vor, an die ich mich zu halten hätte, da er tagsüber in seinem Geschäft in der Stadt zu tun habe. Frau M. war, wie ihr Mann, deutschen Ursprungs. Sie stammte wie er von jenen Legionären ab, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in englischem Sold sich in den erbitterten Kämpfen gegen die Baika- und Galeka-Kaffern hervorgetan und zur Belohnung für ihre Tapferkeit ausgedehnten Farnbesitz in der Kapkolonie erhalten hatten. Aus jener Zeit stammt auch das bekannte englische Wort: „Germans to the front.“

Beim Boxeraufstand in China zu Anfang unseres Jahrhunderts hat dies Wort dann bei der großen internationalen Aktion seine Wiederauferstehung gefeiert. —

Mein Dienst war vielseitig und angenehm. Frau M. erwies sich als eine verständige, tüchtige Frau, mit der gut auszukommen war. Das Putzen und Besorgen der Pferde war mir ein Vergnügen. Der Braune wie der Fuchs waren Basutoponys. Diese Tiere werden von den Basuto-Kaffern in ihrer gebirgigen Heimat gezüchtet. Sie eignen sich gleich gut für Berge wie Steppe. Es ist ein gedrungenes, kräftiger Schlag, der wegen seiner Ausdauer, Widerstandsfähigkeit und Schnelligkeit in ganz Südafrika geschätzt ist. Bald hatte ich mich mit meinen beiden Pflegebefohlenen eng befreundet. Auch mit unserem Hof- und Wachhund, einem riesigen englischen Mastiff, isabellfarben mit schwarzer Maske, stand ich in kürzester Zeit auf gutem Fuße, was allgemein wundernahm; denn es war ein schwer zugängliches, gefürchtetes Tier,



das erst nachts, wenn alles zur Ruhe gegangen war, losgelassen wurde und jeden Unbefugten innerhalb seines Revieres in Stücke gerissen hätte. – Von Kindheit an bin ich Tierliebhaber gewesen und habe mit unseren vierbeinigen Hausgenossen nie schlechte Erfahrungen gemacht. Solch ein Tier ist immer dankbar für das bißchen Pflege und Freundschaft, die man ihm entgegenbringt. Es schaut einen so grundehrlich und ohne Falsch an; es will nichts anderes vorstellen als es ist – was man von den Menschen nicht ohne weiteres behaupten kann. Wenigstens hat mich ein Tier nie in eine so peinliche Situation gebracht wie etwa Freund Jimmy mit dem Kuchen! – Eine angenehme Abwechslung war es, Herrn M. auf seinem sonntäglichen Spazierritt in die Nachbarschaft zu begleiten. Es war die einzige Erholung, die dieser vielbeschäftigte Mann sich leistete.

Die M.'schen Kinder, ein zehnjähriges Mädchen und ein achtjähriger Junge, hatten mich bald in ihr Herz geschlossen, da ich ihnen in meiner freien Zeit das Reiten beibrachte. Als „Handyman“ hatte ich natürlich noch viel anderes zu tun. Ich mußte der Frau des Hauses, die den Garten mit zwei Schwarzen in Ordnung hielt, helfen; in dem Wohnhaus und den Nebengebäuden allerlei Reparaturen machen, Maler und Dekorateur spielen. Ungeahnte architektonische Talente entdeckte ich in mir, als ich aus zusammengewürfeltem Holz- und Wellblechmaterial einen kleinen Lagerraum für Gartengeräte und Futtermaterial kunstvoll errichtete. Als Modell für dieses Gebilde diente mir jenes Wärterhäuschen, in dem ich einst an der Transvaalbahnstrecke die folgenschwere Bekanntschaft des Kuchen-Murphy gemacht hatte; woraus man ersieht, daß man mit offenen Augen auch anscheinend unangenehmen Situationen Lehrreiches und Nützliches abgewinnen kann.

Bei so angenehmer Arbeit, guter Behandlung und erstklassiger Verpflegung verliefen die ersten Monate schnell, ohne daß ich besondere Sehnsucht verspürt hätte, nach Johannesburg zu ziehen. Ehe ich es mich versehen, war die Regenzeit, die übrigens hier erheblich schwächer als in Natal war, vorüber. Die trockene Jahreszeit mit ihrem ununterbrochen klaren Himmel von sechs Monaten, und zwar von April bis September, setzte ein. Während es in dieser Zeit tagsüber recht angenehm warm, ja sogar heiß sein kann, werden die Nächte hier im Hochland, achtzehnhundert Meter über dem Meere, nicht nur empfindlich kühl, sondern kalt, so kalt, daß ich unter drei wollenen Decken froh.



Dicker Reif fiel, das Wasser im Gartenschlauch froh ein, so daß man mit dem Sprengen mehrere Stunden warten mußte, bis die Morgensonne das Eis aufgetaut hatte.

Eines Tages erhielt meine Herrschaft von einer Verwandten aus der Kapkolonie auf längere Zeit Besuch. Es war gegen Abend. Ich putzte die Pferde, als Frau M. mit einer jungen, auffallend hübschen Dame eintrat.

„Dies ist Mister Jannasch, unser Faktotum“, stellte sie mich lächelnd ihrem Gaste vor. „Er wird dir ein zuverlässiger Begleiter auf deinen Spazierritten sein.“ – Und an mich gewendet: „Meine Kusine, Mrs. S., ist eine leidenschaftliche Reiterin. Richten Sie sich bitte möglichst so ein, daß Sie ihr für ihre Spazierritte zur Verfügung stehen. Die Arbeit im Garten wird Ihnen in diesem Fall gern erlassen.“

Ich verneigte mich leicht und dachte: solche Ritte lasse ich mir gefallen.

„Wirklich, ein Paar feine Basutos und gut gepflegt dazu.“ Prüfend überflog ihr Blick die beiden Pferde und, wie mir schien, auch mich. Furchtlos trat sie in die Box hinein, klopfte und besühlte die Tiere mit der Hand des Kenners.

Als die beiden Damen den Stall verließen, folgten meine Augen traumverloren der schlanken, mädchenhaften Gestalt. Schon der Gedanke an die gemeinschaftlichen Spazierritte mit diesem entzückenden Geschöpf ließ mein Herz höher schlagen. Ich war weder sentimental veranlagt noch litt ich an Schlaflosigkeit, aber in dieser Nacht lag ich noch lange wach. Die holde Erscheinung mit dem blonden Haar, den dunklen Augen in dem rassistigen, blassen Gesicht wollte mir nicht aus dem Kopf. Je mehr ich dieses Gesicht im Geiste vor mir sah, machte ich mir Gedanken über den leidenden Zug, den ich darin bemerkt hatte. So mischte sich in meine berechtigte Bewunderung für weibliche Schönheit ein unerklärliches Mitgefühl für die junge Frau.

Die Spazierritte, auf denen ich Mrs. S. begleitete, gehören zu den schönsten Erinnerungen meines vielbewegten Lebens. Wie freute ich mich jedesmal auf den Augenblick, wenn sie ihren kleinen Fuß in meine Hände stellte und federleicht in den Damensattel flog. Die beiden ersten Ausritte beschränkten sich auf einige Besuche in der Nachbarschaft. Ich wahrte Distanz; denn Mrs. S. war Lady und ich zur Zeit doch nichts als ein gewöhnlicher Stallknecht. Aber das hinderte nicht, daß mein Auge, wenn ich hinter ihr ritt, sich an der Amazonengestalt vor mir er-

freute. Beim dritten Male machten wir einen Ausritt ins Freie. Unterwegs richtete die junge Frau mehrmals Fragen an mich, den feinen Kopf halb wendend. Ich ritt an sie heran, gab kurz und klar Antwort. Dann hielt ich mich wieder hinter ihr. Wir sprachen nur englisch miteinander, da sie nicht Deutsch konnte.

„Bleiben Sie ruhig an meiner Seite, Mister Jannasch“, sagte sie auf einmal. „Es ist mir peinlich, einen Gentleman als Diener hinter mir reiten zu haben.“

„Ich rechne es mir als besonderen Vorzug an, Ihr Diener zu sein“, entgegnete ich. Beglückt kam ich ihrer Aufforderung nach. Unsere Blicke trafen sich und blieben wohl länger ineinander haften, als durchaus nötig gewesen wäre. Es war die undefinierbare Sprache der Seelen. In diesem Augenblick wußten wir, daß wir einander nicht gleichgültig waren. Eine stumme Pause. Nachdenklich blickten wir vor uns hin.

„Schauen Sie dorthin“, rief ich plötzlich, nach vorn deutend. Ein Riedbock äugte zu uns herüber.

„Los!“ Wir hatten beide denselben Gedanken. Wie die Windsbraut segten der Braune und der Fuchs hinter dem Flüchtling her, der in mächtigen Säzen federleicht dahinschoß. Hart waren wir ihm auf den Fersen. Bald schnitt sie, bald ich dem flüchtenden Tiere die Bogen ab, bis wir schließlich die schäumenden Rosse zügelten und die Antilope in der Ferne verschwand. Es hatte ja keine Jagd, sondern nur eine Reitprobe sein sollen.

„Sie sind ja eine fabelhafte Reiterin“, rief ich in ehrlicher Bewunderung aus.

„Finden Sie?“ erwiderte sie erfreut.

„Jawohl. Denn Sie vereinigen die Vorzüge des Rough-Reiters mit denen des Schulreiters, was man bei Frauen höchst selten findet.“

Sie lächelte wie selbstverständlich und erzählte mir, wie sie schon von klein auf mit dem Rücken der Pferde verwachsen gewesen sei. Und was die „Schule“ anbeträfe, hätte sie als junges Mädchen in England, wo sie zur Erziehung gewesen sei, den besten Reitunterricht genossen.

Das Eis zwischen uns war nunmehr gebrochen, wir unterhielten uns über die verschiedensten Dinge. Ich äußerte mein Erstaunen darüber, wie verschwindend wenig Wild ich bisher in Natal und Transvaal gesehen hätte, so daß mir die älteren Berichte über den geradezu phantastischen Wildreichtum Südafrikas stark übertrieben vorlämen.



„Sie irren“, entgegnete Mrs. S. „Das ist noch gar nicht so lange her. Mein Großvater ist als junger Mann noch Augenzeuge davon gewesen. Er war ein großer Nimrod vor dem Herrn. Ich erinnere mich deutlich seiner Erzählungen. Voller Spannung hingen nicht nur wir Kinder, sondern auch die Erwachsenen an seinen Lippen, wenn er von seinen Erlebnissen berichtete. Wenn damals irgendwo große Trockenheit herrschte und das Wild nach regenreicheren Gegenden wanderte, so staute es sich nicht selten an Pässen und Talsperren in ungeheueren Massen, um sich lawinenartig in die fruchtbareren Gefilde zu ergießen. – Hören Sie, was meinem Großvater einmal passierte: Er lagerte mit einigen Jagdgenossen draußen in der Wildnis, als sie gegen Morgen von einem donnerartigen Getöse geweckt wurden. Der Boden dröhnte wie von einem Erdbeben. – ‚Schnell auf die Pferde, oder wir sind verloren!‘ – brüllte ein graubärtiger Vortreiber, der auf alle Gefahren des Busches geeicht war. Im Nu hatten die Jäger die Halfterriemen ihrer Pferde durchschnitten und stürmten Hals über Kopf ihrem Führer nach. Als es hell wurde, sahen sie, wie sich hinter ihnen eine ungeheuere Tierwoge über die Steppe verteilte. Ein unbeschreibliches Gewimmel von Antilopen aller Art, vermischt mit Zebras, Straußen und Giraffen, selbst vereinzelt dazwischen die wuchtigen Leiber von Rhinocerosen! Aber die Jäger hielten sich nicht lange mit dem Betrachten dieser Herrlichkeit auf, sondern knallten jetzt, da die Gefahr vorüber war, wahllos nieder, was ihnen zunächst vor die Büchse kam. Später, nach dem Lager zurückgekehrt, fanden sie ihre Zelte und Sachen kurz und klein getrampelt. Ihnen selbst wäre es auf ein Haar nicht besser ergangen.“

„Die Kolonisten müssen wirklich in unverantwortlicher Weise unter dem Wild gehaust haben, wenn im Zeitraum eines halben Jahrhunderts diese herrliche Tierwelt in den bewohnteren Gebieten völlig ausgerottet werden konnte.“

„Sie haben leider recht“, stimmte Mrs. S. mir bei. „Dieser Vorwurf trifft vor allem die Buren. – Was Löwen, Leoparden, Hyänenhunde und all das andere Raubzeug, was die Speere und Pfeile der Eingeborenen nicht vermocht, das hat die sinnlose Schießerei unserer Pioniere fertiggebracht. Den Rest hat in unseren Tagen die Kinderpest erledigt.“

„So unterliegt auch das Wild dieser furchtbaren Seuche?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, wenigstens die Büffel und großen Antilopenarten“, belehrte sie mich.

„Jammervoll!“

„Um so erfreulicher ist es, daß die Engländer in den Neuländern alles mögliche für den Wildschutz tun.“

„Sehr lobenswert! Ubrigens höre ich, daß auch die deutsche Regierung in ihren Kolonien weitgehende Jagdgesetze erlassen hat.“

„Das ist auch höchste Zeit, wenn es im übrigen Afrika nicht ebenso kommen soll wie bei uns.“ –

In der Abenddämmerung trafen wir zu Hause ein. Es war gerade niemand auf dem Hofe. Als ich sie aus dem Sattel hob, klopfte mein Herz höher. Auch ihr Herz schlug hörbar. Ich hielt ihre Hand etwas länger und streifte sie mit einem flüchtigen Kuß. Gesenkten Hauptes schritt sie von dannen. Ich schaute ihr nach, bis die anmutige Erscheinung im Garten verschwand.

An einem der folgenden Tage fand zu Ehren des Gastes eine Teegesellschaft bei M. statt. Da sich ein Tänzchen anschloß, wurde ich hinzugezogen und gebeten, Klavier zu spielen. Ich wurde von dieser afrikanischen „Hautevolee“ durchaus kollegial behandelt. Kein Fremder hätte merken können, daß ich in dienender Stellung war. Den übertriebenen Kastengeist wie im alten Europa gab es hier nicht. Um so schärfer waren die Grenzen zwischen Weiß und Schwarz gezogen, wofür man in Europa nur wenig Verständnis zeigt, obwohl dies doch den afrikanischen Verhältnissen aus rassischen, politischen und sozialen Gründen durchaus angemessen ist.

Als zur Abwechslung Mrs. S. einmal einen Walzer spielte – sie war die einzige Musikbesessene in diesem Kreise –, tanzte ich eine Runde mit der Frau des Hauses. Eine zweite Tour tanzte ich dann noch mit der Tochter des größten Grundbesitzers der Gegend. Der Afternoon-Tea dauerte länger als beabsichtigt. Es war schon dunkel, als die Gäste sich trennten. Die reiche Farmerstochter, mit der ich getanzt hatte, schien sich ausgezeichnet mit Mrs. S. zu verstehen und dehnte ihr Bleiben noch bis nach dem Abendbrot aus. Da es eine wundervolle Mondscheinnacht war, äußerte Mrs. S. den Wunsch, ihre neue Freundin auf dem Heimritt zu begleiten. Wer war glücklicher als ich! Denn selbstverständlich wurde sie meiner Obhut anvertraut.

Was ist wohl besser geeignet für weiche Stimmungen als eine sub-



tropische Vollmondnacht? Auf dem Heimweg kamen wir auf unsere Familienverhältnisse zu sprechen, von denen früher nie die Rede gewesen war. Was ich schon längst geahnt, daß ihre Ehe eine unglückliche sei, bestätigte sich jetzt. Als junges Mädchen von neunzehn Jahren aus der Pension in England zurückgekehrt, hatte ihr Vater sie, um sich aus seinem geschäftlichen Ruin zu retten, mit einem älteren, sehr reichen Mann verheiratet. Dieses eheliche Verhältnis wurde mit den Jahren für Ellen immer unerträglicher. Denn nicht nur, daß der alternde Gatte sie dauernd mit seiner Eifersucht plagte; nein, als keine Kinder sich einstellten, überschüttete er sie auch noch mit Vorwürfen, daß sie ihm keine Erben schenken wolle.

Hingerissen von Mitgefühl schlang ich plötzlich meinen Arm um sie und küßte sie auf Mund und Wangen. Leidenschaftlich erwiderte sie mein: Liebkosungen. — Als wir in später Nacht nach Hause kamen, lag alles schon in festem Schlaf. Leise führten wir die Pferde in den Stall. Sie wickerten. Ich nahm das für ein gutes Vorzeichen. Und dies war es. Denn als wir zum Abschied uns noch einmal umarmten, da wollte es der Lust kein Ende nehmen. Die Flammen der Liebe schlugen über uns zusammen. — Sie sind in der kommenden Zeit noch manchmal über uns zusammengeschlagen — — bis die Trennung kam.

\*

So angenehm meine Stellung war, so gern ich die Familie M., meine beiden Pferde und den großen Mastiff hatte, der mich gleichfalls in sein treues Hundeherz geschlossen, jetzt, wo Ellen S. fort war, wurde ich des Lebens in Heidelberg überdrüssig. Eine unerklärliche Unruhe erfüllte mich und mit ihr der Wandertrieb und die Sehnsucht, Neues zu erleben. Zwar wußte ich, daß mir eine Änderung kaum Besseres, wohl aber Schlechteres bringen konnte. Und trotzdem trieb es mich unwiderstehlich fort. Nur schweren Herzens entschloß ich mich dazu, Herrn und Frau M. zu kündigen; denn ich wurde mehr als Familienmitglied wie als dienstbarer Geist behandelt. Erstaunt fragten sie, weshalb ich gehen wollte, ob ich mehr Gehalt wolle oder woran es mir sonst fehle.

„An nichts hat es mir bei Ihnen gefehlt,“ erwiderte ich, „im Gegenteil, ich werde stets mit Vergnügen an Ihr Haus zurückdenken.“

Verständnislos schauten mich beide an. „Und warum wollen Sie uns denn eigentlich verlassen?“

Ich erwiderte offen: „Aus demselben Grunde, aus dem ich mein

Vaterhaus verlassen habe. Wandertrieb und Abenteuerlust lassen mich nicht zur Ruhe kommen."

Dagegen war allerdings nichts zu wollen. Am Ende des Monats trennte ich mich in aller Freundschaft von meinem guten Brotherrn. Auf dem Wege zur Bahn versäumte ich nicht, mich von meinem alten Freund Müller zu verabschieden, bei dem ich während meiner Heidelberger Zeit oft vorgesprochen hatte. Er schalt mich einen großen Dummkopf, der sein Glück mit Füßen träte. Nach seiner Ansicht hätte ich es in Heidelberg noch weit bringen können. Ich mußte ihm recht geben.

„Aber“, sagte ich, „des Menschen Wille ist sein Himmelreich, lassen Sie mir das meine.“

Er ließ es sich nicht nehmen, zum Abschied noch ein paar Flaschen seines ausgezeichneten Bieres zu spendieren. Müller, der immer das Neueste der „*chronique scandaleuse*“ von Heidelberg auf Lager hatte, erzählte mir noch folgendes seltsame Tiererlebnis, das er wenige Tage zuvor gehabt:

Sein riesiger Bärenpavian, den ich schon früher erwähnt habe, hatte sich von der Kette frei gemacht und der Frau Müller in der Küche seinen Besuch abgestattet. Hier war er von solch aufdringlicher Zärtlichkeit zu seiner Herrin geworden, daß die sonst so resolute Frau es mit der Angst bekam und um Hilfe schrie. Als daraufhin Müller herbeieilte, wandte sich die Bestie, ohne die Frau loszulassen, zähnefletschend gegen ihn. Müller riß ohne weiteres das Gewehr von der Wand und zerschmetterte dem liebewütigen Affen mit einem Schuß den Schädel. Frau Müller war mit einigen unbedeutenden Kratzern und Bissen ohne weiteren Schaden davongekommen. —

Nach kurzer Zeit führte mich der Schnellzug der niederländischen Eisenbahn-Matskapje Johannesburg entgegen. Bald nach dem Verlassen Heidelbergs tauchten inselartig die vorgeschobenen Minen des Witwaters-Rand auf, mit ihren himmelhohen Schloten, den mächtigen Wellblechbauten, mit den Pochwerken und den Fördertürmen. Je näher es der Goldstadt ging, desto enger und enger rückten die Minen aneinander, bis schließlich eine ununterbrochene Kette von Wellblech und Schornsteinen der Bahn parallel lief. Der graue Rauchnebel, der darüber lag, verflüchtigte sich zitternd in den blauen Ather des subtropischen Himmels. Parkstation! — Die Hauptstation. Ich stieg aus. Die Goldstadt war um einen heimatlosen Glücksritter reicher.



## Im Zululande

## 3. Kapitel

## Im Sattel durch's Reservat

Schwimmend ins Land meiner Träume / Drei wackere Wilde / Die Puffotter am Lagerfeuer / Lustige Polizisten / Zulus, Geier, Kinderpest / Der schwedische Missionar / Unter Vortrekkern und ihrem Nachwuchs / Schulmeister und Viehdoctor / Ein Jahrhundert des Unrechts / Dinisulu / Als Gast eines Schattenkönigs / Kriegsspiele / Am Lagerfeuer der Buren / Der Unversöhnliche / Englische Sünden und burische Leiden

**D**ort, wo heute der Schienenstrang das Küstengebiet des Zululandes durchzieht, führte zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine schlecht gepflegte Landstraße. Vieles hat sich seit jenen Tagen verändert. Längst ist das Stammland der Zulus, das früher britisches Protektorat und Eingeborenenreservat war, zu einem Anhängsel Natal's herabgesunken, das sich kaum mehr von der alten vorgeschrittenen Kolonie unterscheidet.

Zu jener Zeit, von der ich spreche, war außer Eschowe, dem Sitz des Magistrats von Zululand, einigen Forts, vereinzelt winzigen Ortschaften, Missionaren und Kasserstores (Krämerladen für Eingeborene) von europäischer Zivilisation nur wenig zu bemerken. Die echten Zulus, als ein Volk von einer Viertelmillion Köpfen, lebten noch in unverfälschter Ursprünglichkeit ihrer alten Bräuche und Sitten. Die natürliche Grenze zwischen Natal und Zululand bildete der Tugelafluß, Brücken gab es nicht. Am Unterlauf des Tugela vermittelte eine primitive Fähre den Verkehr zwischen beiden Ländern.

Es war spät am Nachmittag, als ich nach einem langen Ritt hier an der Drift (Furt) ankam. Ein feiner Regen rieselte aus grau verschleier-

tem Himmel zur Erde. Der Abstieg zum Flußbett war modderig, so daß ich meinen Braunen am Zügel führen mußte. Man war gerade dabei, einen Transportwagen überzusehen. Ich war daher gezwungen, zu warten.

Wie ich hierher kam? Nun, Müllers Prophezeiungen waren leider nur zu schnell in Erfüllung gegangen. Johannesburg war nach Wochen vergeblichen Suchens und Wartens eine große Pleite geworden. Es erging mir darin nicht besser und nicht schlechter als vielen Tausenden, die obendrein dort langjährige Erfahrungen besaßen. Ich murrte nicht wider mein Schicksal, das ich ja selber nicht anders gewollt. Ich war froh gewesen, auf ein Zeitungsinserat hin bei freier Reise zeitweilig eine Stellung als Schienenleger an dem neuen Natal-Zululand Railway zu bekommen. So war es im Personenzug bis Durban zurückgegangen, wieder durch all die Gegenden, die ich ein halbes Jahr zuvor als Tramp und blinder Passagier durchzogen hatte. Aufmerksam verfolgte ich auf dieser Fahrt das mir so vertraute Gelände. Erst Heidelberg, das mit all seinen Erinnerungen wie ein verlorenes Paradies hinter mir lag. Und später: Da war ja die Farm mit der Ruchenschüssel! Der Gedanke an Jim Murphy machte mich lachen. Dann Standerton mit der schönen Fleischerepisode! Auch das Wächterhäuschen mit den vielen Times, wo ich Murphys denkwürdige Bekanntschaft gemacht, stand noch. — Fahrt über die Grenze. Charleston. Wo mochte wohl mein lieber Williams jetzt sein? War er in die berittene Natalpolizei eingetreten, hatte er sich sonstwohin verkrümelnt, sich vielleicht gar mit seinem Vater ausgesöhnt und war nach England zurück? — Überall, wo ich jetzt durchkam, erinnerte ich mich seiner, bis die Nacht ihre Fittiche über Natal breitete. Von Durban ging es dann in nordöstlicher Richtung längs der Küste auf der neuen Seitenstrecke weiter, die bereits auf dem halben Weg dem Zululand entgegengerückt war. Einige Monate arbeitete ich an der vorgeschobenen nächsten Etappe bis zu der Ortschaft Stanger. Hiermit war aber auch die höchste Anforderung an meine Eefähigkeit gestellt; denn unwiderstehlich erfüllte mich der Drang, das vielgenannte, aber wenig bekannte Stammland der Zulus kennenzulernen. Eine selten günstige Gelegenheit, billig zu einem Pferd mit Sattel zu kommen, beschleunigte die Ausführung meines Wunsches früher als ich gedacht. Hatte ich doch jeden verfügbaren Pfennig von meiner Löhnung für diesen Zweck gespart und auf Trinken und Rauchen verzichtet.



Nun stand ich hier am Tugela an der Grenze meiner Sehnsucht. Der Vorspann von einem halben Duzend Joch Ochsen war glücklich am anderen Ufer gelandet. Aber die schwerste Arbeit stand noch bevor: nämlich den mächtigen Karren auf den langen Kasten — die Fähre — zu schaffen. Unter Geschrei und Peitschenknall legten sich die vier stämmigen Achterochsen in die Joche. Schon war die Hälfte des Wagens auf die Fähre bugsiert, da blieben die Hinterräder im Morast stecken. Alles Schreien und Knallen half nichts. Die Tiere konnten es nicht schaffen. Alles, was Arme zum Helfen hatte, griff in die Speichen. Auch ich beteiligte mich an diesem nicht eben sauberen Rettungswerke. Mit großer Mühe gelang es schließlich den vereinten Kräften von Mensch und Tier, die ungefüge Last auf die Fähre zu bringen. Majestätisch gondelte das seltsame Gefährt über den angeschwollenen Strom.

„Hoffentlich dauert die Sache nicht zu lange“, murmelte ich ungeduldig; denn es fing schon an dämmerig zu werden, und der Fährbetrieb ließ an afrikanischer Gemütlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die anderen Vorspanne wurden eingesetzt. Wiederum wüstes Geschrei und Peitschenknall, den der Fluß wie Revolverschüsse zu mir herübertrug.

Gott sei Dank! Von zehn Jochen Ochsen gezogen, polterte der Wagen auf der anderen Seite ächzend und knarrend davon. Aber ich hatte zu früh gejubelt. Die Fähre kam und kam nicht. Zusammen mit mir warteten einige Zulus, hochgewachsene, kräftige Gestalten im Schurzfell, den Speer in der Faust. Hinüber und herüber entspann sich ein lebhafter Dialog, der nicht gerade mit „dem leisen Lispeln der dumpfen Lieder am Busento“ hätte verwechselt werden können. Ich war keineswegs erbaut zu hören, daß infolge eines Defektes die Fähre für heute außer Betrieb gesetzt sei. Und ob und wann morgen der Schaden überhaupt in Ordnung gebracht sein würde, das mochten die Götter wissen. Den drei Zulus war ebensowenig daran gelegen wie mir, die Nacht auf dieser Seite des Flusses zu verbringen. Wir hielten Kriegsrat. Hinüberschwimmen war das einzige, was uns übrig blieb. Zwar sollte es Krokodile hier in der Mündungsgegend geben, doch sollten diese ziemlich harmlos sein. Also los! Einen Teil meines wenigen Gepäcks befestigte ich oben auf dem Sattel. Im Nu hatte ich mich meiner Kleidungsstücke entledigt. Wir schritten ein Stückchen stromauf, um nicht durch die Strömung unterhalb der Drift getrieben zu werden. Schwapp, schwapp, schwapp, ging's hinein in die Flut. Ich schwamm vorne an,

zuschwellen zu ungehemmter Leidenschaft. Die Geige machte es mir nicht schwer, zu solchen Melodien die Begleitung zu finden: vom weichsten Pianissimo zum stärksten Fortissimo ansteigend, glitten und rauschten die Töne dahin. Allmählich füllte sich der Raum mit andächtigen Zuhörern. Und als die beiden Instrumente schwiegen, war des Beifalls kein Ende. Immer neue Stücke wurden verlangt. Der Geiger und ich, froh wieder einmal in Musik schwelgen zu können, folgten, ohne uns lange bitten zu lassen, gern dem allgemeinen Wunsche. Die seltenen Klänge lockten immer neue Zuhörer herbei, und schnell sprach sich das Ereignis in der Nachbarschaft herum. Bald war der Saal vollgedrängt. Schmunzelnd rieb sich der Wirt über das gute Geschäft die Hände. Zur Abwechslung spielten wir auch Lieder und Stepptänze. Kurz, aus dem Stegreif entwickelte sich ein wohlgelungener bunter Abend. Da – ein glänzender Gedanke! – War nicht jetzt der gegebene Augenblick, jenes alte, vergessene Soldatenlied aus dem Zulukriege, das Williams mir einst beigebracht, zum besten zu geben? Ich zitierte den ersten Vers. Niemand kannte ihn. Aber die bloßen Worte genügten schon, um helle Begeisterung auszulösen. Ich intonierte die Weise, dann sang ich, begleitet von der Violine, den eindrucksvollen Kriegsgefang, dessen Refrain nach jedem Verse von der ganzen Korona machtvoll aufgenommen wurde:

I love to tell the story,  
 That I told you oft' before.  
 Ich will Euch eine Geschichte erzählen,  
 Wie ich es oft zuvor getan usw.

Chorus: Give my love to Nancy,  
 To the girl that I adore,  
 Tell her that she' ll never  
 See her sailor any more.  
 Say, he died in battle,  
 Fighting with the black,  
 As every inch a sailor  
 Beneath the Union-Jack.  
 Bring Nancy meine Liebesgrüße,  
 Dem Mädchen, das ich an bete.  
 Sage, daß sie niemals  
 Ihren Seemann wiedersehen wird.



Sage ihr, ich fiel in der Schlacht,  
Im Kampfe mit den Schwarzen,  
Jeder Zoll ein Seemann  
Unter der Union Jack.

Dies gemüthvolle Lied handelt von einem englischen Seemann, der den Zulukrieg (1878/79) mitmachte und sterbend seinem Kameraden die letzten Grüße an die Liebste, die Mutter und die Heimat aufträgt.

Der Beifall am Ende des Liedes war tumultuarisch. Der letzte Vers mußte wiederholt werden. — So wenig der Engländer im Allgemeinen selber Musik ausübt, so gern hört er sie sich an; besonders in ferner Übersee ist er beglückt über jedes bißchen Musik, das ihm geboten wird: ein dankbarer Zuhörer mit wirklich bescheidenen Ansprüchen. — Als um elf Uhr die Polizeistunde schlug, wurde das Gelage als musikalische Abendunterhaltung fortgesetzt. — Nun, die Polizei, die hier am stärksten vertreten war, mußte das ja am besten wissen. — Der Morgen war nicht allzu fern, als die letzten schwankenden Gestalten, ich eingerechnet, zum Aufbruch rüsteten.

Jetzt heißt es das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, dachte ich. Ich sagte meinen neuen Freunden, daß ich „Forschungsreisender“ wäre und mir die günstige Gelegenheit, Zululand vorübergehend kennenzulernen, nicht entgehen lassen wolle. Doch seien Zeit und Mittel knapp bemessen. Am liebsten würde ich noch heute nacht weiter reisen. Ob dem irgendwelche Schwierigkeiten im Wege stünden. — Das wäre halb so schlimm, meinten freimütig diese jugendlichen Augen des Befehzes. Sie hätten ja gesehen, daß ich ein anständiger, auskömmlicher Mensch wäre, der weder mit den Eingeborenen noch mit der Verwaltung in Konflikt geriete. Der Regierung wäre ja vor allem nur darum zu tun, ungeeignete Elemente dem Reservate fernzuhalten. Ich solle ruhig mit ihnen kommen. Sie würden mich auf den richtigen Weg bringen, und einmal Eschowe hinter mir, könnte ich unbeanstandet weiter reisen. Im Handumdrehen war mein Pferd gefattelt, und meine Rechnung bei dem Wirt in der angenehmsten Form beglichen, nämlich insofern, als ich nichts zu bezahlen hatte. Letzteres war ja auch nur recht und billig, da der Mann durch mein Zutun ein glänzendes Geschäft gemacht hatte.

\*

„Farewell!“

In gehobener Stimmung pendelte ich durch die Nacht, neuen Taten entgegen. Daß sich mein Einzug in das Eingeborenenreservat so angenehm und leicht gestalten würde, hatte ich mir nicht träumen lassen. Das Schicksal hatte es wieder einmal gut mit mir gemeint: im richtigen Augenblick die richtigen Menschen! —

Im Verkehr mit Engländern wird man vielfach durch deren Großzügigkeit angenehm berührt. Besonders der Neuling wird hierdurch stark beeindruckt. Gewinnt man jedoch einen tieferen Einblick in das englische Wesen, so stellt sich heraus, daß diese Großzügigkeit sich auf Dinge geringerer Bedeutung beschränkt. In allen wichtigen, grundsätzlichen Fragen dagegen, besonders in Politik und Geschäft, ist der Engländer unnachgiebig und hart bis zur Sturheit. Da nun die nebensächlichen Dinge im menschlichen Leben viel reicher gesät sind als die hauptsächlichlichen, so ist auch der sogenannte „Gentleman“ mit entsprechendem Vorbehalt zu genießen.

Der Weg, auf dem es jetzt in nördlicher Richtung dem Herzen des Zululandes entgegenging, war erheblich besser gepflegt als die Strecke vom Tugela nach Eschowe, die ich hinter mir hatte. Es war eine regelrechte Landstraße. Je weiter ich kam, desto mehr stieg das Hügelgelände an. Die Bäume und Sträucher wurden immer weniger, bis schließlich grasbedeckte Matten und Hänge und felsige Schroffen der Landschaft einen gebirgigen Charakter gaben. Der Verkehr auf dieser Landstraße war schwach. Ein englischer Storekeeper, der in seinem strohgedeckten Häuschen jene wenigen Artikel führte, die eines Eingeborenen Herz erfreuen; ein Bur, welcher zwei mit Rinderhäuten hoch bepackte Wagen natalwärts transportierte; das war alles, was ich unterwegs an Weissen zu sehen bekam. Nur hier und da begegnete ich kleinen Trupps von Zulus, die durchweg in ihrer üblichen Landestracht einherstolzerten. Der Anblick dieser hochgewachsenen, athletischen Gestalten im Schurzfell, den Affegai in der Rechten, in der Linken den Nobkirri und den Miniaturschild, der in Friedenszeiten anstatt des großen Kriegsschildes getragen wird, war mir jedesmal von neuem ein ästhetischer Genuß. Wie anders wirkten diese natürlichen, kriegerischen Gestalten als die Hofenneger in den Straßen Johannesburgs: diese wie eine afrikanische Parodie des Europäers, jene als ein Typus, den die Natur selbst in der Entwicklung zum Abschluß gebracht hat. —



*Junge Zulus vor ihren Grashütten*





*Junger Zulu beim Zauberdoktor*



So wird jede erkünstelte Abweichung von dem selbsterworbenen Charakter – gleichviel, ob erzwungen oder kritiklos nachgeäfft – zur Verzerrung und wirkt als solche unästhetisch oder lächerlich. –

Den zahlreichen Kralen nach zu urteilen, die bald hier bald dort auftauchten, schien die Gegend für afrikanische Verhältnisse ziemlich stark bevölkert zu sein. In diesem Lande, das früher wegen seines Rinderreichtums berühmt gewesen, waren nur vereinzelt spärliche Herden Vieh zu sehen. Auf ihrem verheerenden Zuge über ganz Afrika war einige Jahre zuvor die Rinderpest auch hier hinweggefegt und hatte den weitaus größten Teil des Viehbestandes vernichtet. Und alljährlich kehrte sie wieder, um auch von dem Nachwuchs ihren Tribut zu fordern. Das konnte man an den Kadavern am Wege erkennen, an denen die Nasgeier in dichten Haufen ihre widerwärtige Mahlzeit hielten. Und doch sind diese Hyänen der Vogelwelt recht nützliche Geschöpfe in dem Haushalt der Natur: die Gesundheitspolizei der subtropischen und tropischen Länder.

Nachdem ich ziemlich am Vormittag den kleinen, aber reisenden Umhlatufisfluß überschritten hatte, gewahrte ich, fernab von der Straße, zwischen Hügeln und Schluchten idyllisch hingegossen, eine ausgedehnte europäische Niederlassung. Dort mußte jener Schwede wohnen, von dem ich in letzter Zeit des öfteren gehört, daß er auf seine eigene Weise Mission betrieb, indem er die Schwarzen zu praktischer Arbeit erzog. Es hieß, daß seine Tüchtigkeit als Farmer und Geschäftsmann seiner Befähigung als Seelenhirt und Erzieher der Eingeborenen in nichts nachstünde. – Dieses Original wollte ich auf alle Fälle kennenlernen. So schlug ich einen Seitenpfad ein, der dorthin führte. An dem Wohnhaus angekommen, sah ich mich einem graubärtigen Herrn gegenüber, dem Herzensgüte und Tatkraft in schöner Vereinigung aus den klaren, blauen Augen leuchtete. In liebenswürdigster Weise lud er mich zum Lunch ein und befahl einem seiner schwarzen Jöglinge, mein Pferd in den Stall zu führen. Die Unterhaltung, die wir Englisch begonnen hatten, ging alsbald ins Deutsche über, das er, der Schwede, abgesehen von einem Mangel an Übung, leidlich beherrschte. Das Essen war reichlich und gut. Und wie mundete darauf erst der Kaffee und die dunkle, kräftige Zigarre, welche die Form eines „Schweizer Stumpen“ hatte. Das war allerhand für hier draußen im Reservat. Ich machte dem Gastgeber mein Kompliment.

„Die Hauptsache ist, daß alles auf meinem Boden gewachsen ist“, erwiderte er.

„Bis auf den Kaffee und die Zigarren selbstverständlich.“

„Sie irren, auch diese sind eigenes Erzeugnis, wie Sie sich gleich überzeugen können. Die Zigarren drehe ich mir selber.“

„Alle Achtung!“ rief ich bewundernd. Ich tat einen kräftigen Zug aus der Zigarre und ließ den Rauch langsam prüfend hinausgleiten. „Ich könnte schwören, daß es eine prima Brasil wäre.“

„Marke ‚Brasil-Zululand‘“, lächelte der Schwede, sichtlich erfreut.

Wir erhoben uns zu einem Rundgang. Der Garten war so groß, so gut bewässert und gepflegt, daß er mehr den Eindruck einer kleinen Musterplantage machte. Hier wuchsen neben den verschiedensten europäischen Gemüsen und Obstsorten allerlei subtropische Früchte wie Bananen, Papajas, Ananas, Kaktusfeigen. Daran schlossen sich die Kaffeebäumchen und die Tabakspflanzung.

Die Zulus, welche teils in kleinen Gruppen, teils einzeln auf dem Felde arbeiteten, machten einen guten Eindruck. Sie sangen und scherzten bei der Arbeit und kamen doch gut vorwärts. Überall begrüßten uns freundliche Gesichter. Dem Hausherrn begegneten alle mit ungezwungener Ehrerbietung. Seinen gelegentlichen Anweisungen wurde ohne Verzug Folge geleistet. Dieser Schwede war eine Persönlichkeit, von der bei aller Freundlichkeit eine suggestive Kraft auszustrahlen schien, die keinen Ungehorsam aufkommen ließ. Die beiden Geschlechter waren bei der Arbeit getrennt. Die jungen Burschen gingen im Hemd und einer Pluderhose, die bis ans Knie reichte. Die Mädchen trugen helle, halblange Waschkleider. Im Gegensatz zu den Zöglingen anderer Missionen waren alle barfuß. Ich fragte den Schweden, ob er seine Leute auch außerhalb der Arbeit barfuß gehen ließe.

„Selbstverständlich“, erwiderte er. „Warum sollte ich meinen Schwarzen etwas aufzwingen wollen, was ihrer Natur zuwiderläuft und im hiesigen Klima gar nicht zweckmäßig ist. Wohl dem, dem der Herrgott so gute Sohlen von Kindesbeinen an mitgegeben hat.“

„Was machen Sie nun aber mit dem Geld, das in Europa für die Schuh und Strümpfe der armen schwarzen Brüder in Afrika gesammelt wird?“

„Derartige Gelder erhalte ich nicht. Ich bin Privatmann.“

Und nun erzählte er mir, wie er Ende der siebziger Jahre, kurz nach



der Befestigung des letzten unabhängigen Königs Cetschwafo, als einer der ersten Pioniere nach Zululand gekommen war. Volk und Land gefielen ihm so gut, daß er als vermögender Mann sich entschloß, unter den Zulus zu leben, um ihnen die Grundlagen eines praktischen Christentums zu geben. Er sei kein Missionar im üblichen Sinne; in seinen Bestrebungen werde er nur von einigen philanthropischen Gesinnungsgenossen unterstützt.

Nach der Besichtigung der Plantage gingen wir über eine weite saftige Wiese, auf der eine Herde Großvieh weidete.

„Es sind nur noch an die hundert Stück“, sagte er traurig. „Einst hatte ich mehrere tausend, aber man muß ja Gott dankbar sein, daß einem noch das geblieben ist. Wie mancher ist durch die Rinderpest an den Bettelstab gekommen.“

„Ist das so schlimm?“

„Leider. Ich kannte einen reichen Buren, der sich mit seinen Transportwagen unterwegs befand, als ihm die Rinderpest über den Hals kam und seine sämtlichen Ochsen hinwegraffte. Als er nach Hause ritt, um Ersatz zu holen, war auch schon dort sein Vieh teils verreckt, teils erkrankt. Vergebens bemühte sich der Arme, anderweitig Vorspanne für seine steckengebliebenen Wagen zu bekommen. Überall herrschte gleiche Not. Die Ladung von Fellen und Häuten, in denen er sein ganzes Bargeld angelegt hatte, war dazu verdammt, in der Wildnis zu verrotten. In einem Anfall von Verzweiflung schoß sich der bedauernswerte Mann eine Kugel durch den Kopf. Auch unter den Eingeborenen, deren ganzer Stolz und Reichtum in ihren Herden bestand, ist es vorgekommen, daß der eine oder andere, der alles verloren hatte, Selbstmord beging oder sich Verstümmelungen am Körper beibrachte, zum Beispiel sich ein Ohr abschnitt.“

Auf dem Rückwege kamen wir an dem kreisrunden Viehtral vorbei, der nach der Bauart des Landes aus einer hohen Dornenumzäunung bestand, in welcher Hütten von der Form des Bienenkorbes eingebaut waren. Der Hausherr deutete auf zwei Hügel, auf denen es von Ziegen und Schafen wimmelte: „Die bleiben wenigstens von der Pest verschont. Und da sich neuerdings nun auch die Lungenseuche unter dem Großvieh bemerkbar macht, so habe ich mich besonders auf die Zucht von Ziegen und Schafen verlegt; das scheint mir vorläufig sicherer und ren-

tabler zu sein. Meine neuesten Versuche, Angora-Ziegen mit dem hiesigen Schlag zu kreuzen, scheinen ganz gut auszufallen."

Ich konnte nicht umhin, die Vielseitigkeit meines Wirtes zu bewundern.

„Wir sind noch nicht am Ende“, sagte er.

Unweit vom Wohnhause kamen wir an einen kleinen Teich, der, wie die Bewässerungsanlagen, von dem nahen Wildbach gespeist wurde. Hier tummelten sich Enten und Gänse. Hunderte von Hühnern suchten auf der Wiese ihr Futter. Es war ein mittelgroßer, kräftiger Schlag, eine Kreuzung zwischen europäischen und den winzigen afrikanischen Hühnern. Ein Zulu-Jüngling hielt mit einem Schrotgewehr Wache, um, wie mir der Hausherr erklärte, räuberische Angriffe von Adlern und Falken auf das Federvieh zu verhindern. Derselbe Bop stellte auch die Fallen nachts für allerlei marder- und lazenartiges Raubzeug. Nur auf diese Weise sei hier überhaupt Geflügel zu halten. Für die Milchkühe und einige Pferde waren eigens saubere Stallungen eingerichtet, was man sonst hierzulande kaum kannte. Hieran reihten sich eine Anzahl freundlich ausschauender, weißgestrichener Hütten mit Strohdächern, in welchen die Eingeborenen, Zöglinge und Arbeiter, voneinander getrennt wohnten. Eine mit Wellblech gedeckte, aus Stein gebaute Halle diente zugleich als Schulraum und als Kirche. Außer den erforderlichen Tischen und Bänken stand hier auch noch ein Harmonium, an dem soeben ein intelligent aussehender Zulu mittleren Alters übte.

„Dies ist mein Schullehrer, meine rechte Hand“, stellte mein Führer ihn mir vor. „Ich habe ihn schon als Kind zu mir genommen. Sein Vater war ein Induna, ein Häuptling, der in den Kämpfen der Zulus gegen die Engländer gefallen ist. Ich selber habe ihn ausgebildet. Er ist mein Küster und imstande, einen einfachen Gottesdienst zu leiten, so wie ich ihn für die Zulus für richtig halte. Als Häuptlingssohn besitzt er an und für sich eine gewisse Autorität. Seine Frau, auch eine Häuptlingstochter, unterrichtet die Mädchen in den nötigsten Dingen des Haushaltes, wie Brotbacken, Kochen, Nähen und Flickern.“

„Und wie halten Sie es mit dem Schulunterricht?“

„Diesen beschränke ich auf das allernotwendigste: ein bißchen Lesen und Schreiben in der Landessprache, das Einmaleins und den Anfang der vier Rechnungsarten. Nur besonders begabte Schüler lehren wir etwas mehr. Ich habe meinen guten Grund dafür. Denn allzu leicht



verfällt der Schwarze, wenn man ihm größere europäische Kenntnisse eintrichtert, in Größenwahnsinn und glaubt sich dann über jede körperliche Arbeit erhaben.“

„Da stimme ich Ihnen völlig bei. Ich befürchte, daß in dieser Hinsicht von der Mission, besonders von der englischen, viel gesündigt wird. Man bringt den afrikanischen Eingeborenen allerlei Dinge bei, die über ihren Horizont hinausgehen. Folge davon: ein Chaos in den primitiven Gehirnen!“

„Ja, das ist der brennende Punkt“, unterbrach mich der alte Schwede, erfreut, bei mir so viel Interesse und Verständnis für seine Kulturmission zu finden. „Wir brauchen in Südafrika kein schwarzes geistiges Proletariat. Vielmehr sollten die Missionen darauf bedacht sein, daß die arbeitscheuen, kriegerischen Eingeborenen den Wert von ihrer Hände Arbeit erkennen und schätzen lernen.“

„Und mit dem Religionsunterricht halten Sie es wohl ähnlich?“ fragte ich interessiert.

„Logischerweise ja. Einige Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament, die Kenntnis der zehn Gebote, das Vaterunser und einige Kirchenlieder, dabei lasse ich es im allgemeinen bewenden. Oder sollte ich etwa diesen Naturkindern mit tiefgründigen metaphysischen Erwägungen kommen, die bei uns Europäern zu Kirchenspaltungen und Religionskriegen geführt haben, so daß die Lehre unseres Heilandes, die Religion der Liebe und Duldsamkeit nur zu oft in das Gegenteil umgeschlagen ist?“

Zum Schluß führte er mich in die nebenan liegende Werkstatt. Hier wurde lustig geschlossert, getischlert, gezimmert und dröhnend schlug der Schmiedehammer den Takt dazu.

„Ich lasse hier durch einige Zulus, die ich selbst im Handwerk ausgebildet habe, meine Böglinge in den nötigsten Handgriffen soweit unterweisen, daß sie sich in ihrem späteren Leben behelfen können.“

Diese Lehrstätte eines praktischen Christentums für die Eingeborenen Afrikas machte auf mich einen tiefen Eindruck, so daß ich es mir zur besonderen Ehre anrechnete, als der ausgezeichnete Germane, der dies alles in der afrikanischen Wildnis geschaffen hatte, mich jungen Menschen einlud, einige Tage bei ihm zu bleiben.

\*

An Leib und Seele gestärkt verließ ich das gastliche Haus, um eine unvergessliche Erinnerung reicher. Mein Gaul, nicht weniger befriedigt als ich ob dieser angenehmen Ruhepause, trabte mutig schnaubend gen Norden. Noch am Vormittage erreichte ich Melmoth, eine unbedeutende Ortschaft, bestehend aus einem halben Duzend Gehöften. Das einzig Bemerkenswerte waren einige größere Gebäude am Wege, in denen ein Portugiese mit dem verheißungsvollen Namen Fortuna einen Kaufladen und eine Art Hotel aufgemacht hatte. Ich kaufte mir verschiedene Kleinigkeiten, wie Perlenschnüre und Taschenspiegel, um sie bei Gelegenheit als Tauschartikel oder Gastgeschenke bei den Eingeborenen zu verwenden. Senhor Fortuna gab mir bereitwilligst Auskunft über den Weg, der vor mir lag. Es schien mir jedoch, daß sein Gesicht erheblich länger wurde, als ich mich dankend verabschiedete, ohne wenigstens bei ihm gespeist zu haben. Hierzu lag für mich keine Veranlassung vor, da meine Satteltaschen noch voll der besten Fressalien waren, mit denen mein gastfreier Missionar mich bei meiner Abreise beglückt hatte. Ich hielt meine Mittagskraft auf freiem Felde. Gegen Abend erreichte ich, nachdem eine längere Steigung überwunden war, die Pashhöhe von Umtonjaneni. Dort lernte ich ein junges englisches Ehepaar kennen, das im Begriff war, sich ein Anwesen in Verbindung mit einem Kaffestore zu gründen. Die Sache bestand vorläufig noch aus einigen strohgedeckten Hütten und etwas beackertem Lande. Obgleich Mrs. Rider erst frisch importiert, schien sie sich schon schnell an die Primitivität afrikanischen Buschlebens gewöhnt zu haben. „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar“, schien der Wahlspruch dieser netten beiden Leuten zu sein. Wir verbrachten einen hübschen Abend. Zu dem Whisky-Soda, den Mr. Rider vorsezte, spendierte ich die Zigarrea meines schwedischen Gönners, Marke „Brasil-Zululand“.

Der Hauptweg, der von dem Pash von Umtonjaneni nach Norden führt, bildet zugleich auf eine weite Strecke hin die Grenze zwischen dem britischen Gebiet und der Südafrikanischen Republik. Bei meinem Abstieg von der Pashhöhe bot sich mir ein herrlicher Fernblick. Zu meiner Rechten zogen sich mächtige Hügelketten und Schluchten hin, zwischen denen zerrissene Nebelstreifen phantastische Gebilde formten. Zur Linken, auf der Transvaalseite, dehnte sich, soweit das Auge reichte, nur hier und da von Bodenwellen unterbrochen, eine lichte Busch- und Baumsteppe aus. Auf der Talsohle angelangt, schlug ich Galopp an.



Ich war noch nicht weit gekommen, als ich hart am Wege ein sauberes Burenhäuschen sah, an das sich im Hintergrunde ein Viehkral und verstreute Hütten reihten. Dies war die Transvaal-Zollstation. Von hier aus zweigte ein Weg nach dem Distriktsstädtchen Vryheid ab. Auf der Veranda des Hauses saß ein älterer Mann, der behaglich an seiner Schagpfeife sog und den unvermeidlichen Kaffee trank. Ich stieg vom Pferd und begrüßte ihn mit dem üblichen „Goein dag, Dom, hoe goan dit met jou?“ worauf er prompt, mich als „Neef“ titulierend, auch nach meinem Befinden fragte. Ich hatte es im Buirischen bereits so weit gebracht, daß ich das meiste verstehen und die nötigsten Antworten geben konnte. Haperte es mit dem Sprechen, so half ich mir mit dem Englischen, das viele Buren besser verstehen, als sie vorgeben. Der Zollgewaltige erkannte mich gleich als Deutschen; und wieder einmal erwies es sich als besondere Empfehlung, daß ich nicht auf Schusters Kappen, sondern hoch zu Ross reiste. Er lud mich zu einer Tasse Kaffee ein. Ich setzte mich zu ihm und schlürfte das heiße, durststillende Getränk, das mich lebhaft an Sachsens weltberühmten Bliemchen erinnerte. Diese Form des Kaffees ist der Nationalsaft der Buren. Ununterbrochen steht der Kaffeepott gebrauchsfertig auf dem Herd des Hauses. Im Laufe der Unterhaltung merkte ich, daß er für einen Grenzer ein verhältnismäßig gebildeter Mann war. Er hieß Piet Erasmus und gehörte einer jener weitverzweigten alten Afrikanerfamilien an, die ihren Ursprung auf die ersten Ansiedler des 17. Jahrhunderts zurückführen. — Dieser hochgewachsene hagere Mann mit dem scharfgeschnittenen Charakterkopf und dem ergrauten Vollbart war ein würdiger Typ der Vortrekker, wie er bereits immer seltener anzutreffen war. — Bald auch gesellte sich seine Frau, eine freundlich-rundliche Matrone, zu uns. Dann traten auch die Sprößlinge in Erscheinung. Es waren ihrer nur vier, für eine Burenfamilie eine auffallend kleine Zahl: eine erwachsene Tochter, zwei Buben und ein Mädchen im Alter von elf bis fünfzehn Jahren. Piet Erasmus war nicht nur Zollchef, sondern auch Veldkornet, soviel wie Hauptmann der Burenmiliz seiner Gegend. Da seine Station von allen anderen Niederlassungen meilenweit entfernt war, bot sich den Kindern keine Gelegenheit, Schulen zu besuchen. So kam es, daß der alte Erasmus sich mit seiner ältesten Tochter in den holländischen Unterricht der Kinder teilte. Der Veldkornet äußerte mir gegenüber, daß er es gern sähe, wenn seine Kinder auch Englisch lernten.

Halt, dachte ich, hier ist eine Gelegenheit, die Buren einmal näher kennenzulernen. Und so fragte ich ihn, ob er Lust hätte, mir den Unterricht zu übertragen, da ich perfekt Englisch spräche. Ohne viel Umstände wurden wir handelseinig; freie Station für mich und mein Pferd und zwei Pfund Sterling monatlich. – Die Vielseitigkeit meiner Berufe war um ein Kapitel vermehrt: Pauker! Ausgerechnet ich, der ich den Lehrern in meiner Heimat frühzeitig auf Nimmerwiedersehen entlaufen war! Meine abgebrochene akademische Laufbahn erhielt plötzlich eine ganz unerwartete Auffrischung. Dankbar gedachte ich meiner englischen Grammatikstunden in der Schule, dankbarer noch meines Freundes William, der den nötigen Schliff in mein stark mit Seemanns- und Australischen Busch-Idiomen behaftetes Englisch gebracht hatte.

Noch am selben Tage fing ich mit dem Schulunterricht an. Da ich sofort sah, daß ein fester Stundenplan wegen allerhand ländlicher Arbeiten, an denen sich die Kinder beteiligen mußten, nicht einzuhalten war, nutzte ich die freie Zeit nach Möglichkeit aus. Bald lernte ich auch noch einige andere Buren kennen, die, als Farmer und Transportfahrer, ein bis zwei Stunden zu Pferd von der Zollstation auf der britischen Umtonjaneniseite wohnten. Die Folge hiervon war, daß sich die Zahl meiner Schüler um einige berittene Auswärtige vermehrte. An diesen unverdorbenen Kindern der Wildnis hatte ich viel Freude. Mit regem Interesse folgten sie meinem Unterricht und brachten mir ohne weiteres den nötigen Respekt entgegen. Diese Knaben und Mädchen meist niederdeutscher Rasse – wobei ich Holländer und Flamen einbeziehe – waren vorwiegend blond und dunkelblond; aber auch der brünette Typ war infolge des starken französisch-hugenottischen Einschlages keineswegs selten, – im allgemeinen große, kräftige, intelligente Menschenkinder. Mehr als der Sprachunterricht gefielen ihnen meine Ausführungen über Weltgeschichte, Geographie und Naturkunde.

In meiner reichlich bemessenen freien Zeit half ich entweder bei den ländlichen Arbeiten oder nahm die Martini-Henry-Büchse oder die Schrotflinte des alten Erasmus, um die Küche mit Wildbret zu versorgen. Obgleich das Wild auch in dieser entlegenen Gegend schon dezimiert war, kam ich doch nie ohne Beute heim. Wenn es nicht gerade ein Bock war, so waren es doch mindestens eine Trappe oder einige Perlhühner. Dies trug mir bei meinen Buren besondere Achtung ein, da



sie, was Schießen anbelangt, den Uitlanders nicht viel zutrauen und sich selbst für die besten Schützen der Welt halten. —

In einem der benachbarten Kafferkräle hatten sich einige Fälle von Lungenseuche unter dem Vieh gezeigt. Die Lungenseuche ist im Gegensatz zu der rapid auftretenden Rinderpest eine schleichende Seuche, die nur langsam um sich greift, aber auch große Verheerungen unter den Herden anrichtet. Das versetzte die Gegend in nicht geringe Aufregung.

„Wir werden wohl einige Tage den Schulunterricht ausfallen lassen müssen,“ meinte Piet Erasmus eines Tages, „denn wir wollen das Vieh mit ‚Longsiekte‘ (Lungenkrankheit) impfen. Da muß alles mithelfen. Haben Sie auch Lust dazu?“

„Ja, Dom Piet, mit dem größten Vergnügen!“ erwiderte ich. Schon am folgenden Morgen fand sich eine Anzahl Kaffern mit mehreren hundert Stück Vieh zur Impfung ein. Ein halbes Duzend infizierter Tiere stand abseits. Aus diesen wählte Dom Piet das ihm für Impfzwecke am geeignetsten erscheinende Stück und tötete es durch einen Schuß in den Kopf. Es wurde geöffnet. Das gelblichgrüne Wasser der erkrankten Lunge wurde vorsichtig mit einem Becher ausgeschöpft und in ein Gefäß gefüllt. Mit diesem „Serum“ wurde nun das gesunde Vieh behandelt, und zwar ging diese Impfung in folgender Weise vor sich: Ein Trupp wurde in eine eigens hierfür errichtete starke Dornenumzäunung getrieben. Der Patient wurde von nervigen Fäusten an den Hörnern festgehalten, andere Helfer packten ein Hinterbein. Nun ergriff Erasmus den Schwanz des Tieres, den er unweit der Spitze mit einem Pfriemen durchbohrte, um durch die entstandene Öffnung einen mit dem „Serum“ getränkten Wollfaden mit einer Nadel hindurchzuziehen. Der Faden wurde dann von der Nadel abgeschnitten und verblieb in dem Schwanz. Einige widerspenstige Ochsen und Stiere waren beim Einfangen so ungebärdig, daß sie erst mit Hilfe von Schlingen an Kopf und Beinen gefesselt werden mußten, wobei es nicht selten zu einem förmlichen Handgemenge kam, das sich aber, bei der Geschicklichkeit der Leute, mehr komisch als gefährlich auswirkte. Ein besonders starker und rabiat-er junger Stier, dem wir die Schlinge um einen Hinterfuß geworfen hatten, fauste wie tobsüchtig ab, mich, einen Kaffern und die beiden Erasmus-Jungen, die wir das Ende des Riemens festhielten, mit sich reisend. Er durchbrach den Dornenzaun an einer schwachen Stelle und schleifte uns, da wir nicht locker ließen, unter recht schmerzhaften Be-

gleiterscheinungen hinter sich her. So tobten wir, in neckischen Spiralen, zu wilden Klumpen geballt, teils hockend, teils liegend, mit dem nötigen Geschrei hinaus ins Gelände. Kampfesmüde ließ einer nach dem anderen ab, bis ich allein noch mit unverminderter germanischer Urkraft mit dem Ochsen um die Wette lief. In einem geeigneten Moment gelang es mir, den Riemen blitschnell um einen Baum zu schlingen. Aber meine Siegesfreude war verfrüht, denn erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt: der Riemen riß mit einem Krach, mein Ochs stürmte von dannen, und ich – deckte das Schlachtfeld!

Ähnliche Zwischenfälle verkürzten natürlich nicht gerade die Arbeit, erhöhten aber den Reiz derselben, so daß es allerhand bedeutete, wenn wir mit vereinten Kräften an einem Tage mehrere hundert Stück geimpft hatten. Dieser Betrieb dauerte so ungefähr eine Woche, Zeit genug, daß auch ich diese Methode afrikanischen Impfens der Lungenseuche von Grund auf lernte. – Diese Kenntnis sollte mir in späteren Jahren, als ich in Abessinien eine eigene Farm besaß, von großem Nutzen sein: Beweis, daß man nie genug lernen kann und stets die Augen offen halten soll! – Das so geimpfte Vieh mußte noch auf längere Zeit beobachtet werden. Bei normalem Verlauf schwoh der Schwanz mehr oder weniger an. In den leichteren Fällen genügten einige Längsschnitte mit dem Taschenmesser, der Entzündung Luft zur Heilung zu geben. Oft aber entwickelte sich auch eine brandartige, schwere Entzündung bis hinauf zum After. In solchen Fällen mußte dann kurzer Prozeß gemacht werden: der Schwanz wurde einfach abgeschnitten. Etwa zehn bis fünfzehn Prozent der Tiere gehen bei dieser Art der Impfung ein, was gegenüber dem natürlichen Verlauf der Lungenseuche einen großen Erfolg bedeutet, wenn man bedenkt, daß sonst ganze Herden davon vernichtet werden.

\*

Nach vollendetem Tagewerk saß ich oft und gern mit dem alten Beldkornet zusammen. Wir tauschten dann allerlei Gedanken und Beobachtungen aus. Ich mußte von Europa und Australien, von meinen Seefahrten erzählen; und der sonst so schweigsame Erasmus taute förmlich auf, wenn er ansang, von vergangenen Zeiten zu berichten. Er selbst hatte noch als Knabe die letzten „Trelks“ der Buren mitgemacht. Er wußte um die Kämpfe der Buren gegen die Kaffern wie gegen die Eng-



länder aus eigener Erfahrung. Sein Steckenpferd aber war die Entstehungsgeschichte Südafrikas und der Buren, die er wie wenige seiner Landsleute kannte. Hier in kurzen Zügen das, was Dom Erasmus mit in afrikanischer Beschaulichkeit und Breite erzählte:

Bis gegen Mitte des 17. Jahrhunderts war das Kap der Guten Hoffnung nur ein gelegentlicher Landungsplatz für holländische, englische und portugiesische Ostindienfahrer gewesen, herrenloses Land. Im Jahre 1650 entsagten die Engländer im Austausch gegen die Insel St. Helena allen etwaigen Ansprüchen auf das Kapland zugunsten der Holländer. Zwei Jahre später gründete die mächtige Holländisch-Ostindische Kompanie eine regelrechte Station in der Inselbai, in der vorerst eine größere Anzahl nordeuropäischer Seeleute angesiedelt wurden. Dem anfänglichen Mangel am ewig Weiblichen wußten die praktischen holländischen Handelsherren dadurch abzuwehren, daß sie einige hundert heiratslustige Mädchen, vornehmlich aus den Waisenhäusern Amsterdams und Rotterdams, dem Kap zuführten, die sofort an den Mann kamen, da der Sendung auch gleich ein Pfarrer für die Massentrauung beigelegt war. Anfangs in recht bescheidenem, dann dauernd zunehmendem Maße wandten sich holländische, deutsche und französisch-hugenotische Familien dem Kap zu. Die junge Kolonie entwickelte sich schnell und dehnte sich, dank der Unternehmungslust ihrer Pioniere immer weiter nach Norden und Osten aus. Die Unterwerfung der von der Jagd und vom Viehraub lebenden Ureinwohner, der zwerghaftigen Buschmänner, sowie der von Norden her nachdringenden Hirtenstämme der Hottentotten machte keine erheblichen Schwierigkeiten. — Anders wurde es, als man gegen Mitte des 18. Jahrhunderts auf die Spitzen der kriegerischen, lebenskräftigen Bantu oder Kaffern stieß, die, ihre Wohnsitze im Norden verlassend, immer weiter nach Süden drängten.

Mit wechselndem Glück gingen die Kämpfe zwischen Buren und Bantus fast ein Jahrhundert hin und her, bis dann doch die weißen Pioniere die Oberhand gewannen, um — welche Ironie des Schicksals — teilweise oder zeitweise Opfer des lachenden Dritten „Großbritanniens“ zu werden.

Mit der allgemein günstigen Entwicklung der jungen Kolonie im 18. Jahrhundert wuchs aber auch das Ausbeutungssystem und die Willkür der Beamten der Holländisch-Ostindischen Kompanie in einer für die Buren so unerträglichen Weise, daß es im Jahre 1798 in weiten Be-

bieten zu offener Empörung kam, die holländischen Beamten hinausgeworfen und zwei freie Republiken errichtet wurden.

Jetzt geschah etwas ganz Eigenartiges: Unter dem Vorwande, die Autorität des Niederländischen Statthalters zu schützen, mischte sich ohne irgendeinen Titel des Rechts England in diese rein südafrikanische Angelegenheit ein, landete 5000 Mann und nahm Kapstadt. Zwar wurde 1802 im Frieden zu Amiens noch einmal die niederländische Herrschaft formal anerkannt, jedoch mit dem Ergebnis, daß England vier Jahre später mit einer Flotte von 65 Schiffen und 6 Regimentern Soldaten ein für allemal die Kap-Kolonie an sich riß: kraft des Rechtes des Stärkeren, unter Ausnützung der Kriegswirren Europas und begünstigt durch seine insulare Lage. — Zur Beruhigung seines nicht allzu zartbesaiteten politischen Gewissens und zur Ehrenrettung seines nicht gerade guten Rufes in der übrigen Welt verstand es England meisterhaft, sich auch einen legal-einwandfreien Titel für seinen neuen Raub in Südafrika zu verschaffen. — Es ließ sich nämlich einfach von dem Prinzen von Oranien, der während der napoleonischen Herrschaft in Holland lange Zeit die Gastfreundschaft Groß-Britanniens in Anspruch genommen hatte, nach dessen Rückkehr nach Holland im Jahre 1814 das Kapland in Bausch und Bogen für sechs Millionen Pfund Sterling verkaufen. Damit waren die letzten holländischen Ansprüche erloschen.

Die Buren, die sich um diesen Kuhhandel wenig kümmerten und sich von der Annexion durch die Engländer eher eine Besserung ihrer Lage versprachen, sollten sehr bald merken, daß sie aus dem Regen in die Traufe gekommen waren. Denn war unter der holländischen Herrschaft auch vieles faul gewesen, so hatte diese dem jungen Afrikanervolk wenigstens seine völkische Eigenart und Sprache belassen. Die durchaus bürokratisch-autokratische Regierung der Engländer dagegen hatte zu den Buren weder irgendwelche Fühlung, noch schien sie solche zu suchen. Der britische Gouverneur bezog ein Fantasie-Gehalt von jährlich 10 000 Pfund Sterling (etwas über 200 000 RM.), ganz abgesehen von den Prachtbauten, die er auf Kosten der einfachen, anspruchslosen Farmerbevölkerung für seine Privatzwede in verschiedenen Teilen des Landes errichten ließ. Er und sein Stab verbrauchten allein über ein Viertel aller Einkünfte der Kolonie. — Was nur das Selbstgefühl und den Rassestolz der ausblühenden weißen afrikanischen Volksgemeinschaft beleidigen konnte, wurde von der britischen Regierung getan. Entgegen



aller zu Anfang gegebenen Versprechungen wurde die holländische Sprache, wo es ging, unterdrückt: Die Unterrichtssprache in den Schulen wurde englisch, obgleich die meist neu zugewanderten Engländer nur einen Bruchteil der Bevölkerung ausmachten. Der Schule folgten das Gerichtswesen und die Verwaltung. Nicht einmal die Geschworenen durften Buren sein. Die Presse wurde durch scharfe Zensur geknebelt. Bei Streitigkeiten zwischen Buren und Farbigen ergriff die englische Regierung grundsätzlich die Partei der letzteren; ja sie beraubte durch entsprechende Verfügungen die Buren ihrer Munition und lieferte die Grenzer damit der Raublust der wilden Stämme aus. In entwürdigendster Weise wurde das freie weiße Pioniervolk durch „englische“ Polizei – in diesem Falle angeworbene Hottentotten, die verachteten Eingeborenen Südafrikas – niedergehalten.

Als 1815/16 eine Anzahl Buren gegen diese Zustände sich empörten, wurde ein halbes Duzend von ihnen öffentlich gehängt. Dabei brach das Gerüst, und die Unglücklichen wurden nochmals gewürgt und hochgezogen, – und das in Gegenwart ihrer Frauen und Kinder, die vom englischen Gericht gezwungen wurden, der Hinrichtung beizuwohnen. – Mit diesem Blutgericht von „Slachtersnek“ war aber auch die tiefe Kluft zwischen Bur und Briten für ewig aufgerissen.

Um die Buren in England und möglichst auch in der übrigen Welt aller Sympathien zu berauben, betrieb die englische Mission zusammen mit der „Philantropischen Gesellschaft“ einen widerwärtigen Verleumdungsfeldzug gegen die Buren, der diese, unter völliger Verdrehung der Tatsachen, als rohe Unterdrücker der „armen schwarzen Brüder“ brandmarkte. – Diese „christlichen und philantropischen“ Kreise Englands strebten damals allen Ernstes nicht nur eine Gleichberechtigung der Weißen und Schwarzen in Südafrika an, sondern wollten auch ein riesiges Bantureich unter der Vormundschaft christlicher Missionare und unter englischer Oberhoheit errichten! – Dieser irrsinnige Plan kam dank des gesunden Widerstandes der Buren glücklicherweise nicht zur Ausführung.

Bei der Abschaffung der Sklaverei im Jahre 1834, die bei den Buren tatsächlich nur in einer recht milden Form bestand und im übrigen dem damaligen südafrikanischen Wirtschaftsleben angepaßt war, wurde diesen nur ein Bruchteil der Entschädigung ausbezahlt, die die englische Regierung ihnen für die Freilassung ihrer Sklaven zugesagt

hatte. Ausdrücklich sei hier darauf hingewiesen, daß die Buren süd-afrikanische Eingeborene nie zu Sklaven gemacht haben. Vielmehr haben sie sich der kriegsverwaisten Bantu- und Hottentottenkinder angenommen, sie bei sich aufgezogen und diese, wenn sie erwachsen waren, wieder in ihre Heimat entlassen, d. h. soweit sie überhaupt dorthin zurück wollten, denn viele zogen es vor, bei ihren weißen Brotherren zu bleiben und gegen Lohn dort weiterzuarbeiten. Die Sklaven dagegen rekrutierten sich aus regelrecht gekauften oder ererbten „Maleis“ (Malayen) aus Hinterindien und aus Negern von der afrikanischen Westküste.

Ohne der Sklaverei irgendwie das Wort reden zu wollen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die plötzliche, voraussetzungslose Abschaffung dieser uralten Einrichtung ohne ein Übergangsstadium sich als ein höchst gefährliches Experiment in wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und moralischer Hinsicht erwiesen hat. In Südafrika kamen dadurch viele Buren an den Rand des Verderbens, während dreißig Jahre später nach dem Bürgerkrieg in den USA. die Südstaaten auf lange Zeit dem Ruin ausgeliefert wurden. Bei genauerer Betrachtung findet man, daß in beiden Fällen die philanthropischen Drahtzieher weit weniger an Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit für die Negerklaven als vielmehr an eigene wirtschaftliche Vorteile dachten: Die Nordstaaten der USA. wollten die Südstaaten wirtschaftspolitisch kalt stellen, genau wie in Südafrika die Engländer die Buren!

Einen solchen Druck wollten die Buren nicht länger ertragen und so kam es 1837 zu dem „Groote Trek“, dessen Seele Piet Retief, eine ebenso edle wie kühne Führernatur bildete. Zu Tausenden zogen die „Vortrecker“ mit Rind und Regel auf ihren Ochsenwagen nach Norden über den Dranje-Fluß in das unbekannte Innere, wo ihnen trotz aller Gefahren durch kriegerische Eingeborene, Malaria-Fieber und Thetsefliege ihr höchstes Ideal, die Freiheit winkte. In dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren unterwarfen sie das gewaltige Gebiet zwischen Dranje- und Limpopo-Fluß. Eine kulturelle Großtat ersten Ranges, wenn man die verhältnismäßig winzige Zahl dieser Auswanderer, ihre primitiven Mittel, ihre unerhörten Entbehrungen und Opfer an Blut und Gut in Anschlag bringt. Dabei erfolgte die Unterwerfung weit mehr durch geschickte Verträge mit den Kaffernhäuptlingen, deren Eigenart die Buren gut kannten, als durch Waffengewalt. Nur wo es mit Güte nicht ging, wie bei den streitbaren Zulus und Matabelen, die der



Schrecken aller übrigen Stämme waren, mußten die Feuerwaffen der Pioniere das entscheidende Wort sprechen.

Mit Schrecken und Wut sah das britische Kolonialamt den großen Verlust, der der Kap-Kolonie durch die unheimlich zunehmende Abwanderung so vieler wertvoller Siedler drohte. Auch mochte das schlechte Gewissen in den sich neu bildenden Burenrepubliken eine spätere Gefahr wittern. Auch jetzt wieder setzte das gewohnte heuchlerische Spiel Groß-Britanniens gegen die Buren in verstärktem Maße von neuem ein und nach bewährten Grundsätzen!

Einerseits stellte sich England als die gottgewollte, einzig berufene Macht hin, der das Recht zustand, die Potentaten der Bantus als rechtmäßige Herrscher über ihre Länder, und nicht nur über ihre schwarzen, sondern auch über deren weiße Bewohner anzuerkennen! —

Andererseits brandmarkte es die Vortreiber als geflüchtete britische Untertanen, denen überhaupt kein Recht zustände, eigene Staatswesen zu gründen!

Drittens versuchte es, die Buren in der gesamten britischen und in der übrigen Welt als ein rohes, unkultiviertes Volk hinzustellen, das kein anderes Ziel hätte, als die Schwarzen zu drangsalieren.

Bei einer solchen Politik Englands gestalteten sich die weiteren Geschehnisse Südafrikas und in Sonderheit die der beiden jungen Burenrepubliken Transvaal und Oranje-Freistaat entsprechend wechselvoll und verwickelt.

\*

Als ich sechs Wochen bei Piet Erasmus war, erschien eines Tages aus der Distrikthauptstadt Vrystad ein alter Freund des Hausherrn. Hilfsbereit, wie die Buren untereinander sind, erbot er sich, zwei der Kinder bei sich unterzubringen, um ihnen einen regelrechten Schulunterricht zu ermöglichen. Hiermit war ich im Erasmus'schen Hause überflüssig geworden. Der alte Piet riet mir, den Unterricht in der Familie einer meiner auswärtigen Schüler fortzusetzen. Seinen einen Jungen, der zu Hause bliebe, würde er mir gern hinüberschicken. Am darauffolgenden Tage verabschiedete ich mich von den Erasmus'sen und ritt zusammen mit meinen auswärtigen Schülern über den Umtonjanenipaf, hinter dem sich die Ansiedelungen ihrer Eltern befanden. Sie hießen van der Merwe, Potgieter und Leupold. Ich nahm Rücksprache

mit ihnen, und schnell war die Angelegenheit erledigt. Interessant war das Verhältnis dieser drei Burenfamilien untereinander. Sie waren mehr oder weniger miteinander verwandt. Van der Merwes jüngster Sohn war mit einer Potgiertochter verlobt, während der älteste Potgietersohn mit einer Tochter Leupolds verheiratet war und bei diesen wohnte. Die Potgieters und Leupolds waren durch die Kinderpest völlig verarmt; der alte van der Merwe hatte zwar von seinem Viehreichtum viel eingebüßt, konnte aber immer noch als wohlhabend gelten. Jedenfalls war er ein hochanständiger Mensch und half nach gutem alten Brauch seinen weniger glücklichen Nachbarn, wo er konnte. Er stellte ihnen die fehlenden Jugocheen für ihre Wagen und ermöglichte es ihnen auf diese Weise, durch Transportfahren über die schwerste Zeit hinwegzukommen. Da Potgieters Haus das bei weitem größte war, in der Mitte der drei Farmen lag und infolge des Kinderreichtums dieser Familie schon an und für sich die meisten Schüler beherbergte, so ergab es sich ohne weiteres, daß ich dort einquartiert wurde. Sechzehn junge Potgieters durchwimmelten das Wohnhaus. Es war anfangs nicht ganz leicht, mich zwischen all den Gesichtern und Namen zurechtzufinden. Für den Unterricht kamen für mich nur neun in Betracht, die anderen waren teils zu klein, teils erwachsen. Von den acht Leupoldkindern besuchten nur vier den Unterricht. Van der Merwes Nachkommenschaft war für Burenverhältnisse ziemlich knapp bemessen; zwei seiner Kinder waren längst verheiratet und hatten irgendwo in Transvaal ihre eigenen Farmen. Sein zwanzigjähriger Sohn führte Transporte für seinen Vater, und nur das Nesthäkchen, ein vierzehnjähriges, sitzames, schwarzbraunes Mägdelein besuchte meinen Schulunterricht. Bei meinen Potgieters ging es denkbar einfach zu. Fröhlich gab es einen Maisbrei, mittags irgendeine Suppe mit Kartoffeln, Gemüse oder Hülsenfrüchten, abends Bataten, Kürbis oder Maiskolben und Brot. Daß es bei einer so zahlreichen Familie nicht übermäßig viel Fleisch oder „Biltong“ – lange Streifen eingesalzenen Dörrfleisches – gab, läßt sich denken. Trotz der schmalen Kost waren aber alle kräftig und gesund. – Der alte van der Merwe war übrigens Gemütsmensch. Er sagte mir von vornherein, daß, wenn ich mich einmal an etwas Gutem sattessen wolle, ich jederzeit bei ihm willkommen sei. Ich habe denn auch diesem so ausgezeichneten Menschenfreund so manchen Abendbesuch abgestattet. – Schuhzeug war bei diesen Grenzern ein





*Zululand. Kraal eines Häuptlings*

*Die Drakensberge*





*Johannesburg um 1900*



Luxusgegenstand, auf den nur Erwachsene Anspruch hatten. Für die Kinder kamen Schuhe und Strümpfe bestenfalls als Sonntagsstaat in Betracht. Unter den kleinen Potgieters befand sich ein unglückliches Geschöpf von fünf Jahren, das in Europa gewiß in eine Anstalt gegeben worden wäre. Es war ein Junge, der stumm und idiotisch war. Er war am ganzen Körper braungebrannt, da er sich meist im Hemdchen oder wie ihn Gott geschaffen im Freien tummelte. Wenn er irgend etwas Unnützes angestellt hatte und man ihn dabei ertappte, so kletterte er an einem der hohen Eukalyptusbäume im Hof mit affenartiger Geschwindigkeit hinauf. Man hatte es längst aufgegeben, ihn von dort herunterzuholen, da er sonst bis in die höchsten Spitzen hinaufstürzte. Dort oben blieb er so lange hocken, bis die Luft wieder rein war. — Wie alle Buren waren auch die hiesigen drei Familien fromme reformierte Protestanten. Vor und nach jeder Mahlzeit wurde gebetet und abends eine kleine Andacht gehalten. Da weit und breit in dieser Wildnis keine Kirche war, so traf man sich abwechselnd zum gemeinschaftlichen Gottesdienst. Es wurden einige holländische Choräle gesungen, ein Kapitel aus der Bibel gelesen, an das sich eine Predigt anschloß, die der Hausherr hielt. — Ich war erstaunt, wie diese einfachen Leute gut, ja ergreifend sprechen konnten.

Wenn vielfach behauptet worden ist, daß der Bur den Schwarzen hart und schlecht behandle, so beruht dies zum großen Teil auf europäischer Unkenntnis afrikanischer Verhältnisse oder, was auch vorkommen soll, auf tendenziöser Entstellung durch englische Brunnenvergiftung. Zweifellos fühlt sich der Bur dem Schwarzen gegenüber als höherstehende Rasse und als Herr. Und das ist sein gutes Recht, ja bei der gewaltigen Überzahl der schwarzen Rasse Notwendigkeit. Hingegen mischt er sich in die privaten Angelegenheiten der Rassen so wenig wie möglich ein, — in angenehmem Gegensatz zu gewissen aufdringlich unduldsamen Missionaren und selbtherrlichen europäischen Beamten, denen die Erfahrung oder die Begabung — oder vielleicht auch beides zusammen — fehlt, sich auf afrikanische Verhältnisse umzustellen. Da er von jung auf Sprache und Charakter der Eingeborenen genau kennt, so hat er dem eingewanderten Europäer gegenüber einen großen Vorsprung. Unter den Buren, mit denen ich damals lebte, fand ich, daß ihr Verhältnis zu ihren schwarzen Hausangestellten und Nachbarn ein mehr patriarchalisches war. Als einmal einer der halbwüchsigen Potgieter-

jungen einen Zuluknecht pfeifte und hänselte, donnerte ihn sein Vater an: „Laß das, der Schwarze ist kein Spielzeug!“

\*

Eines Morgens kam der alte van der Merwe in mein Unterrichtszimmer und fragte, ob ich nicht Lust hätte, ihn nach dem Umtonjaneni-Store zu begleiten. Der Zulukönig, Dinizulu, der aus der englischen Gefangenschaft von St. Helena zurückgekehrt sei, käme heute dort vorbei. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, brach den Unterricht ab, satzte meinen Gaul und ritt mit ihm los.

Es war im allgemeinen nicht Burenart, einem eingeborenen Häuptling, selbst wenn er ein König war, seine Aufwartung zu machen. So fragte ich van der Merwe, was ihn eigentlich dazu veranlasse.

„Dinizulu ist ein Freund von mir aus alter Zeit. Er hat es immer mit uns Buren gehalten.“

„Weswegen er wohl in englische Gefangenschaft geriet?“ ergänzte ich.

Der andere nickte. „Ja, es war in den achtziger Jahren, eine bewegte, abenteuerliche Zeit.“

„Offengestanden, Dom, habe ich keine Ahnung von alledem. Gerade von dir, der du das alles mitgemacht hast, würde ich furchtbar gerne genaueres darüber hören.“

„Außer den wenigen beteiligten Zeitgenossen weiß auch kaum jemand genaueres darüber. Ich muß etwas zurückgreifen. Daß England Ende der siebziger Jahre nach schweren Kämpfen den Rest der Zulumacht gebrochen hat, nachdem wir diese vierzig Jahre zuvor am Bloed-Rivier k. o. geschlagen, weißt du, Neef. Cetshwajo selber wurde gefangen genommen, nach England gebracht und sein Land unter dreizehn Häuptlinge aufgeteilt, die sich schon nach kurzer Zeit um die Vorherrschaft balgten.“

„Divide et impera“, unterbrach ich und übersetzte meinem wißbegierigen, älteren Freunde diesen politischen Grundsatz der alten Römer.

Der Vortrecker lachte. „Das haben die Engländer auch von jeher weggehabt.“

Ich mußte ihm das lateinische Wort so oft wiederholen, bis er es intus hatte.

Dann fuhr er fort: „Um die Ruhe im Lande herzustellen, erklärten die Engländer das südliche Gebiet bis zum Umhlatusi als ihr Reservat und setzten einen Residenten mit einer Schutztruppe ein. Den Nord-



often gaben sie einem Neffen Cetschwajos, dem schlauen, ehrgeizigen Usibepu. Im Jahre 1883 brachten sie Cetschwajo zurück und setzten ihn wieder als König über das mittlere Zululand ein. Aber Cetschwajo war nicht mehr der alte; die Kraft des alten Zulu-Löwen war durch all sein Mißgeschick und die Gefangenschaft gebrochen. Es kam zu Fehden zwischen ihm, Usibepu, Somkeli und anderen Unterhäuptlingen, so daß Cetschwajo noch gegen Ende desselben Jahres vertrieben wurde. Als er im darauffolgenden Jahre starb, wurde sein junger Sohn Dinizulu von den Usutus, einer mächtigen Partei der Zulus, als Oberhaupt anerkannt. Um sich behaupten zu können, wandte dieser sich an die ihm zunächst wohnenden Vortrekker. — Wir waren unserer einige Hundert. Ich war Veldkornet. Wir machten einen Vertrag mit ihm, wonach er uns einen Distrikt am Bloed-Rivier abtrat und sich unter unser Protektorat stellte. Anfangs lief die Sache großartig. In dem uns überlassenen Gebiet gründeten wir die ‚Neue Republik‘ und unterwarfen zusammen mit unseren Bundesgenossen das Zululand nördlich vom Umhlatusifluß bis zur Küste von San Lucia's Bay. Diesen Naturhafen wollten wir damals Deutschland überlassen, das sich lebhaft dafür interessierte. Aber jetzt trat England auf den Plan, und die Sache wurde durch die Nachgiebigkeit der deutschen Regierung vereitelt. Unsere Handvoll Leute der Neuen Republik konnte sich natürlich nicht allein auf ernste Schwierigkeiten mit der englischen Weltmacht einlassen. Wir sahen uns gezwungen, unsere Schutzfreundschaft mit Dinizulu aufzugeben und uns aus seinem Lande zurückzuziehen, wogegen allerdings die britische Regierung unseren westlichen Teil des Zulu-Landes als ‚Neue Republik‘ anerkannte. Wir hielten uns noch kurze Zeit selbständig, bis wir uns im Jahre 1888 der Südafrikanischen Republik als Bypheiddistrikt anschlossen.”

„Ja, und Dinizulu?“

„Er wurde vor zehn Jahren von den Engländern, als diese ganz Zululand als ihr Protektorat erklärten, auf einen längeren ‚Klimawechsel‘ nach St. Helena verschickt.“

„Om, die Luft war eben für ihn zu dick geworden.“

Unter solchen Gesprächen erreichten wir den Umtonjaneni-Store, wo mein englischer Gastfreund Rider mit seiner jungen Frau hauste. Es dauerte nicht lange, als auf der Pashöhe der Zulukönig mit einer Ehrengarde von einem Duzend berittener englischer Polizisten und

einem ansehnlichen Troß eigener Leute in Erscheinung trat. Dinizulu stieg ab, um eine kurze Rast in dem Store zu machen. Bei seiner Begrüßung mit van der Merwe ruhten seine Augen wie forschend auf diesem. Van der Merwe, der wohl wie kaum ein anderer Weißer die Zulusprache beherrschte, wechselte halbblaut einige Worte mit ihm. Da blitzte es in den Augen seines ehemaligen Verbündeten auf. Doch vermieden die beiden, hier vor den Engländern von den alten Zeiten zu sprechen. Als bald füllten Khatigestalten das Lokal, unter denen sich drei meiner alten Bekannten von jenem glorreichen Konzertabend in Eschowe befanden.

Dinizulu war ein imposanter, schöner Mann, um die dreißig herum. Er war von guter Mittelgröße und untersehtem Bau. Den Kopf trug er, wie die meisten Vornehmen seines Stammes, stolz zurückgeworfen. Seine schwarzen Augen blitzten lebhaft in dem braunen Gesicht. Wie so oft bei den vornehmen Zulus, wies sein Typ mehr Hamitisches als Negerartiges auf. Der wohlgepflegte Schnurr- und Spitzbart standen ihm gut zu Gesicht. In seinem englischen Reitanzug und den Schaffstiefeln machte er alles in allem eine gute Figur. Während der zehn Jahre auf St. Helena hatte er sich an europäische Lebensart gewöhnt und Englisch sprechen gelernt.

Er benahm sich wie ein Gentleman. So lud er alle Anwesenden, zu denen sich noch einige Buren gesellten, großzügig zum Freitrunke ein. Auch beglückte er einige meiner ehemaligen Zöglinge, die sich aus Neugier eingefunden hatten, mit kleinen Geschenken aus dem Store. Auf kurze Zeit zog er sich mit van der Merwe und dem Storekeeper wegen geschäftlicher Besprechungen in dessen Kontor zurück. Schließlich verabschiedete man sich voneinander, und der reisige Zug, Dinizulu an der Spitze, setzte seinen Weg fort.

Auf dem Heimritt teilte mir van der Merwe höchst befriedigt mit, er habe bei seiner Besprechung mit Dinizulu die alten guten Beziehungen wieder aufgefrischt, mit dem Ergebnis, daß sie ein großes Geschäft miteinander abgeschlossen hätten. —

Nachdem ich fast vier Monate unter den Buren zugebracht, glaubte ich von ihrer Eigenart und Sprache genügend kennengelernt zu haben. Ich wollte nun einmal ganz unter die Zulus, noch mehr in den Norden, um dies sympathische Bantuvolk in Reinkultur kennenzulernen. Beschleunigt wurde mein Entschluß dadurch, daß der mit ewigen Nah-



rungs- und Geldsorgen beladene Potgieter mir das eine Pfund Sterling Schulgeld monatlich dauernd schuldig blieb. Mit Dom Leupold ging es mir nicht anders. So waren es nur van der Merwe und Erasmus, die mir für jedes eine Kind zehn Schilling monatlich, also zusammen ein Pfund Sterling, bezahlten. Das war denn doch etwas wenig für die redliche Mühe, die ich mir mit meinen Schülern gab. Da ich wußte, wie schwer es die beiden kinderreichen Familienväter hatten und wie arm sie waren, verzichtete ich ohne weiteres auf das rückständige Geld. Nach Bauernart machten sie nicht viel Wesens davon; aber der dankbare Händedruck und die treuherzigen Worte bezeugten mir, daß sie mir das hoch anrechneten. – Sie müssen hierüber auch in ihren Bekanntenkreisen gesprochen haben, denn wo immer ich im Zululand mit Buren zu tun hatte, wurde ich von diesen mehr als einer der Ihrigen als wie ein „Uitlander“ behandelt. Die Buren sind unter sich wie eine große Familie. So teilen sie ja auch die Menschheit gewissermaßen in vier Kategorien ein: „ons mense“, soviel wie „unsere Leute“ oder das auserwählte Volk der echten Buren; die „Afrikaners“, die in Afrika geborenen Weißen im allgemeinen; die „Uitlanders“ oder weißen Ausländer; und schließlich die „Kaffers“, worunter alle Eingeborenen und Farbigen einbegriffen werden. – Genug, da ich keineswegs die Absicht hatte, meine Tage unter den Umtonjaneniburen zu beschließen, so verabschiedete ich mich eines schönen Tages von meinen Freunden, herzlich und kurz, und ritt nach Norden.

\*

Zwei Tage scharfen Rittes lagen hinter mir, die mich durch die „Thorns“ (Dornen) geführt hatten. Der Weg war keinesfalls so dornenvoll, wie der Name vermuten lassen könnte. Im Gegenteil, diese Landschaft mit ihren schroffen Hügeln und tiefen Schluchten, bewachsen mit einer phantastischen Flora von hohem, dichtem Mimosen- und Dornengesträuch, riesigen Farnkräutern, Palmen, Euphorbien und Aloen machte in ihrer wilden Romantik einen tiefen Eindruck auf mich. Nur wenn stellenweise die „wag 'n-bietje“ – so nennt der Bur recht bezeichnend jene Hafendornen, die einen an den Kleidern festhalten, als ob sie sagen wollten „wart ein bißchen“ – gar zu üppig wucherten, so gab es manchen Kraker. Aber hierfür entschädigte die schöne Natur, deren Reiz noch dadurch erhöht wurde, daß hie und da Antilopen sichtbar wurden. Einen herrlichen Anblick hatte ich, als auf einer Schroffe,



wie ein Bild aus Stein gemeißelt, ein großes Rudu zu mir herüber-  
äugte. Sogar ein Leopard kreuzte meinen Weg, um im nächsten Augen-  
blick im Busch zu verschwinden. Das war doch endlich einmal ein un-  
verfälschtes Stück dunklen Erdteils. Das Land hier zwischen dem  
Schwarzen und Weißen Umsolosifluß war wegen der Tsetsefliege von  
Viehzüchtern und Transportfahrern nach Möglichkeit gemieden. — Nach-  
dem ich den Itikwebesi, einen schmalen, aber tiefen und äußerst reifen-  
den Nebenfluß des Schwarzen Umsolosi, durchquert hatte, änderte sich  
die Gegend mit einem Schlage. Es ging durch Wiesen, auf denen große  
Herden weideten, durch Mais- und Kasser Kornfelder. Plötzlich tauchte  
vor mir der alte Königskrall von Usutu mit seinen vielen kegelförmigen  
Hütten und seinen Dornenpalisaden auf. Hier, an der Stätte seiner  
Väter, hauste der aus der Gefangenschaft heimgekehrte Zulukönig. Es  
war Nachmittag, als ich ankam. Ich wand mich durch das Kasserdorf  
hindurch nach dem Hügel, auf dem, weithin sichtbar, die Zelte Dini-  
zulus standen. Unweit davon, am Rand der Talsohle, stand ein halbes  
Duzend Burenwagen, mit deren Anwesenheit ich gerechnet hatte. Dort-  
hin richtete ich zuerst meinen Weg. Kurze, herzliche Begrüßung mit dem  
jungen Hans van der Merwe, Tony Potgieter und einigen anderen, die  
ich bis auf einen alle kannte.

Aber gerade dieser eine machte mir unter den Anwesenden den be-  
deutendsten Eindruck. Seine hohe sehnige Gestalt überragte mich um  
eine halbe Haupteslänge. Unter dem großen Schlapphut ein scharf ge-  
schnittenes, lohfarbenes Kassegesicht mit schwarzem Spitzbart. Dichte  
Brauen überschatteten schwermütige dunkle Augen. Eine breite Narbe  
quer über der Stirn gab dem Antlitz etwas Drohendes. Dabei war  
diese fast unheimliche Erscheinung mir alles andere als unsympathisch.  
Ferreira hieß er. Er mochte um die vierzig sein.

Nachdem ich mich bei Hans van der Merwe an einem Stück Ziegen-  
braten, Brot und Kaffee gestärkt hatte, machte ich dem Zulukönig  
meinen Besuch. Dinizulu, der sich meiner von Umtonjaneni her gut er-  
innerte, empfing mich mit ungeheuchelter Herzlichkeit. Hier, auf sei-  
nem Stammsitz, unbeobachtet von englischen Augen und Ohren, gab er  
sich ungleich freier als damals bei unserem ersten Zusammentreffen.  
Mit großem Interesse erkundigte er sich nach Deutschland, dem deut-  
schen Kaiser und seiner Kriegsmacht. Auf einmal meinte er nachdenk-  
lich: „Auch ich hatte als junger Mann einst große Hoffnungen auf



Deutschland gesetzt, damals, als ich zusammen mit den Buren bis ans Meer vorgeedrungen war. Da kamen die Engländer dazwischen und vereitelten für immer meine Pläne. Seit sie neuerdings mein Land zur Kronkolonie machen wollen, ist es mit uns vorbei." Damit brach er ab. Dem Gespräch eine andere Richtung gebend, sagte er: „Morgen werde ich eine Truppenschau halten. Da können Sie den kleinen Rest von meines Vaters gewaltiger Kriegsmacht sehen."

\*

Am darauffolgenden Tage – es mochte gegen zwei Uhr mittags sein – tönten sonore Gefänge zu uns herüber. Mehr und mehr schollen die Töne an, bis schließlich in der Ebene hinter Dinizulus Hügel vier dunkle Karrees von Zulukriegern, gut geordnet, in gemessenem Lauffschritt nacheinander auftauchten. Der junge van der Merwe und ich kletterten schnell den Hügel zu Dinizulu empor, um dies seltene kriegerische Schauspiel besser genießen zu können. Wir begrüßten den König, der in tadellosem Reitanzug und Tropenhelm die „Parade“ abnahm. Näher und näher rückten die schwarzen Legionen, ihre Affegais, Robkirris und Schilde im Rhythmus ihres eigenartigen Gesanges schwingend. Die Speerspitzen funkelten, die Erde erdröhnte unter ihrem taktmäßigen Stampfen, die Luft erzitterte von schauerlichen monotonen Kriegswaisen. Jetzt zogen sie an uns vorbei. „Bajete, Bajete!“ dröhnte der alte Königsgruß zu ihrem Herrn empor, in dessen Augen stolze Freude aufblühte. Deutlich konnten wir die kräftigen, hochgewachsenen Gestalten unterscheiden. Prächtige Schurze aus Fellwerk und Metallringe schmückten die schwarzen Leiber. Viele trugen Federbüsche im Genick, anderen wehte die Straußenfeder stolz vom Haupte, wieder andere hatten sich schwarze kleine Hörner am Kopfe angebracht, was ihnen ein geradezu diabolisches Aussehen gab. – Vor dem Königszelte schwenkten je zwei Karrees in parallele Reihen aus. Auf der offenen Seite, gegenüber von Dinizulus Zelt, pflanzten sich die Indunas und älteren Männer, die als Zeichen ihrer Würde den schwarzen Kopfring trugen, auf.

Die Kampfspiele begannen: von der einen Seite stürmte eine Anzahl Krieger mit mächtigen Säen unter lauten Ausrufen vor, denen von der anderen Seite ebenso viele entgegenrannten. Ein kurzes Scheinturnier erfolgte, indem sich die Gegner im entscheidenden Augenblick des Zusammenstoßes geschickt auswichen und zu ihrer Partei zurückliefen. Dies Spiel wiederholte sich stets von neuem. Jedesmal, wenn einer

der Spieler etwas besonders Originelles an Herausforderungen leistete, wurde ihm von seiner Partei lauter Beifall gezollt. Wilder und wilder rollte das Blut in den Adern der Krieger, verwegener wurden die Sprünge der Stürmer, leidenschaftlicher ihre Bewegungen. Schließlich konnten die Häuptlinge nur mit Mühe und mit Hilfe kräftiger Stoßschläge Ordnung und Zucht aufrechterhalten; wünschte doch ein jeder Krieger sich vor den Augen seines Königs hervorzutun. — Jetzt konnte ich verstehen, daß diese Zulus einst, wenn sie zu Zehntausenden im Blutausch anstürmten, der Schrecken Südafrikas waren.

Als der Höhepunkt der Spiele erreicht war, gab Dinizulu das Zeichen zum Abbruch. Die Reihen der Kämpfer schoben sich wie vordem zu Karrees ineinander. Singend und tanzend, wie sie gekommen, verschwanden sie in der Richtung der Usutukrale. —

Dinizulu lud van der Merwe und mich zu einem kleinen Scheibenschießen ein, wozu wir gern bereit waren. Die Gewehre wurden von einem Kaffern herangebracht und die Scheibe in einer Entfernung von hundertfünfzig Schritt aufgestellt. Mein Freund, ein Scheibenschütze von Ruf, zeigte sich Dinizulu und mir überlegen; Dinizulu und ich standen ziemlich gleich.

Nebenbei gesagt, habe ich im Allgemeinen gefunden, daß ein guter Scheibenschütze noch keineswegs ein guter Wildschütz zu sein braucht — ja, es in der That selten sein wird; wogegen das Umgekehrte meist der Fall ist, mindestens bis zu einem gewissen Grade. Übung, die ja bekanntlich den Meister macht, ist für beides Voraussetzung; nur mit dem Unterschied, daß für Scheibenschießen ungleich mehr Gelegenheit geboten ist als für die Jagd, besonders die Pirsch als der wahren Jägerei. Doch zum Wildschütz gehört noch weit mehr als nur Übung, als da ist: Verbundenheit mit Natur und Tierwelt, Spürsinn und — das besonders auf wehrhaftes Großwild — Nerven!

Nach Beendigung des Schießens gingen wir mit dem König zusammen nach seinem Zelt, dessen Eingang von ein paar herkulischen Zulus bewacht wurde. Wir traten ein. Der Boden war mit Leopardenfellen bedeckt; auf der einen Seite stand ein Bett, über das schöne Decken gebreitet waren; auf der anderen befanden sich mehrere Gewehre, Koffer und Kisten mit allerhand Sachen, die für den täglichen Gebrauch des schwarzen Potentaten bestimmt waren. Ein hübsches, braunes Mädchen aus St. Helena, das ihm als seine Wirtschaftlerin aus der Gefangen-



schaft gefolgt war, servierte Tee und Biskuits. Bei dieser Gelegenheit machte ich auch die Bekanntschaft mit der Mutter Dinizulus, einer ungeheuer fetten Dame, die als Körperbedeckung nur ein Tuch um die Lenden geschlungen hatte.

Der Nachmittag verflog schnell und Sonnenuntergang war nicht mehr ferne. Wir verabschiedeten uns von Dinizulu. Ich bedankte mich für seine Gastfreundschaft und das phantastische, kriegerische Schauspiel, das sich mir geboten.

\*

Da die Nacht reichlich kühl war und es uns an Holz nicht mangelte, hatten wir ein großes Feuer in unserem Wagenlager angezündet, an dem wir es uns, in Mäntel und Decken gehüllt, bequem machten.

Es wurde von den Ereignissen des Tages gesprochen. Was Wunder, daß da die Rede auch auf die Kafferkriege kam und allerlei interessante Dinge und Ereignisse erörtert wurden, wie sie wohl kaum in den Werken exakter Geschichtsforschung zu finden sind. So gab der junge van der Merwe eine wahre Tragikomödie aus den Analen britischer Kolonialkriegführung zum besten, die ihm sein alter Herr aus den Kämpfen der Engländer gegen den gefürchteten, schlauen Kafferkönig Sekukuni erzählt hatte: Eine Kompanie Tommies hatte ihr Lager aufgeschlagen, als plötzlich Scharen dunkler Gestalten im Busch sichtbar wurden. Einen Überfall befürchtend, griff erst alles zu den Waffen. Aber schnell schlug die kriegerische Stimmung in das Gegenteil um, als sich die Ankömmlinge als etwa hundert der schönsten Kaffermädchen entpuppten, die nur gekommen waren, um Speise und Trank an die Tommies zu verkaufen. Die Soldaten, die schon lange etwas Gutes entbehrt hatten, waren natürlich begeistert über alles, was die verlockenden Schönen ihnen boten. Der stark gebraute Tschwala verfehlte seine Wirkung nicht, auch zeigten sich die schwarzen Damen keineswegs spröde, und bald befand man sich im schönsten *Tête-à-tête*. Da – wie aus dem Boden gewachsen – tauchten von allen Seiten die wilden Krieger Sekukunis auf und stürzten sich blitzschnell auf die überraschten Tommies. Im Nu war die ganze Kompanie überwältigt und niedergemacht. – Diese Episode löste besonders unter den jüngeren Anwesenden große Heiterkeit aus. Selbst über Ferrreiras harte Züge zuckte ein ironisches Lächeln. Etwas ungläubig lachend wandte ich mich an van der Merwe: „Gut erzählt, alter Junge. Und wieviel ist wahr davon?“

Fast beleidigt gab er zurück: „Alles, so wahr ich hier sitze!“

„Jawohl, es stimmt“, bestätigte Ferreira, der bisher kein Wort gesprochen hatte. Verächtlich spuckte er ins Feuer. „Wisse, Deutscher, Lorbeeren haben die Engländer in Südafrika nie gesammelt.“

„Ferreira hat recht“, warf Dom Uys, ein kleiner, verwitterter Transportfahrer aus dem Oranje-Freistaat, dazwischen, „mit uns sind sie nur fertig geworden, wenn wir uneinig untereinander und von den Kafferkriegen erschöpft waren und sie ihre Übermacht so recht zur Geltung bringen konnten. Aber gegen die Kaffern haben sie unsere Hilfe nur zu gern gebraucht. Trotzdem haben sie sich als Weiße nicht geschämt, die Bantus gegen uns auszuspielen und aufzuheizen, wann immer es ihnen in den Kram paßte.“

„Ist das Tatsache?“ fragte ich.

„Tatsache?“ ereiferte sich der kleine Alte, „Tatsache! Waren es nicht die Engländer, die in den Kriegen der Freistaater gegen die Basutokaffern diesen Geld und Waffen gegen unsere Leute gaben?! Drohte nicht im Jahre 1877 Sir Shepstone, der ‚Hohe Kommissar Ihrer Britischen Majestät‘ den Transvaalern: Wenn ihr unsere Oberhoheit nicht anerkennt, so kann ich ja auch die Zulus auf euch loslassen!“

„Pfui Teufel! Diese große Nation?!“ platzte ich entrüstet heraus.

„Große Nation!“ sagte Ferreira, und seine Stimme klang hart und feierlich, wie die eines Propheten: „Wisse, England hat in Südafrika soviel Unrecht getan, daß der rächende Gott eines Tages furchtbare Abrechnung halten wird!“

Ein ernstes Schweigen folgte. Ferreira erhob sich, um nach seinen Ochsen zu sehen. Achtungsvoll folgten die Blicke der Anwesenden der hohen, düsteren Gestalt.

„Welch eigenartiger Mann“, wandte ich mich zu van der Merwe.

„Er ist ein geschworener Feind der Engländer und hat auch allen Grund dazu. Die Ferreriras sind, wie wir, eine alte Vortreklerfamilie, die über ganz Südafrika verbreitet ist. Jedoch ist er der Letzte seiner Linie. Sein Großvater, sein Vater und seine Brüder sind in den Kämpfen gegen die Engländer und Bantus gefallen. Die Narbe auf seiner Stirn rührt von Majubahill her. Nun wirst du ihn verstehen.“

Mein Interesse wuchs.

„Könnte man nicht einmal mehr aus diesem einsilbigen Mann herauskriegen?“ fragte ich.



„Oh,“ sagte van der Merwe, „das ist gar nicht so schwierig. Wenn das Gespräch auf England und die Zulukriege kommt, dann ist er in seinem Element. Warte, um die Stimmung zu heben, werde ich unserer Korona eine Flasche Gin spendieren.“

Kurz darauf trat Ferreira wieder heran. Die düstere Gestalt im Feuerschein erinnerte mich an ein Bildnis des Herzog Alba, das ich einst gesehen. Von da an war er für mich nur noch der „Unversöhnliche“. – Bald war das gewünschte Thema heraufbeschworen. Uys und Ferreira, die beide als Scouts im Jahre 1878/79 den englischen Feldzug gegen Cetshwajo mitgemacht, begannen aus dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen zu erzählen. Dazu kreiste die Flasche, und der Tabakrauch aus den Schagpfeifen erhöhte die gemütliche Stimmung.

„Ach, Dom Ferreira, erzähle doch einmal von der Schlacht bei Isandlhana“, bat ich. „Ich habe schon soviel davon gehört, aber nie von einem Augenzeugen.“

„Sind auch nicht viel mehr übrig“, ertönte Dom Uys' schrille Stimme.

Ferreira nickte und begann: „Gleich nach Ausbruch der Streitigkeiten mit den Zulus überschritt die mittlere Heeresssäule der Engländer in der Stärke von sechzehnhundert Mann den Buffalofluß. Mehrere Duzend unserer Leute, darunter Uys und ich, hatten sich ihnen freiwillig als Scouts – Aufklärer, Späher – angeschlossen. Die Engländer schienen den Feldzug mehr als einen Spaziergang zu betrachten und ließen es auf dem Vormarsch trotz unserer Warnungen an den einfachsten Vorsichtsmaßregeln fehlen. Bei Isandlhana wurde gelagert. An Verschanzungen machen dachte niemand; nicht einmal, daß man den Troß zu einer Wagenburg aufgestellt hätte. Von einem Aufklärungs- oder Wachdienst war wenig zu merken. Ein Teil der Offiziere ging auf Jagd; die Tommies stellten ihre Gewehre zusammen, kochten ab, verteilten sich zum Holzholen oder spielten Fußball. Die Pferde der Kavallerie grasten abgesattelt umher. – Ich war damals ein junger Bursch. Der Führer unseres Burentrupps, ein in den Kafferkriegen erprobter Mann, wollte den englischen Kommandanten warnen; er wurde jedoch mit dem Bescheid abgewiesen, daß der hohe Herr Mittagruhe halte und nicht zu sprechen sei. Vergeblich suchten wir einige Offiziere davon zu überzeugen, daß mit den Zulus nicht zu spaßen und größte Wachsamkeit am Platze sei. Ach, laßt uns doch mit euren Niggern in Frie-

den, was wollen die gegen eine britische Kriegsmacht wie wir! – Oder gar: ‚Wir sind englisches Militär und keine Buren!‘

Unter solchen Umständen verzichteten die meisten verheirateten Leute unter uns, weiter mitzumachen und lehrten zu der Buffalo-Drift zurück. Nur Uns, ich und eine Anzahl jüngerer Leute machten uns, mehr aus Wagemut als der Engländer wegen, auf, die Umgebung auszukundschaften. Auf einer Anhöhe angelangt, hielten wir vorsichtig Ausschau über das dichte Buschfeld. Glühende Hitze, kein Lüftchen, unheimliche Stille. – Wir fühlten uns bekloffen und wußten nicht warum. Jedenfalls trauten wir dem Frieden nicht. – Da, was war das! – Verdächtig bewegt sich das Dickicht – dort wieder! – Wild – oder kundschastende Zulus? – Man konnte nicht wissen. – Im Nu habe ich die Stiefel aus und klettere geräuschlos auf einen großen Baum, um besser sehen zu können. Regungslos lauern unten schußbereit die Gefährten. Richtig! Bald hier, bald dort regt es sich im Buschfeld. Dunkle Schatten huschen dazwischen. Ich sehe es metallisch aufblitzen! – Kein Zweifel, Zulkrieger! Vielleicht Kundschaster – oder die Vorhut? – Allmächtiger – ich traue meinen Augen kaum – immer deutlicher werdend, entwickelt sich in dem weiten Buschfeld eine riesige, halbkreisförmige Linie, deren Spitzen sich mit unheimlicher Schnelligkeit auf das englische Lager vor-schieben: Eine gewaltige „impi“ (Zulu-Armee), die sich mehr und mehr in der Form eines Hufeisens entwickelt: die alt-bewährte Taktik der Zulus, den Gegner zu überflügeln, um ihn von allen Seiten zu fassen. Schneller, als ich hinaufgekommen, gleite ich den Baum hinab. – Los, oder wir sind abgeschnitten! – Wir drücken uns den Hügel hinab. Hopp, in die Sättel und, so schnell uns die Pferde tragen, dem Lager zu.

‚Die Zulus sind da! Viele Tausende!‘ rufen wir den Engländern zu. Erschrocken stürzt alles zu den Waffen, die Trompeten blasen Alarm, wie in einem aufgestöberten Ameisenhaufen wimmelt es durcheinander. Zu spät; denn noch ehe die Truppen sich formieren können, ertönen schon unheimlich nah die Kriegshörner der Zulus! – In wenigen Minuten wird sich der Kreis um die Engländer geschlossen haben. Sollten wir den Leichtsinn unserer Erbfeinde mitbüßen? In gestrecktem Galopp jagen wir nach der Buffalo-Drift, der einzig noch offen gebliebenen Stelle. – Das war unser Glück. Denn an diesem Tage wurden die Engländer nach verzweifelter Gegenwehr von der Übermacht der Zulus bis fast auf den letzten Mann niedergemacht.“



„Ja, ja,“ ergänzte der lebhafteste, kleine Uys, „die Engländer haben schweres Lehrgeld dafür zahlen müssen, bis sie einsahen, daß die Zulus keine gewöhnlichen Niggers waren. Sie mußten eine förmliche Armee aufbieten, um Cetshwajo schließlich bei Ulundi den Knockout zu geben.“

Bei dieser Unterhaltung brachte ich die Sprache auch auf den jungen Prinzen Louis Napoleon, den einzigen Sohn Napoleons III., der bekanntlich als Freiwilliger im Zulukrieg auf seiten der Engländer fiel, und dessen Schicksal mich interessierte.

„Das ist ein Kapitel für sich, das wohl nie ganz geklärt werden wird“, sagte Ferreira. „Der Prinz befand sich auf einem Aufklärungsritt. Er ritt mit einem seiner Begleiter vorweg und soll plötzlich von vorbeistreifenden Zulus niedergemacht worden sein. — Man munkelte damals mit Recht von einem Komplott, politischen Mord; denn die Buren, welche zur selben Zeit als Scouts in der Nähe herumstreiften, haben von Zulus nichts gesehen und gehört!“

„Immerhin denkbar, daß die Franzosen den letzten Bonaparte für immer unschädlich machen wollten“, äußerte ich, innerlich nicht wenig stolz darauf, eine so tiefgründige Lösung für dieses Rätsel gefunden zu haben.

Ein fast mitleidiger Blick aus Ferréiras Augen traf mich: „Die Zeichen deuteten damals nach ganz anderer Richtung. Vielleicht befürchteten auch die Engländer in dem hoffnungsvollen jungen Mann ein zu mächtig werdendes Frankreich.“

„Right or wrong, my country!“ ergänzte der junge van der Merwe ironisch.

„Ja, was das betrifft, so ist dem Engländer wahrlich kein Mittel zu schlecht“, fuhr der Unversöhnliche fort. „Da läßt er kalt lächelnd selbst den Weißen durch den Schwarzen ermorden ...“

Die anderen stimmten Ferreira mit ein paar kurzen Worten oder einem schweigenden Kopfnicken bei. Und dennoch, es wollte mir immer noch nicht so recht in den Sinn — das stolze, große, weltbeherrschende Albion — — die vielen netten Menschen, die ich unter den Engländern angetroffen hatte. —

Als ob der Unversöhnliche meine Gedanken erraten hätte, wandte er sich eindringlich an mich: „Neef Hans, und doch ist es so, wie ich sage, leider! — Meine Familie, deren letzter ich bin, hat das in drei Generationen am eigenen Leibe erfahren. Mein Großvater gehörte zu jenen

zweiundsechzig furchtlosen Vortrekkern, die am 6. Februar 1838 mit Piet Retief von dem Zulukönig Dingaan ermordet wurden, zwei Tage nachdem der Landesabtretungs- und Freundschaftsvertrag zwischen ihnen unterzeichnet worden war. Meine Großmutter wurde mit ihren zwei Töchtern und zwei kleineren Söhnen mit den anderen Insassen, kurz nach der Ermordung ihrer Männer, in dem vorgeschobenen Burenlager von einer Zulu-Impi überrascht und umgebracht. Der einzige, der diesem Gemetzel entrann, war ein Buschmann, der auf das Vieh aufgepaßt hatte. Durch ihn gewarnt, hatten die weiter entfernt lagernden Buren eben noch Zeit, sich in ihrer Wagenburg zu sammeln und zur Verteidigung einzurichten. Unter ihnen befand sich mein Vater – damals ein junger Mann. Mit knapper Not gelang es der tapferen, kleinen Schar den Ansturm der gewaltigen Zuluübermacht abzuschlagen. Frauen und Kinder luden die Reservegewehre, während Männer und Jünglinge mit den Vorderladern feuerten. – Bald hierauf verlobte sich mein Vater mit einem der jungen Mädchen, das ihm damals beim Kampf geholfen hatte, meiner Mutter. Gegen Ende desselben Jahres schloß sich mein Vater dem Feldzug an, der unter zahlreicher Beteiligung der Vortrecker von ihrem neu erwählten Kommandant, General Andries Pretorius, als Rache für den begangenen Verrat gegen Dingaan unternommen wurde.”

Nach ihm ist wohl auch die Hauptstadt Transvaals, Pretoria, benannt?” erkundigte ich mich.

„Nicht doch, sondern nach seinem Sohn Martinus Wessel Pretorius, der später auch Präsident der Südafrikanischen Republik war. Übrigens ist die Familie deutscher Herkunft. Andries Pretorius ist einer der größten Führer, die wir Buren gehabt haben. Jahrelang haben die Engländer Pretorius als Rebellen verfolgt; ja 2000 Pfund Sterling auf seinen Kopf gesetzt, als er um die Mitte dieses Jahrhunderts ihren Annexionsgelüsten auf den Oranje-Freistaat und auf Transvaal entgegentrat.”

„Niederträchtig!”

„Trotzdem ist Andries Pretorius zweimal zum Präsidenten gewählt worden. – Du wirst bald hören, wie die Gemeinheit der Engländer uns gegenüber keine Grenzen kennt. – Also am 16. Dezember 1838 wurde die Zulumacht, die bisher als unbesiegbar gegolten hatte, von uns vernichtend geschlagen. Vergeblich stürmte die große Impi von über



12 000 auserlesenen Kriegern wiederholt über ganze Berge ihrer Gefallenen hinweg gegen unsere gut verteidigte Wagenburg an. Plötzlich brachen von zwei Seiten, aus geschickt gelegtem Hinterhalt, unsere Reiter hervor und richteten ein fürchterliches Blutbad unter den Zulus an, deren Reste nunmehr ihr Heil in der Flucht suchten. Der nahe Fluß färbte sich rot von ihrem Blute und hieß fortan der ‚Bloed-Rivier‘. – Dieser große Sieg wird seither alljährlich von den Buren als ‚Dingaans Dag‘ gefeiert.“

Auf der Verfolgung drangen die siegreichen Vortrecker bis zur Königsstadt Umlungunhlowa vor, die Dingaan auf seiner Flucht niedergebrannt hatte. Auf einem freien Platz zwischen den rauchenden Trümmern fanden die Rächer die gebleichten Gebeine ihrer unglücklichen Gefährten vor. Die durchweg zerschmetterten Schädel zeugten davon, wie die kleine Schar bei dem Abschiedsfest mit Nobjirris niedergeschlagen worden war. – Dingaan selbst wurde bald nach der verlorenen Schlacht von seinen eigenen Leuten umgebracht.

An seiner Stelle wurde sein jüngerer Bruder Panda, der uns von jeher freundlich gesinnt war und Piet Retief sogar vor Dingaan gewarnt hatte, zum König der Zulus ausgerufen. Mit ihm wurde ein neuer Vertrag geschlossen, in welchem das ganze heutige Natal uneingeschränkt den Buren zugesprochen wurde, während die eigentliche Heimat der Zulus nördlich vom Tugela-Fluß als selbständiges Königreich anerkannt wurde. Damit war ein dauernder Friede zwischen Buren und Zulus besiegelt.“

„So war nunmehr der Meuchelmord Eurer Kameraden gesühnt“, bemerkte ich beiläufig.

Ferreira schüttelte finster den Kopf und entgegnete: „An den Zulus wohl, aber nicht an den Anstiftern des Massenmordes, den Engländern!“

„Wieso waren die Engländer die Anstifter!? Bitte erkläre mir das, Dom.“

„Ja, in den Geschichtsbüchern steht das natürlich nicht, und der Engländer wird darüber schweigen. Aber wisse, die afrikanische Wildnis birgt ihre Geheimnisse, die nur die kennen, die in ihr geboren sind, – nicht aber jene, die aus Europa in unser Land kommen und alles besser wissen wollen. Aber du nimmst Anteil an uns, Neef. Darum sollst du die Wahrheit erfahren, damit du dem deutschen Volk sagen kannst, wie hinterlistig das große angesehene England gegen uns in Südafrika ge-

handelt hat. Noch gibt es so manchen Achtzig- und Neunzigjährigen unter uns, der erlebt hat und bezeugen kann, was ich dir jetzt berichte. Mein Kronzeuge aber ist mein Vater, der mit meinen beiden älteren Brüdern in den Freiheitskämpfen 1881 bei Laingsnek und am Majuba-Berg gegen die Engländer gefallen ist. Er hatte als junger Mann nicht nur die ganze Zeit des großen Treks miterlebt und war einer der Vordersten gewesen, sondern mein Großvater gehörte auch zu den Vertrauten von Piet Retief. Was mein Vater uns oft erzählte, wird bestätigt durch die Briefe meines Großvaters, die dieser seiner Frau und ihm als seinem Ältesten aus Umkungunhlowa schrieb. Diese Briefe, das einzige und letzte, was von meinen Großeltern hinterblieb, bewahre ich wie ein Heiligtum.

Zweifellos bestand zu Anfang, als die Vortrecker in Natal erschienen, zwischen ihnen und den Zulus ein ganz erträgliches Verhältnis. Der sonst wegen seiner Herrschsucht und Grausamkeit gefürchtete Dingaan zeigte, nachdem das erste Mißtrauen gegen die fremden Weißen überwunden war, für die Vorschläge und Pläne Piet Retiefs mehr Verständnis, als man erwartet hatte. — Warum sollte er auch nicht: Unsere Sache war völlig klar. Wir beehrten als Auswanderer Siedlungsgebiet, und zwar das Land zwischen dem Tugela, dem Umzimwuvu-Fluß und der Küste Natal's, das für Dingaan praktisch wertlos war. Denn wie alle von den Zulus eroberten Gebiete lag auch dieses entvölkert und verödet da. Die Zulukönige wollten auf diese Weise die Grenzen ihres Reiches gegen feindliche Einfälle sicherstellen. — Für uns aber war dieser Teil von Natal von unschätzbarem Wert, nicht nur als fruchtbares Siedlungsgebiet — denn an Land fehlte es zwischen Dranje- und Limpopo-Fluß nicht, sondern vor allem, weil damit unser ganzes Hinterland eine direkte Verbindung zum Meere hatte. Nur ein eigener Hafen konnte uns und unseren Handel von England unabhängig machen. Eine gute, dauernde Nachbarschaft zwischen Buren und Zulus lag im gegenseitigen Interesse. Andererseits konnte es für die Unabhängigkeit des Zulureiches keine bessere Garantie geben, als daß es durch unser Einschleichen von dem britischen Herrschaftsgebiet abgetrennt und damit der Ländergier John Bulls nicht unmittelbar ausgesetzt war. Dingaan war klug genug, das einzusehen.

Diese günstige Stimmung bei dem König, seiner Umgebung und den Kriegern ließ aber sichtbar nach, als der Trader Cane in der Zulu-



hauptstadt erschien. Trader Cane war eine im Innern Südafrikas überall bekannte, bei uns Buren aber verrufene Persönlichkeit. Er erschien immer dann bei den Bantus, wenn die englische Regierung die Stämme gegen uns aufputschen wollte. Cane war als Kind mit seinem Vater aus England nach Südafrika eingewandert, im Innern unter den Kaffern groß geworden, deren Sprachen und Dialekte er beherrschte. Er soll sich verschiedentlich mit Töchtern mächtiger Häuptlinge verheiratet haben, um sich auf diese Weise bei den Bantustämmen Einfluß und Ansehen zu verschaffen. Er tätigte unter dem Deckmantel seines ursprünglichen Berufs als Händler seine schmutzigen Agentendienste für die englische Krone. — Bei Dingaan und dessen Umgebung verstand der schlaue Fuchs es, sich durch geradezu fürstliche Geschenke in kurzer Zeit beliebt zu machen und unseren Einfluß zu unterbinden. — Du weißt, Neef, wie Geschenke und Schmeicheleien bei den Schwarzen wirken, die wie große Kinder sich dadurch leicht übertölpeln lassen. Wir Afrikaner verachteten solch ein unwürdiges Betue mit den Kaffern; wie sollten wir sonst Herren im Lande bleiben! — So wuchs Canes Einfluß immer mehr, während der unsrige abnahm.

Außer Trader Cane befand sich noch ein anderer Engländer seit längerer Zeit am Hofe Dingaans: Der Missionar Owen. Ob dieser tatsächlich nur der Wohltäter und Arzt der Schwarzen war, als welcher er sich betätigte, oder ob er ebenfalls an den englischen Mächenschaften gegen uns beteiligt war, lasse ich dahingestellt. Ich selber traue keinem englischen Missionar über den Weg. Was bedeutet es schon, wenn Mr. Owen freundlich zu den Buren war und dem einen oder anderen, der krank war, Medizin gab; oder daß er sichtlich jeden Verkehr mit seinem Landsmann Cane mied, — konnte das nicht ebensogut ein abgekalketes Spiel sein? — So erwähnt mein Großvater in einem seiner letzten Briefe, wie er Mr. Owen und Trader Cane in Dingaans Kral überrascht habe, als sie sich recht angelegentlich im Flüsterton miteinander unterhalten hätten, ganz entgegen ihrem sonstigen Verhalten.

Dingaans Verhalten gegen uns wurde immer ablehnender und anmaßender, was natürlich sofort auf seine Umgebung, die Krieger und das Volk abfärbte. Die finsternen Blicke und leisen Verwünschungen, die den Vortrekkern in der Stadt folgten, verkündeten nichts Gutes. Nur Dingaans jüngerer Bruder Panda und ein paar ältere Indunas aus Tschalas Zeit hielten zu uns, durften dies aber nicht zeigen. Sie

warnten Piet Retief durch meinen Großvater; wir sollten schleunigst abziehen, Dingaans brühte Unheil: Cane habe dem König einen Brief, den er durch einen Boten aus Kapstadt erhielt, gezeigt, in welchem stand, daß die englische Regierung Dingaans als unabhängigen König von Zululand und den von ihm und seinem Vorgänger eroberten Gebieten anerkenne. Er sei Herr und Richter über Schwarze und Weiße, die in seinem Lande lebten. Piet Retief mit seinen Vortrekkern seien entlaufene Untertanen Sr. britischen Majestät und hätten als solche kein Recht, eigene Verträge mit anderen Königen abzuschließen. Dingaans könne daher mit ihnen tun, was er wolle.

Der größte Teil der anwesenden Buren hielt weitere Verhandlungen für aussichtslos und drängte zum Aufbruch, bevor es zu spät wäre. Aber Piet Retief, der Mann mit dem edlen Herzen und dem eisernen Willen, bestand darauf, unter allen Umständen noch einen letzten Versuch zu machen, Dingaans eines besseren zu überzeugen. Tatsächlich wollte er den Trader Cane vor dem König stellen und ihm die ganze Verworfenheit und Verlogenheit seines Handelns vor dem schwarzen Potentaten beweisen. Aber dazu kam es nicht. Trader Cane war heimlich bei Nacht aus Umkungunhloma abgereist. Zugleich schien die Stimmung Dingaans umgeschlagen zu haben. War Cane plötzlich in Ungnade gefallen? – Der Teufel sollte aus so einem schwarzen und so einem weißen Satan klug werden! – Kurz, der Vertrag wurde mit einigen unwesentlichen kleinen Abänderungen zwischen Dingaans und Piet Retief geschlossen und unterzeichnet. Und dann kam das Furchtbare!“ –

Nachdenklich, fast andächtig starrten die Anwesenden vor sich hin in das Feuer. Manches tiefer Seufzer ward hörbar.

„Und was wurde aus Mr. Owen?“ brach ich als Erster das Schweigen.

„Er und eine Missionschwester, die ihn begleitete, waren die einzigen Weißen, die unter Dingaans Schutz dem furchtbaren Gemetzel entgingen.“

„Und wie kam England in den Besitz Natal's, das Ihr mit Vertrag und Blut ehrlich erworben hattet?“

Ferreira erwiderte finster: „Wenige Jahre später raubten es uns die Engländer mit List, Wortbruch und Gewalt. – Ich will nicht leugnen, daß auch uns Buren manche Schuld trifft. Denn anstatt aus unseren üblen Erfahrungen mit ihnen eine Lehre zu ziehen, ließen wir es an



der nötigen Wachsamkeit, Entschlossenheit und Einigkeit fehlen. Andererseits aber waren unsere Leute stark abgekämpft durch Entbehrungen, Krankheit und Krieg und sehnten sich nach Ruhe. — Der kleinere Teil verblieb in Natal, der größere wandte sich in die Gebiete südlich und nördlich des Vaalflusses, wo der Oranje-Freistaat und die Transvaal-Republik gegründet wurden. Als bald nahm auch hier das alte englische Spiel gegen uns seinen Fortgang. — Es ist, als ob die Engländer das auserwählte Volk des Satans wären, dessen Bosheit Gott nicht sehen will ...”

„Versündige dich nicht in deinem Leid, Ferreira!” ließ sich jetzt sein alter Kriegskamerad Uys vernehmen. „Keine Schuld bleibt ungefühnt. Und tausend Jahre sind vor Ihm wie eine Nachtwache.”

Inzwischen war es spät geworden. Einer nach dem anderen erhob sich, um schlafen zu gehen. Ich drückte Ferreira im Vorbeigehen die Hand und sagte: „Ich danke dir, Dom, ich verstehe dich. Gute Nacht!”

Auf meinem Graslager unter van der Merwes Ochsenwagen dachte ich über all das nach, was ich heute abend gehört hatte, bis mich endlich doch der Schlaf übermannte.

## Unter den Zulus

Neues im Kaffer-Store / Die grüne Mamba / Die zahme Riesenschlange / Mein erster Leopard / Eine Zuluhochzeit / Der Urahn spricht / Von Tschaka dem Großen, Dinga an dem Schrecklichen, Panda dem Guten / Zulu-Duell / Eine abenteuerliche Familie / Schöne Augen und verlockende Diamanten / Gemüthliche Pockenimpfung / Der Buschmann als Vormeister /  
Lebe wohl, Zululand!

**M**ehrere Stunden zu Pferd südlich von Nongoma, damals dem nördlichsten Fort im Zululande, fließt ein Bach mit Namen Mapopoma. Die Gegend um ihn herum trägt denselben Namen.

Dort lag zu jener Zeit ein kleines Anwesen, das ein Afrikaner, der Trader Moeller, für billiges Geld von dem früheren Besitzer erstanden hatte.

Der Platz war zweifellos günstig für Kleinhandel und Landwirtschaft; und ein tüchtiger, unternehmender Mann wie Moeller war ganz dazu geschaffen, aus dieser Sache mit der Zeit etwas zu machen. So hatte er in einem wellblechgedeckten, großen Raum bereits einen Store eingerichtet. —

Auf Empfehlung meiner burischen Freunde setzte er mich ohne weiteres als Verwalter über das Ganze ein, da er selbst mit seinen beiden Transportwagen viel unterwegs war. So wurde ich Trader.

Wenn auch die Bezahlung für den Anfang bescheiden war, so wurde ich doch in anderer Hinsicht reichlich entschädigt. Nicht nur, daß ich einen völlig selbständigen Posten hatte; auch mein sehnlicher Wunsch, einmal fern von aller Zivilisation unter den Zulus zu leben, war erfüllt. Ueberdies war Moeller ein recht auskömmlicher Mann, von guter Erziehung und Bildung. Dieser sympathische blonde Hüne war Ende der Zwanzig und galt als einer der stärksten Männer Südafrikas. Im Schwergewichtheben, das wir an großen, vollgefüllten Maissäcken, Ochsenwagenrädern und ähnlichen praktischen Gegenständen probierten, war er mir zweifellos überlegen. Im Ringen jedoch, wo ich seiner



größeren Kraft meine größere Gewandtheit entgegensetzen konnte, vermochte er es nicht, mich auch nur einmal mit den Schultern auf den Boden zu bringen, — ich ihn allerdings auch nicht; dazu war er zu bullenstark. Moeller stammte aus Grahamstown in der Kapkolonie, war, wie der Name ohne weiteres erkennen läßt, deutschen Ursprungs, sprach aber kein Deutsch mehr. Wir unterhielten uns meist auf englisch, das er wie afrikaans und mehrere Kaffersprachen vollkommen beherrschte. — Die europäischen Siedler Südafrikas, gleichviel ob Holländer, Deutsche, Hugenotten, Skandinavier gehen meist schon in der zweiten, spätestens in der dritten Generation völlig in dem germanisch-niederdeutschen Afrikanertum auf, das sich, der Eigenart Südafrikas angepaßt, seit mehreren Jahrhunderten in charakteristischer Weise rassisch, sprachlich und kulturell entwickelt. Mehr oder weniger abge sondert hiervon sind die englischen Abkömmlinge, die aber zahlenmäßig geringer vornehmlich in den Städten wohnen. — In wenigen Tagen hatte mich mein neuer Chef in die Geheimnisse seines kleinen, aber vielseitigen Betriebes eingeführt. Meine kaufmännische Tätigkeit erstreckte sich auf den Verkauf jener Importartikel, die das Herz der Eingeborenen erfreuen, sowie auf den Einkauf von Naturprodukten der Schwarzen, wie Mais, Kafferkorn oder Hirse, Felle und Häute. Meist spielte sich der Handel in seiner Urform, nämlich der des Tausches ab, der mich als Kulturmenschen zum erstenmal erkennen ließ, wie imaginär doch der Wert des Geldes oder gar des Papiergeldes ist. Daß das Geld leider vom Mittel zum Zweck mehr und mehr Selbstzweck geworden, ist vielleicht einer der gefährlichsten Auswüchse in der höheren Entwicklung des Menschen. — Aber der Fluch, der auf dem Golde ruht, ist in Wirklichkeit nichts als der Egoismus der Spezies Mensch! — Die Landwirtschaft bestand aus einem Garten mit Gemüse, Bananen, Kartoffeln, Bataten, Kaktusfeigen und einer kleinen Tabakpflanzung. Die Bewässerung fand durch einen Abzugskanal des Mapopomabaches statt. — Das Vieh, Ziegen wie Rinder, hatte Moeller in der Nachbarschaft in den Kralen eines ihm befreundeten Zuluhäuptlings untergebracht, jedoch unterlag es meiner Kontrolle. Eine Milchkuh befand sich für den Hausbedarf, zusammen mit meinem und Moellers Pferd, in dem stallartigen Anbau am Store. Das Wohnhaus war eine bessere, viereckige, strohgedeckte Hütte mit drei kleinen Räumen und einer Küche. Die Wände waren aus Schilfrohr, durch Pfosten verstärkt, außen und innen

mit einer bindenden Masse aus Lehm und Kuhdung verputzt und weiß gekalkt. Die Decke unter dem steilen Strohdach bestand aus gewöhnlichem, ursprünglich weißem, aber mit den Jahren grau und mürbe gewordenen Baumwollstoff, der stellenweise Löcher aufwies, nämlich da, wo bei starken Regengüssen gelegentlich Wasser durchtropfte.

Über all diese Herrlichkeiten war ich nun unumschränkter Herrscher.

Da Moeller gleich auf eine mehrmonatige Tour mußte, befand ich mich von vornherein allein. Trotz meiner Einsamkeit, oder vielleicht gerade deshalb, fühlte ich mich sehr behaglich in meiner neuen Behausung, bis – auf gelegentliche nächtliche Spukgeräusche! Über diese Mysterie wurde ich bald von meinem Hausboy, der den klassischen Namen „Mabruk“, zu deutsch „Die Hose“, trug und in der Küche auf einem Rinderfell am Boden schlief, aufgeklärt. „Schlase ruhig, Herr. Es sind nur Schlangen, die auf Dach und Wänden auf der Jagd nach Mäusen und Eidechsen sind.“ Auf meine Frage, ob denn diese Schlangen giftig wären, erwiderte er gemächlich: „Das kann man nicht wissen.“ – Mit dieser beruhigenden Auskunft meines schwarzen Hausgeistes gab ich mich zufrieden und versöhnte mich – der Mensch ist ein Gewohnheitstier – allmählich mit den nächtlichen Geräuschen.

In einer hellen Vollmondnacht ging es wieder einmal toll her und zwar gerade über meinem Schlafkabinett, so daß an Schlafen nicht zu denken war. Klatsch! schnellte etwas wie ein grünlich schillernder Schlauch durch die Luft auf meine Bettdecke nieder! Eine etwa zwei Meter lange Schlange beehrte mich mit ihrem Besuch. Im ersten Augenblick war ich starr vor Entsetzen. Dann warf ich mit einem Ruck meine Decke zurück, über den nächtlichen Ruhestörer, und schlug mit einem Stoß unaufhörlich darauf ein, bis nach menschlichem Ermessen von dem Reptil nicht mehr viel übrig sein konnte. Ich mußte von Glück sagen; denn wie mir bei dem „post mortem“ Mabruk versicherte, handelte es sich um eine grüne Mamba, jene mit Recht gefürchtetste Schlangenart des südlichen und tropischen Afrikas. Denn während im Allgemeinen die Schlangen den Menschen meiden und nur angegriffen oder sich angegriffen wärend zur Wehr setzen, sind die Mambas ausgesprochen angriffslustig. Mein Boy wartete mir sogleich mit schaurigen Geschichten auf: wie die Mamba sich blitschnell von oben aus Bäumen oder Sträuchern auf ahnungslose Menschen stürze; ja, wie dieser leibhaftige Satan in manchen Gegenden der Wildnis zum regelrechten Wege-



lagerer werde, der jeden Vorbeikommenden, ob Mensch oder Tier, überfalle, so daß man solche verrufenen Stellen in weitem Bogen umgehe. — Ich glaubte erst, mein guter Mabruk hätte mir — bewußt oder unbewußt — ein Märchen aufgetischt, habe aber auf meine vielfachen Erkundigungen immer wieder dieses und ähnliches von einwandfreier Seite bestätigt erhalten. Ob die Angriffslust der Mamba sich vornehmlich auf die Paarungszeit beschränkt oder nicht, habe ich nicht feststellen können, wohl aber, daß ihr Gift ganz furchtbar sein muß und in kürzester Zeit zum Tode führt. Die grüne Mamba ist eine ausgesprochene Baumschlange, von prachtvoller grüner Farbe, sie erreicht die stattliche Länge von über zwei Metern. Noch schlimmer als die grüne Mamba soll ihre Verwandte, die schwarze Mamba, sein, — doch dürfte die eine der anderen kaum etwas an Gefährlichkeit nachgeben. So sind die Mambas nicht nur die gefährlichsten Schlangen Afrikas, sondern wahrscheinlich unseres ganzen Planeten. Glücklicherweise scheinen sie nicht zahlreich zu sein, denn auf meinen dreißigjährigen afrikanischen Kreuz- und Querfahrten bin ich keiner mehr begegnet.

Ich verspürte nicht die geringste Lust nach einem zweiten solchen Erlebnis. Da war es mein Gartenboy, ein fixer Junge von etwa fünfzehn Jahren, der dem nächtlichen Spuk ein Ende bereitete, indem er mir eines Tages freudestrahlend eine junge Riesenschlange von zweieinhalb Meter Länge — nebst Gebrauchsanweisung — brachte. Ein gutes, harmloses Haustier aus seinem Kral, das, wie er mir versicherte, meinen Tempel von allem Beschmeiß reinigen würde. Nur mußte ich ihm versprechen, das Tier gut zu behandeln, ihm täglich etwas Milch zu geben, woran es gewöhnt sei. Er habe nur mit Mühe seinen Vater bereden können, ihm die Schlange auf einige Zeit zu überlassen, da sein Onkel, der ein alter Zauberer sei, dagegen gewesen wäre. Aber schließlich habe er auch diesen Widerstand gebrochen, indem er dem eigensinnigen Onkel versprochen habe, daß, wenn die Schlange das Haus seines Herrn von dem Ubel befreit habe, dieser ihm ein schönes Geschenk machen werde. Sie hätten sich schließlich auf eine warme, bunte Decke geeinigt. — Ob ich damit einverstanden sei? Natürlich war ich das, denn die ganze Sache interessierte mich. Wenn nämlich eine Python — unter diesem Namen faßt man die Riesenschlangen der alten Welt zusammen — von selbst in einem Zulu-Kral erscheint, so ist sie ein gern gesehener Gast und wird gehegt und gepflegt, da in ihr der Geist eines Ahnen wohnen

folll. Bald hatte ich mich mit dem farbenprächtigen Reptil angefreundet. Ohne Scheu stellte es sich jeden Morgen, wenn ich frühstückte, ein, um sich von mir sein Schälchen Milch geben zu lassen. Bald hatte ich sie soweit, daß sie sich hoch aufrichtete und ihre Milch vom Tische trank.

Ob Schlangen sonst auch hinter Milch her sind, wie vielfach behauptet wird, entzieht sich meiner Beurteilung; denn meine zahme junge Python war vom Menschen hieran gewöhnt worden. Ähnliches mag auch bei Hauschlangen in anderen Ländern vorkommen, so z. B. bei manchen heiligen Kobras Indiens.

Meine junge Python entwickelte einen gesegneten Appetit, und nach vier Wochen war in meinem Hause von Schlangen, Ratten und Mäusen überhaupt nichts mehr zu merken. Einmal konnte ich beobachten, wie das Tier blitzschnell eine Maus auf der Veranda schnappte, ein anderes Mal sah ich, wie es eine Schlange hinunterwürgte, von der nur noch das Schwanzende zu sehen war. Sie ließ sich auch ruhig von mir anfassen und hochnehmen. Nur muß man bei der Behandlung dieser Tiere plötzliche und schnelle Bewegungen vermeiden, da sie schlecht sehen und infolgedessen vor Schreck nach einem Schnappen könnten. Nachts legte sie sich manchmal auf mein Bett, um sich zu wärmen, was mir, da ich mich an das Tier gewöhnt hatte, nicht einmal unangenehm war. Es wurde mir ordentlich schwer, mich von diesem Gemüsstier zu trennen. —

\*

Die meiste Zeit beanspruchte mein Store. Anfangs kam mir manches spanisch oder vielmehr „zulu“ vor. Aber je länger, desto mehr erlangte ich die nötige Routine, mich mit meinen Schwarzen zu verständigen. Ein großer Teil meiner Kunden gehörte dem schönen Geschlecht an. Es war ein erfreulicher Anblick, wenn diese vollschlanken Mädchengestalten eine hinter der anderen, ihre hübschen Weisen singend, heranzogen. Mit unnachahmlicher Grazie balancierten sie mühelos die schweren Tongefäße mit Mais oder Kafferkorn auf dem Kopfe. Der Inhalt wurde auf der Waage abgewogen, der Wert der Ware dann meist in kleinen bunten Glasperlen angelegt. Aus diesen Perlen stellten die Zulufraulein ihre kunstreichen, kleinen Schamschurze und Gürtel her, die zugleich auch ihre ganze Kleidung ausmachten. Um den Hals dagegen wurden auch große Glasperlen getragen. Besonders ergötlich war es, wenn die jungen Damen sich in den Fensterscheiben spiegelten. Die Freude der dunklen Evastöchter über ihr Spiegelbild war von herzerquickender



Naivität. Und das mit Recht! Denn diese Zulumädchen wiesen Körperformen auf, die das Entzücken jedes Bildhauers gewesen wären.

Mit dem Eindringen europäischer Ware erfreuten sich auch billige, bunt gemusterte Kattune, in Südafrika kurzweg „Print“ genannt, besonderer Beliebtheit. Der Stoff wurde kunstvoll umgeschlungen und mit echt weiblicher Koketterie vor dem Fenster ausprobiert. Hierbei fehlte es natürlich nicht an guten Ratschlägen der Freundinnen – ganz ähnlich wie bei uns, wie ja im Grunde vorgeschrittene und primitive Völker und Menschen sich mehr dem Grade und der Form als dem eigentlichen Wesen nach unterscheiden. Es wäre jedoch falsch, zu glauben, daß die liebe Eitelkeit sich bei meinen Zulus etwa nur auf die holde Weiblichkeit erstreckt hätte. Die jungen Krieger waren nicht weniger erfreut über den Reflex ihrer männlichen Gestalten, wenn sie in voller Kriegsbemalung bei mir vorsprachen. Auch da mußte die vielbegehrte Fensterscheibe herhalten. Und manche würdige Zulumutter und manch älterer schwarzer Herr waren ihrem Ebenbilde im Fenster nicht gerade abhold. Auch so etwas soll bei uns vorkommen. –

Dies brachte mich auf den Gedanken, einen regelrechten Wandspiegel anzuschaffen. Ich machte Moeller, der nach der Küste gefahren war, schleunigst Mitteilung hiervon. Und als nach einigen Monaten der Spiegel glücklich und unverfehrt eintraf, erwies er sich als größter „Schlager der Saison“. Manche meiner biederen Kunden waren derart verblüfft durch die vor ihnen stehende Gestalt, daß sie neugierig hinter den Spiegel faßten und nachschauten, ob nicht jemand dahinter stünde. – Zu den Hauptartikeln meines Stores gehörten ferner bunte, wollene Decken, Salz, Taschenspiegel und runde eiserne Platten mit Stiel, die zum Umhacken des Bodens gebraucht wurden, sogenannte „Maketscha“. Den Pflug, auch in seiner primitivsten Form, kannten die Zulus nicht. Die Bodenarbeit wurde ausschließlich von Frauen und Kindern besorgt. Auch Tabak, und zwar in Blätterform, wurde viel bei mir gekauft. Diesen braucht der Zulu von Haus aus nicht etwa zum Rauchen, sondern fast ausschließlich zum Schnupfen, das eine Leidenschaft aller Kaffern ist. Der Schnupftabak gilt nicht nur als ein Genuß, sondern auch als ein Schutzmittel gegen Erkältungen, was in dem dortigen Klima seine erfahrungsmäßige Berechtigung haben muß. Der Tabak wird zu Pulver gerieben und mit einer bestimmten Holzasche gemischt. Ein besonderes Kapitel bildet die Schnupftabaksdose. Diese hat

die Gestalt einer kleinen Röhre, welche im Schlitz des Ohrläppchens, aufbewahrt wird. Ursprünglich waren diese Röhren aus Holz, Eisenbein oder Horn kunstvoll geschnitzt. Wie leider so viele originelle Handarbeiten und Bräuche der Eingeborenen, haben auch die Tabakröhrchen schließlich europäischer Exportware den Platz räumen müssen; und zwar in diesem Falle den niedlichen bunten Glasfläschchen, aus denen der Bayer, vorwiegend in der Augsburger Gegend und im bairischen Wald, seinen berühmten „Schmalzler“ schnupft. Ein findiger Deutscher führte diesen Artikel in Südafrika ein und hatte damit einen Bombenerfolg.

Wenn Zulus sich begrüßen und sich mit afrikanischer Gemüthlichkeit in hochende Stellung niederlassen, um sich nach dem Befinden von Haus und Hof, Weib, Kind und Vieh zu erkundigen und die neuesten Tagesfragen zu erörtern, wird als erstes würdevoll eine Prise angeboten. Hierbei wird die Prise auf die obere Handfläche, etwa am Ansatz von Daumen und Zeigefinger, geschüttet und von dort direkt oder vermitteltst der Daumenkuppe und der Zeigefingerspitze der anderen Hand geschnupft. — Ein höchst eigenartiger Artikel, dessen Verwendung ich bei meiner Ankunft in Mapopoma nicht recht ausmachen konnte, waren winzige, kugelförmige, geflochtene Körbchen mit einer runden Öffnung, die ich zuerst für Salznäpfschen hielt. Wie mir mein Chef erklärte, werden diese von den Zulumännern über das männliche Glied gestülpt. Denn damit ist nöthigenfalls der Zulu angezogen und darf sich ohne Bedenken in dem engeren Kreise seines Krals auch ohne Schurzfell oder Decke blicken lassen. Ob sonst belleidet oder nicht, das Tragen dieser Schamhaube ist für den mannbaren Zulu Vorschrift. Nur beim Verriichten der Nothdurft und beim Schlafen wird sie abgenommen.

Meine freie Zeit füllte ich theils damit aus, daß ich auf die Jagd ging, theils, daß ich meine Nachbarn, besonders den Häuptling Nkoma, der das Vieh Moellers in Obhut hatte, besuchte. Ein- oder zweimal im Monat ritt ich Sonntags nach dem Fort Nongoma, um meine Post zu erledigen. Neuerdings war die Polizeitruppe dort erheblich verstärkt worden. Einige meiner alten Bekannten aus Eschowe befanden sich auch darunter. Die Freude des Wiedersehens war jedesmal groß, und jene musikalische Abendunterhaltung, die allen in guter Erinnerung war, feierte erneute Auflagen.

In meiner entlegenen Gegend gab es noch ziemlich viel Wild. Nicht



selten statteten Niedböcke und, was schlimmer war, Buschschweine meinem abseits gelegenen Batatenfeld ihre nächtlichen Besuche ab. Da der hierdurch entstandene Schaden ganz erheblich war, so legte ich mich oft nachts im Mondschein auf die Lauer. Manch schönes Stück Wild habe ich dabei zur Strecke gebracht, was jedesmal eine erfreuliche Bereicherung des Küchenzettels für mich und meine Boys bedeutete. —

Eines Morgens, vor Beginn der Dämmerung, erschien mein Nachbar Nkoma mit zwei Begleitern in ziemlicher Aufregung und teilte mir mit: der Leopard, der schon seit längerer Zeit die Gegend unsicher mache, habe ihm eine Ziege weggeholt. Sie seien der Spur gefolgt, die sich aber im Dunkel der nahen bewaldeten Schlucht des Baches verlor. Wahrscheinlich habe er sich am Bache vollgefressen, dort seinen Durst gelöscht, um alsdann sein Schläschen zu halten. Ob ich Lust hätte, mein Glück zu versuchen?

Ob ich Lust hatte! Ein Leopard! Schon lange war es mein sehnlichster Wunsch, diese ebenso schöne wie gefährliche Großkatze zur Strecke zu bringen. Aber Leoparden kann man nicht einfach so jagen wie anderes Wild; dafür sind sie viel zu schlau, gewandt, unberechenbar und durch ihre bunte Färbung wunderbar getarnt. Hundertmal kann man ihrer Spur gefolgt sein, ihnen aufgelauert haben, ohne auch nur einen zu Gesicht zu bekommen. Die wenigsten Europäer — selbst wenn sie lange in Afrika waren — haben daher das Glück gehabt, in freier Wildbahn einen Leoparden oder Panther — übrigens nur zwei verschiedene Namen für dasselbe Tier — zu schießen. Und wenn man den verschlagenen Räuber vielleicht am wenigsten erwartet, kreuzt er unseren Weg, und bevor man zum Schuß kommt, ist er auch schon wieder verschwunden. Einen Leoparden in freier Wildbahn erlegen, ist Glückssache — und ihn im Feuer fallen zu sehen, noch mehr; denn wehe, wenn er angeschweift oder auch nur leicht verwundet ist. Er nimmt dann sofort an und mit so blitzartiger Schnelligkeit, daß der Jäger in den seltensten Fällen zu einem zweiten sicheren Schuß kommt. Und der Ausgang eines solchen Zweikampfes ist immer ungewiß.

Eine bessere Gelegenheit wie jetzt würde sich mir kaum bieten! Im Nu war ich in meinen Kleidern; die Füße steckte ich in ein Paar Segeltuchschuhe mit Gummisohlen, um mich so geräuschlos wie möglich bewegen zu können. Ich nahm meinen Drilling, den ich mir kurz zuvor aus Deutschland hatte schicken lassen, lud die beiden Schrottläufe mit

Rehposten und den Kugellauf mit einem Halbmantelgeschoss. Und los ging es in den schummerigen Morgen. Bald stießen wir auf die Fährte, die sich in der Schlucht verlor. Wir warteten, bis es heller wurde. Ich vertraute mich der Führung meiner Wilden an, die im Halbdunkel aus dem von Steinen und Busch zerrissenen Boden Dinge lasen, die mir ein Buch mit sieben Siegeln waren. Als wir das Rauschen des Baches deutlich hörten, winkte Nkoma seinen beiden Begleitern, zurückzubleiben, wand seine Decke über den linken Arm, mit der Rechten den Assegai fester packend. Lautlos, geduckt schlichen wir dahin. Plötzlich standen wir an einer kleinen lichten Plattform hart am Wasser. Keine fünf Schritt vor uns lauerte, gierig an den Resten seines Opfers zerrend, die gefürchtete Großkatze! Sie hatte uns den Rücken zugekehrt und war so mit dem Fraß beschäftigt, daß sie beim Rauschen des Wassers unser Kommen nicht bemerkt hatte. Mein Führer wie ich waren einen Augenblick verduzt; einen so urplötzlichen Zusammenstoß hatten wir nicht erwartet. Als ich die Büchse hochriß, drehte die herrliche Bestie fauchend den Kopf. Ein Paar gelbgrüne Lichter schillerten mich unheilverkündend an. Im gleichen Augenblick riß ich aus beiden Schrotläufen Feuer. Ohne einen Laut von sich zu geben, streckte der Räuber die zuckenden Glieder. Sein Schädel war durch die verheerende Nahwirkung des Schusses völlig zertrümmert. Erst jetzt ging Nkoma aus seiner Kampfstellung. — Freudig grinsend beglückwünschten mich meine Zulus. Ihre Speerklingen mit geradezu virtuoser Geschicklichkeit als Messer benutzend, trennten sie die Decke des Prachttieres ab, dessen Körper selbst noch abgehäutet schön war. Jedenfalls besah ich mir noch mit Vergnügen die wunderbare Muskulatur dieses vollkommensten Leichtathleten unter den großen Raubtieren. Unter meine Jägerfreude aber mengte sich fast so etwas wie Trauer um den Tod dieses herrlichen wilden Geschöpfes, das ich jählings aus dem Rahmen der Natur, in die es eingefügt war, herausgerissen hatte.

Daß ich bei unserer Rückkehr nach dem Store meinem Zulu-Freund Nkoma und seinen beiden Begleitern in meinem „Sesam öffne dich“ je einen kleinen Wunsch erfüllte, ist selbstverständlich. —

\*

Aus der Nachbarschaft vibrierten die Klänge monotoner Zuluweisen zu mir herüber. Richtig, drüben in Nkomas Kral ist Hochzeit. Auch ich gehöre zu den Geladenen. Ich reite hinüber. Immer deutlicher hört



man die Stimmen der Männer und Frauen. Einschmeichelnd ist die Melodie und trotz der sich stets wiederholenden Takte nicht ermüdend. Es ist die Musik des afrikanischen Beharrlichkeitsvermögens, die zu diesem Lande, zu diesen Menschen gehört. — Auf dem großen, freien Platz vor dem Kral stehen in zwei langen Reihen Jungfrauen und Jungmänner sich gegenüber. Die beiden anderen Seiten des Karrees werden von den verheirateten und älteren Männern und Frauen gebildet, die, dem Tanze der Jungen zuschauend, einander gegenüberstehen. Die Frauen sind in ihrem Äußeren von den Mädchen ohne weiteres zu unterscheiden. Ihre in Felle gehüllten Gestalten mit den spitzkegelförmigen Frisuren stehen in starkem Kontrast zu den fast nackten Jungfrauen mit den Bubliköpfen. Ich nehme Platz an der Seite Nkomas, wo Matten und Felle für angesehene Gäste ausgebreitet sind. — Der Hochzeitstanz gleicht mehr einem Reigen und ist das Schönste, was ich an Tänzern während eines Menschenalters in Süd- und Nordafrika gesehen habe. Wie im Kontertanz schreiten die beiden Geschlechter aufeinander zu, bald einzeln, bald in Gruppen verschiedene Touren bildend. Graziös wiegen sich die Schönen in Hüfte und Nacken. Die prallen, gefunden Brüste zittern zu den rhythmischen Bewegungen wie große dunkle Blumenknospen im Morgenhauch. Die jungen Männer in vollem Schmuck, doch ohne Kriegswaffen, nur mit Stock und Miniatur schild, stampfen und springen im Takte auf den Boden, daß es dröhnt.

Welch ästhetischer Genuß, dieses Ebenmaß junger Leiber in buntem Durcheinander sich wiegen und wogen zu sehen. Nicht umsonst gilt das Volk der Zulus als das edelste unter den Bantus. Dieser Tanz hat nichts von der wilden Sinnlichkeit, in die die Tänze so vieler Negerstämme ausarten.

Bei uns Zuschauern kreist der Becher mit Ischwala, dem Bier aus Hirse oder Mais, und wie immer bei feierlichen Gelegenheiten wird auch hier dem Schnupstabał eifrig zugesprochen. Die Tänzer und Tänzerinnen stärken sich hier und da mit einem Schluck Ischwala. Die Stimmung wird gehobener, aber trotz der Leidenschaft der Tanzenden wird Distanz gewahrt.

Unter den Gästen befand sich ein uralter, verwitterter Induna, dem alles in Ehrfurcht begegnet. Über hundert Jahre soll er alt sein, versichert mir Nkoma. Diese Greisengestalt interessierte mich ungemein. Ich machte seine Bekanntschaft, versprach ihm eine Decke aus meinem

Store als Freundschaftsgabe und hatte damit sein Herz gewonnen. Der Tschwala löste seine Zunge, und der alte Herr, der noch eine erstaunliche Geistesfrische besaß, begann aus den Tagen seiner Jugend zu erzählen; von der großen Zeit Tschakas, des Napoleons der Kaffern, unter dem die Zulumacht ihren Höhepunkt erreichte. Er wußte zu berichten, wie einst der Häuptlingssohn Tschaka, als er zum erstenmal ein Schiff der Europäer auf dem Meere vorbeifahren sah, zu seinen Freunden sagte: „Mit den Leuten, die das können, laßt euch nicht in einen Krieg ein. Das wäre unser Untergang!“ Tschaka aber, beseelt von dem Trieb, von diesen Weisen zu lernen, sei nach Kapstadt gewandert. Dort sei er mit einem Haufen Maleis (Malajensklaven aus Holländisch-Indien) in Streit geraten, habe mehrere zu Boden geschlagen und die übrigen in die Flucht getrieben, bis er schließlich von der Polizei überwältigt und gefangengenommen worden sei. Als Strafe habe er mehrere Jahre „breakwater“ (Schwerverbrecher-Arbeit an den Wellenbrechern oder Molen im Hafen) abbüßen müssen. Während dieser Zeit habe er oft das englische Militär bei seinen Übungen beobachten können und sich alles genau gemerkt, was er dort gesehen. Später sei es ihm gelungen, in die Heimat zu entfliehen. Was er von der Kriegskunst und Disziplin der Fremden für zweckmäßig gehalten, habe er seinem Stamme beigebracht. So besiegte er einen Nebenbuhler nach dem anderen und schmiedete mit eiserner Faust das einige Zuluwolk. Die Jungmänner wie die Veteranen, das heißt die über dreißig Jahre alten verheirateten Männer, teilte er in Regimente ein. Auch die jungen Mädchen wurden regimentenweise geordnet und mit den jungen Männern, wenn diese genügend Heiratsgut an Vieh in den Kämpfen mit den Nachbarn erbeutet hatten, verheiratet. So breitete sich die Herrschaft Tschakas des Blutigen weit über die Grenzen seines Landes nach Transvaal und Natal hin aus. Nichts konnte der Taktik und dem Ansturm seiner Scharen mit dem Affegai, dem großen Schild und der Keule widerstehen. —

Ich fragte den Greis, ob er auch Moselikatse, den Begründer der Matabelemacht, gekannt habe. Ebenso erstaunt wie erfreut, daß ich um diesen Namen wußte, fuhr der Alte fort: „Oh, ja! Ich habe ihn gut gekannt. Er war einer der größten Heerführer meines Herrn. Aber durch Unbotmäßigkeit hatte er sich den Zorn Tschakas zugezogen. Er folgte dem Befehl meines Herrn, sich zu stellen, nicht. War es Furcht,



war es Ehrgeiz, genug, er schlug sich mit seinen Truppen durch die Nachbarländer, verheerte und verbrannte alles hinter sich, so daß wir ihn durch die Einöden nicht verfolgen konnten."

Und weiter erzählte er, wie der gewaltige Tschaka von Dingaan, seinem eigenen Bruder, feige ermordet ward; wie die Strafe für diese Untat nicht ausblieb und Tschakas Prophezeiung sich an dem Brudermörder und dem ganzen Zuluvolke schrecklich erfüllte, als Dingaan von den „Mapune“, den Buren, besiegt und von seinen eigenen Leuten ermordet wurde. Wie dann Panda König wurde und mit den Mapune in guter Freundschaft lebte. – Ich mußte an die furchtbaren Anklagen denken, die in jener Nacht bei Dinisulus Kral der „Unversöhnliche“ gegen die Engländer vorgebracht hatte, und die ich, offen gestanden den Engländern zur Ehre, immer noch nicht in ihrer ganzen Schwere glauben mochte. Deshalb wollte ich von diesem alten Zulu, der soviel erlebt hatte, mehr erfahren. Ich mußte nur darauf achten, ihn nicht durch irgendeine unvorsichtige Äußerung mißtrauisch zu machen, denn der Neger mißtraut im Unterbewußtsein, im Gefühl seiner Unterlegenheit dem Europäer sehr leicht. Das Wesentliche dieser Unterhaltung sei, soweit sie mir noch in Erinnerung ist, hier wiedergegeben:

„Induna, du bist ein großer, geachteter Mann eines großen tapferen Volkes“, begann ich. „Dein Haar ist in Ehren weiß geworden unter den Stürmen des Lebens. An Jahren und Erfahrungen bist du reicher als jeder andere deines Stammes. Du hast noch die Zeiten des großen Tschaka erlebt, als die Völker Südafrikas vor dem Namen der ‚Söhne des Donners‘ (das bedeutet eigentlich das Wort Amazulu oder Zulu) zitterten, wie die Antilopen vor dem Brüllen des Löwen. Aber wie die Kraft des Löwen der Klugheit des Jägers erliegt, so mußte der Asegai dem Donnerrohr des weisen Mannes weichen. – So belehre du, weiser Häuptling, mich den jungen Fremdling und Gast in deinem schönen Lande, damit ich nicht wie ein Blinder darin herumlaufe. Siehe, ich bin ein Deutscher, ein Sohn des stärksten Volkes der Welt, dessen Impis niemand widerstehen kann; denn die Zahl unserer Krieger ist wie das Gras auf den Wiesen; unsere ‚Umbaimbai‘ (Kanonen) sind so zahlreich wie die Bäume des Waldes. Wir fürchten niemand in der Welt, auch die Engländer nicht, sondern Gott allein! Aber wir mißbrauchen unsere Macht nicht, wir berauben andere Völker nicht ihrer Länder, sondern sind zufrieden mit unserem Fleiß, unserer Arbeit

und unserem Handel mit den anderen Völkern. Mannesmut und Treue gelten bei uns mehr als Geld und Gut. – So hörte ich in meiner Heimat von der einstigen Macht und der Tapferkeit der Zulus. Da verlangte mich, euch und euer Land zu sehen. In den sieben Monaten, die ich unter euch weile, habe ich nur Gastfreundschaft, Treue und Ehrlichkeit erlebt. – Da habe ich mich manches Mal gefragt, wie war es möglich, daß dieses stolze Kriegervolk und sein König – mag dieser auch sonst ein grausamer Tyrann gewesen sein – Verrat und Mord an Piet Retief und seinen Helden begehen konnte. – War das nicht feiger Verrat? War das Zuluart!? Sag mir, weiser Induna, wie war solches möglich?“ –

Währenddessen war ich näher an den Häuptling herangerückt und hatte meine Stimme gedämpft; denn ich wollte nicht, daß die anderen mithörten. Meine wohlgesetzte Rede schien den gewünschten Eindruck nicht verfehlt zu haben. In Gedanken versunken starrte der Greis halbgeschlossenen Auges regungslos vor sich hin. Erst jetzt sah ich, wie uralte er war. – Wie eine Mumie, die zum Leben erwacht, sah er plötzlich auf und ließ seinen verschleierte Blick forschend auf mir ruhen. Ich aber schaute ihn ruhig und offen an. Dabei hatte ich das Empfinden, daß dieser uralte Zulu mehr um jene Dinge wußte als andere Sterbliche, – auch Grund genug haben mochte, um unter britischer Herrschaft dieses Wissen nicht weiterzugeben. War es nicht denkbar, daß der Arm der englischen Nachrichten-Organisation gerade jetzt, wo Dinizulu zurückgekehrt war und das Zuluprotektorat der Kronkolonie Natal einverleibt werden sollte, nicht auch bis in diese Wildnis hinausreichte? Als ob Spitzel und Verräter für schnödes Geld nicht überall in der Welt zu finden wären!

Der wohlwollende Ausdruck, der plötzlich über das von der Runenschrift dreier Menschenalter durchfurchte dunkle Antlitz glitt und die gebieterische Geste, die seine nächste Umgebung ehrfurchtsvoll abrücken ließ, zeigten mir, daß ich gewonnenes Spiel hatte. Eine gemeinsam und feierlich geschnupfte Prise aus seinem elfenbeinernen Ohrröhrchen, dessen kunstvoller Schnitzausarbeitung ich gebührende Bewunderung zollte, besiegelte die „guten Beziehungen zwischen den beiden Vertretern Deutschlands und des Zululandes“.

Der greise Häuptling begann: „Du hast wahr gesprochen, mein junger Freund aus dem mächtigen Reiche der Deutschen jenseits des



großen Wassers, von denen ich oft gehört habe, daß sie ein rechtschaffenes Volk sind, das einem großen Kaiser dient. – Fürwahr, es war eine verfluchte Tat, die Dingaan an den Mapune in Umlungunhlowa beging, unwürdig unseres Kriegsrühms, den sie verdunkelt wie eine Gewitterwolke den Vollmond. Wohl haben unsere Impis, wenn sie auf dem Kriegspfad rot sahen, die Feinde nicht geschont. Wir haben ihr Vieh weggetrieben, die Kräle geplündert und verbrannt, das Land des Feindes zur Einöde gemacht. Doch der Bruch der Gastfreundschaft und des Vertrages war uns fremd. Ischala hätte so etwas nie getan, selbst der grausame Dingaan nicht (hierbei senkte er, sich mißtrauisch umschauend, die Stimme zum Flüsterton), – wenn nicht ein weißer Satan seinen Geist verwirrt hätte ...”

„Wer anders als ein Engländer“, half ich ihm nach, verächtlich auf den Boden spuckend.

Der Alte nickte und sagte: „Mein junger deutscher Freund soll alles wissen. Aber er hüte seine Zunge und bewahre es für sich, auf daß ihm kein Unglück daraus entstehe.“

Beruhigend ergriff ich die zitternde Greisenhand: „Ich werde schweigen!“

So höre: „Zu jener Zeit, als der Burenlöwe (gemeint war Piet Retief) mit seinem Volk über die hohen Berge zog, die die Basutohunde vor unseren Impis schützten (gemeint sind die Drakensberge, die Naturgrenze zwischen den Zulus und Basutos) und gute Nachbarschaft und Freundschaft mit Dingaan und seinem Volke suchte, gab es keine Feindschaft zwischen uns. Da kam der Trader Cane von der Küste her mit vielen Waren nach Umlungunhlowa, der Königsstadt Dingaans. Er beschenkte den König mit allerhand wunderbaren Dingen aus dem Lande der Weißen: Herrlichen, mit Silber und Gold verzierten Feuerrohren, wie sie nicht einmal der Löwe der Buren besaß, bunten Teppichen, goldenen, großen Spiegeln, Feuerwasser und vielem anderen, was man bisher im Land unserer Väter nicht gesehen hatte. Auch die Gunst der Mutter des Königs sowie des obersten Zauberers, die beide viel Macht besaßen, hatte er schnell durch reiche Geschenke gewonnen. Für die Großen, die um den König waren, und deren Frauen hatte er stets eine offene Hand. Und da er obendrein seine Worte in unserer Sprache schön zu setzen wußte, daß sie wie Milch und Honig aus seinem Munde flossen, so ward er gar bald Dingaans bester Freund und Ver-

trauter und stand überall in der Umgebung des Königs in großem Ansehen. Da er seine Waren billiger hergab als andere Händler, so verstand er es nicht minder, sich auch bei den Kriegern und dem einfachen Volke beliebt zu machen. So war das Lob des freundlichen, freigebigen Engländers bald in aller Munde.

Um dieselbe Zeit aber tauchten überall Gerüchte auf, die Buren seien doppelzüngige Schlangen, böse Zauberer; sie seien als Bettler gekommen, die den König um Land gebeten hätten, um hier angeblich in guter Nachbarschaft und in Frieden mit ihm zu leben; tatsächlich aber nur, um bei geeigneter Gelegenheit über die Zulus herzufallen, ihnen ihr ganzes Land zu nehmen und sie zu Sklaven zu machen! – So kam es, daß sich das Vertrauen der Zulus zu den Buren bald in Mißtrauen und Haß wandelte.

Ich war damals Unterbefehlshaber einer Hundertschaft von Dingaans Leibwache. Wohl sah ich vieles, was sich abspielte, kümmerte mich aber nur um meine Pflichten und den Schutz des Königs. Aber der Bruder meines verstorbenen Vaters war ein großer Induna von Tschakas Zeit her, der wegen seiner Klugheit berühmt war. Dingaan liebte ihn nicht, jedoch zog er ihn bei allen wichtigen Fragen zu Rate. Ein besonders gefährlicher Feind meines Onkels war der mächtige Zauberer.

Eines Tages sagte mein Onkel zu mir: „Nicht Piet Retief und die Mapune sind die doppelzüngigen Schlangen, sondern Trader Cane mit seinen Leuten, die all die üblen Gerüchte über jene verbreiten. – Wenn der König von England mit unserem König verhandeln will, warum schickt er nicht einen seiner großen Indunas zu uns? – Ist der Burenlöwe nicht selber mit seinen Freunden offen zu uns gekommen? – Wenn Cane, wie er sagt, ein Trader ist, so soll er Handel treiben in unserem Lande. Oder hast du je von Tradern gehört, die königliche Geschenke geben und nichts dafür fordern? Ist er aber ein Abgesandter seines Königs, dann soll er nicht als Trader kommen! Nein, er ist keines von beiden, sondern eine Speischlange, die mit ihrem Geifer die Augen unseres Königs und Volkes blendet und ihre Sinne verwirrt. Das habe ich dem König gesagt, um ihn von seiner Blindheit zu heilen.“

Aber kaum hatte ich den König soweit, daß er begann wieder sehend zu werden, da spritzte Mamba, der Zauberer (bei den Zulus sind auch Tiernamen beliebt, so z. B. der der gefürchteten Mamba-Schlange), neues Gift in sein Auge; und sein Blick ward wieder verdunkelt. Und



nun hielt gar Trader Cane dem König ein Papier unter die Augen, das eine Botschaft vom König von England sein sollte, – aber sicherlich von seinen bösen weißen Zauberern gemacht worden war, um Dingaana rot sehen zu machen.

Als Dingaana mich fragte, was ich zu diesem Briefe meine, erwiderte ich: Löwe und Büffel kämpften miteinander, daß die Wildnis rings von ihrem Brüllen und Stampfen erscholl. Schließlich unterlag der Büffel; und der Löwe, erschöpft von dem Kampfe, ruhte auf ihm und leckte das Blut aus den Wunden des gefallenen Gegners. Das erspähte ein Buschmann, der dort jagte, schlich sich heran und schoß den vergifteten Pfeil auf den Löwen. Da lagen die beiden Starken tot beieinander. Der Buschmann aber tanzte um sie herum und sang: So habe ich das Fell des Löwen und das Fleisch des Büffels mit einem Schuß! – Eine Weile sah Dingaana finster vor sich hin, dann fragte er lauernd: ‚Sage an, mein weiser Ratgeber, wer war der Löwe?‘ – Ich wußte, daß die Antwort mich den Kopf kosten konnte. So erwiderte ich: ‚Wer anders, als mein König!‘ – ‚Du hast gut erzählt,‘ sagte hierauf der König grimmig lachend, ‚aber ich kenne diese Geschichte besser: Der Löwe fällt den Büffel. Und als seine Augen siegestrunken umherrollten, erblickte er den Buschmann. Und bevor dieser noch einen Pfeil auflegen konnte, sprang der Löwe auf und zerriß ihn. Dann ließ der König der Wildnis seine Donnerstimme ertönen, und von nah und fern kamen die Kinder des Donnerers heran und fraßen sich satt an der doppelten Beute!‘

Kurz nach dieser Mitteilung meines Onkels reiste Trader Cane ab, auf geheimen Befehl Dingaans von einer starken Sicherheitswache bis zur Küste geleitet.

Der Vertrag zwischen dem König und Piet Retief kam nun wider alles Erwarten doch zum Abschluß. Dingaana hatte seine Gäste zu einem großen Abschiedsfest eingeladen, zu dem von weit und breit unsere Krieger herbeiströmten. Eine ganze Impi sollte den Kirri-Tanz vorführen. Auf dem Fest bat Dingaana die Buren als gute Freunde nach der Sitte des Landes die Waffen abzulegen, was diese denn auch taten. In der Erregung des Tanzes rückten die Krieger immer näher an die Buren heran, während die Leibwache sich unauffällig zwischen den König und die Buren schob. Als die Tanzenden den Gästen immer bedrohlicher auf den Leib rückten, riefen diese Dingaana zu, er möchte seinen Kriegern Einhalt gebieten. Da donnerte dieser hinüber: ‚Schlagt sie tot,

diese Zauberer und Räuber unseres Landes! Da fielen unsere Krieger über die Buren her. Ich selber stand mit meiner Hundertschaft zum Schutze des Königs in dessen nächster Nähe und sah nur die dichtgedrängte, tobende Masse, wohl aber hörte ich zwischen Tumult und Kriegsgeschrei das Krachen der Kirriss auf den berstenden Schädeln und die Schreie der Sterbenden. Plötzlich rief Dingaans mir zu: „Eile mit deinen Leuten zu meinem Freunde, dem Engländer Owen, und schütze ihn vor dem Grimm der Krieger. Du hastest mir mit deinem Kopfe für sein Leben.“ Ich folgte dem Gebot.“

„So war noch ein anderer Engländer in Umklungunhlowo“, tat ich erstaunt, als ob ich um nichts wüßte.

Der Induna nickte: „Mister Owen war ein Missionar und zugleich der Arzt von Dingaans und dessen Mutter.“

Auf meine weiteren Fragen meinte er, daß Mr. Owen und eine weiße Frau, die bei ihm war, gute Leute gewesen seien, die allen Kranken, hoch und gering, geholfen und ihnen Medizin gegeben hätten. Er selber sei auch durch Mr. Owen von einer schlimmen Ruhr geheilt worden. Auch glaubte er nicht, daß dieser an den englischen Mächtschaften gegen die Mapune beteiligt gewesen sei. Denn er habe nicht nur kaum mit Cane gesprochen, sondern dessen mächtigen Freund, den Zauberer Mamba, zum Feinde gehabt, seit er den König von einem Leiden kuriert hatte, gegen das alle Mittel des Zauberers machtlos gewesen wären.

Große Stücke hielt dieser Nestor der Zulus auf seinen längst verstorbenen Onkel, von dem er immer wieder erzählte, wobei ich noch so manches erfuhr: Als nach der Abreise Canes Dingaans Zorn sich jeden Tag auf den Onkel entladen konnte, flüchtete dieser und verbarg sich in der Wildnis. Als alter Gefolgsmann des großen Tschaka hatte er, wie er seinem Neffen später offenbarte, den Brudermörder schon immer im stillen gehaßt und diesem in seinem Herzen Rache geschworen. Nun gab es unter den ehemaligen Großen Tschakas viele, die ähnlich dachten, und die Zahl derer im Volke, die mit Dingaans Blutherrschaft unzufrieden waren, war groß. Außerdem war er ein Freund Pandas, des jüngeren Bruders Dingaans, der es innerlich mit den Buren hielt. Bald wurde dieser Onkel das Haupt aller Gleichgesinnten und der Feinde Dingaans, die sich in die Wildnis zurückgezogen hatten. Von dort aus schürte er die Unzufriedenheit im Lande. Er sorgte dafür, daß die wirklichen Umstände über Dingaans Verrat an den Buren im Volk be-



kannt wurden und die Ansicht mehr und mehr um sich griff, daß die Freundschaft mit England für die Zulus gefährlicher sei als die mit den Mapune, die es ehrlich mit ihnen gemeint hätten. — Als dann mit der furchtbaren Niederlage der Zulus durch die Buren am Bloed-Rivier die Stunde der Vergeltung für Dingaan schlug, war der Onkel meines Gewährmannes als Führer der Aufständischen der erste, der seinen Affegai in den Leib des Blutsäufers tauchte, mit den Worten: „Rache für Ischaka, Mörder meines Herrn!“ —

Als gegen Abend das Fest vorüber war und die Gäste heimkehrten, bemerkte ich hinter einem Kral einen Menschenauflauf. Zwei junge Krieger waren aneinandergeraten. „Cherchez la femme“, wie so oft im Leben, war auch hier der Grund des Streites. — Also endlich einmal Gelegenheit, Augenzeuge eines regelrechten Stockkampfes der Zulu zu sein: In der linken Hand hielten die Kämpfenden den Stab mit dem Miniaturschild zum Parieren, während die Rechte den Kirri führte. Mit einer Schnelligkeit, daß das Auge kaum folgen konnte, hagelten die Schläge. Bald ging der eine, bald der andere zum Angriff über. Die beiden Gegner schienen einander ebenbürtig, geschickt wußten sie sich auszuweichen und die Schläge mit dem Parierstock abzuwenden, ohne daß ein Knockout zustande kam. Dieses spannende Wechselspiel von Kraft und Gewandtheit dauerte über eine Viertelstunde; bis der eine, der in die Defensive gedrängt war, bei dem ungestümen Angreifer ganz unversehens einen Volltreffer landete. Es gab einen förmlichen Krach, und der Betroffene stürzte blutüberströmt zu Boden. Jedem Europäer wäre ohne weiteres der Schädel zerschmettert gewesen, doch ein Neger-schädel ist aus anderem Stoff gemacht. Nach kurzer Zeit stand der Besiegte, unterstützt von seinen „Sekundanten“, wieder auf den Beinen. Damit hatte das Stockduell seinen Abschluß gefunden.

„Nun, wie hat dir dieser Kampf unserer jungen Leute gefallen?“ erkundigte sich Nkoma, neben dem ich gestanden hatte.

„Fabelhaft“, erwiderte ich. „Überhaupt war mir der heutige Tag ein großer Genuß.“

Der Häuptling ergriff meine Hand und führte mich nach seiner Hütte, die durch Größe und schöne Ausführung von den anderen abstach. Das bedeutete soviel wie eine Abendeinladung. Gebückt krochen wir durch die niedrige Türöffnung. Außer mir waren noch zwei Induna geladen.

„Saku bona umlungu“ (sei begrüßt, weißer Mann) empfing mich

freundlich die Frau des Hauses, die eine der besten Kundinnen meines Stores war. Man hockte sich auf ein gegerbtes Rinderfell. Ich, als Weiser, erhielt einen niedrigen Holzschemel.

Erster Akt: Ifanekisu, die Wirtin, kredenzte uns in einem mächtigen Büffelhorn den besten Trank, den das Haus bot. In die Spitze des Trinkhorns war ein Loch gebohrt. Hatte man sein Teil getrunken, so mußte man geschickt den Daumen vor die Öffnung schieben, damit von dem Göttertrank nichts verlorenging. So reichte man das klassische Gefäß dem Nachbarn an den Mund, um den Daumen wegzuziehen, sobald der andere den Anschluß gefunden hatte. So wanderte der Trank von Mund zu Mund. Ein passables Dünnbier aus Mais und Kafferkorn mit süßlichem Beigeschmack.

Zweiter Akt: Eine irdene Schüssel wurde in unsere Mitte gestellt. Die Hände griffen in den Maispapp. Zu Klößchen gedrückt wandert die Speise in den Mund. Und nun brachte die Hausfrau auf hölzernen Schalen ein in Lehm gebackenes Huhn sowie gekochtes Ziegenfleisch. Dieses Backhuhn ist ein Leckerbissen, der auch dem verwöhntesten Gaumen Beifall abringen würde. Um mir eine besondere Ehre anzutun, riß der Hausherr einen Schenkel davon ab, den er mir höchst feierlich in die Hand drückte. An dem wohlgefälligen Schmazen der anderen Gäste merkt man, daß auch der Zulu weiß, was gut schmeckt.

Dritter Akt: Das Gastmahl erreicht den Höhepunkt. Die Wasserpfeife, ein ausgehöhlter Kürbis mit langem Stiel, wird herangebracht. Der tönerne Pfeifenkopf wird mit Tabak und „Insango“, dem Haschisch oder Hans der Kaffern, gefüllt und obenauf ein Stückchen glühende Holzkohle gelegt. Langsam kreist die Pfeife. Ein jeder nimmt sich Zeit, tiefe Lungenzüge zu tun. — Allmählich fängt das Raufchgift an zu wirken. Nicht nur das Hirn wird benebelt, auch die Speicheldrüsen werden stark gereizt. Jetzt wird ein Strohhalms zur Hand genommen, durch den der Raucher nach Kräften seinen Speichel auf eine glatt gestrichene Stelle des Fußbodens zu Strichen und Kreisen bläst, aus denen mysteriöse Figuren entstehen. Kriegerische Reden erschallen, die Augen funkeln. Aufgeregt ertönt der Name „Isandlhana“. Die Striche werden mit dem Finger ausgelöscht und von neuem mit Speichel und Röhrchen geformt: Regimenter kommen und gehen. So werden durch dies originelle Kriegsspiel taktische Bewegungen, Vorteile und Verluste dargestellt. — Die Ekstase erreicht ihren Höhepunkt: „Isandlhana“ gellt



es triumphierend aus den rauhen Kehlen, unheimlich rollen die Augen der wilden Raucher. Sie brüsten sich ihres Sieges über die Engländer. – So werden im Anfangorausch ganze Schlachten geschlagen. Champion bleibt, wer die meiste „Spucke“ hat. Schlachtenmüde sanken schließlich die Kämpfer in sich zusammen und stierten gläsernen Auges vor sich hin. Das war für mich das Zeichen zum Aufbruch.

\*

Ich war nun schon über ein halbes Jahr in Moellers Store. Meinen Chef sah ich alle paar Monate, wenn er den Mais und das Rasterkorn auf seinem Wagen der Garnison im nahen Nongoma zuführen und Felle und Häute nach Natal abtransportieren mußte. Es war daher jedesmal ein großes Ereignis, wenn irgendein Weiser sich in meine entlegene Ecke verlor. Eines Tages erschien ein Afrikaner mit seiner ganzen Familie, seiner Frau, seiner Tochter und zwei Knaben, auf dem Ochsenwagen. Der Ankömmling stellte sich mir als Karl van D. vor. Er sei befreundet mit Usibepu, dem Unterkönig von Nordostzululand, der sich gerade einen kleinen Trekk von hier, also etwa vier Stunden mit dem Wagen, aufhalte. Er mache viele Geschäfte mit ihm.

Van D. war ein angehender Bierziger, für einen Afrikaner von selten gewandten Umgangsformen und obendrein ein blendender Unterhalter. Seine Frau war brünett, besondere Merkmale: keine. Hingegen war die Tochter eine siebzehnjährige, groß gewachsene, blondgelockte Schönheit. Zweifellos hier draußen in der Wildnis eine höchst erfreuliche Erscheinung; ganz dazu angetan, die Herzen von Männern in der Wildnis im Fluge zu erobern. Ihre beiden kleineren Brüder waren ein paar prächtige, pausbäckige Bürschchen. – Ich brauche wohl kaum hinzuzusetzen, daß ich so angenehme Gäste herzlich willkommen hieß. Wir verbrachten einen gemütlichen langen Abend in meinem Hause. Der Afrikaner schien sich für mich wie für Moellers Niederlassung sehr zu interessieren. Er lud mich ein, ihn doch ja am kommenden Sonntag in Usibepus Kral zu besuchen. Am folgenden Morgen trekten meine Gäste weiter.

Wie abgemacht, besuchte ich sie. Die Familie hatte sich inzwischen in zwei neuen Zuluhütten, die Usibepu ihnen zur Verfügung gestellt, häuslich eingerichtet. Die kleinere der beiden Behausungen diente als Küche und Vorratskammer, die andere größere als Schlafraum. Hier

standen mehrere Feldbetten sowie einige von den Eingeborenen aus Holz und Schilf aufgerichtete Lagerstätten. Der Boden solcher Bienenzorbhütten ist mit der bekannten afrikanischen Mischung aus Lehm, Kuhdung und Wasser zementiert, in der Mitte befindet sich eine Vertiefung; die offene Herdstelle, in der man das Feuer möglichst nicht ausgehen läßt. In dem Stgeflecht der Wände sind allerhand Nischen und Körbe angebracht. Teils dienen diese zum Aufbewahren von Habseligkeiten, teils nisten Hühner darin, oder neugeborene Zicklein und Schäschen geben dort neckische Gastrollen, so daß man aus Versehen auch einmal ein Kügelchen oder Wässerlein auf den Kopf bekommt – dieweil ja bekanntlich aller Segen von oben kommt.

Die Zulus sind ein sehr reinliches Volk – ebenso wie ihren Körper, den sie bei jeder Gelegenheit in ihrem wasserreichen Lande waschen, halten sie auch ihre Hütten recht sauber. Die Matten oder Felle, auf denen sie am Boden schlafen, werden gleich nach dem Aufstehen an die frische Luft befördert, ausgeschüttelt und in die Sonne gelegt. Die Hütte wird morgens und abends ausgefegt und wöchentlich ein- oder zweimal „gebohnt“, das heißt, der Boden wird nach afrikanischem Universalrezept mit einer Lösung von Kuhdung und Wasser übergossen und mit der Hand geschickt abgeglättet. Dies Verfahren ist durchaus nicht unappetitlich, vielmehr wirkt es bis zu einem gewissen Grade desinfizierend und nimmt vor allem den Staub weg. Jedenfalls habe ich in den Zuluhütten niemals Ungeziefer bemerkt. Die Buren bedienen sich, soweit kein steinerner oder hölzerner Fußboden vorgesehen ist, derselben Methode.

Karl van D. hatte Usibepu, als dieser noch mit anderen Stammeshäuptlingen in Fehde lag, manchen wertvollen Dienst geleistet. Das hatte ihm Usibepu, der übrigens ein ganz jovialer, pffiffig dreischauender alter Knabe war, nicht vergessen und schanzte ihm bei jeder Gelegenheit Geschäfte zu. Van D. behandelte mich mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit. Uner schöpftlich war der Born seiner Redegabe, die sich bis ins Phantastische versteigen konnte. Unter anderem erzählte er mir, daß er in Amatongaland „blue ground“ vorgefunden hätte, jene eigenartige graublaue Bodenbildung, wie sie nur in den Diamantfundstätten Kimberleys vorkommt. –

Amatongaland grenzt im Nordosten an Zululand. Wenige Jahre zuvor hatte England es als sein Hoheitsgebiet erklärt, um den Transvaalern den Zutritt zum Meere abzuschneiden. Dieses Küstenland mit



seinen Niederungen war damals nur wenig bekannt und wegen seines mörderischen Klimas verrufen. —

Geheimnisvoll zeigte er mir hierauf ein Säckchen Blaugrundproben mit kleinen Kaprubinen und Diamanten, die er bei den Amatongas geschürft habe. Aus seiner ganzen Art fühlte ich heraus, daß er mich gern für seine Pläne gewonnen hätte. Aber trotz des guten Mittagessens und des noch besseren Napfkuchens, der Mutter van D.'s Kochkunst draußen im Busch alle Ehre machte, trotz der schönen Augen Annis, konnte ich ein gewisses Mißtrauen nicht loswerden. Jedenfalls mochte ich mich noch nicht entscheiden, auf Karl van D.'s vielversprechende Pläne einzugehen. Aber alles was recht ist: nett und gemütlich verstanden diese abenteuerlichen Leutchen es einem zu machen. Bis tief in die Nacht hinein plauderten wir. Schnell war ein Lager für mich zu rechtgemacht. In der Frühe, nachdem ich noch einen stärkenden Kaffee eingenommen, ritt ich heimwärts. —

Bald nach dieser Begegnung erschien Moeller wieder einmal auf der Bildfläche. Ich erzählte ihm von meinen neuen netten Bekannten aus der Nachbarschaft.

„Nette Bekannte!“ rief Moeller mit gelindem Schreck. „Um des Himmels willen, Jannasch, Hände weg davon!“

„Was ist denn los?“ fragte ich einigermaßen erstaunt.

„Karl van D. ist einer der gefährlichsten Gauner Südafrikas. Er ist dauernd auf dem Trek, um von der Polizei nicht abgefaßt zu werden. Aus der Kapkolonie verduftete er etappenweise nach Natal, und als ihm die Luft auch dort zu dick wurde, hierher.“

„Was hat er denn ausgefressen?“ fragte ich nicht wenig gespannt.

„Er ist ein Viehdieb, ein Betrüger, der seine Hände in den schmutzigsten Geschäften hat. Dabei ist er so gerissen, daß er es immer wieder versteht, sich ungestraft aus seinen Affären herauszuziehen. Natürlich hat er auch seine Helfershelfer unter Schwarzen wie Weißen. Der Kerl versteht es sogar, gestohlenen Vieh so geschickt zu verändern, daß der Käufer erst Tage, selbst Wochen später merkt, daß er geprellt ist.“

„Wieso, das begreife ich nicht!“ rief ich aus, erstaunt und neugierig zugleich.

„Nun,“ belehrte mich Moeller, „er streicht eben das Vieh so kunstgerecht an. Erst wenn die Tiere chamäleonartig die Farbe wechseln und

das ursprüngliche Fell hervorkommt, klärt sich der Schwindel auf. Aber dann ist van D. auch schon über alle Berge."

Ich lachte.

"Oh, Karlchen besitzt vielseitige Begabungen", fuhr Moeller fort. „So übernimmt er Transportfuhren und verkloppt alles auf eigene Rechnung. Ein nettes Stückchen hat er sich, wie ich neulich hörte, selbst mit seinem alten Freund und Bönner Usibepu geleistet. Der Häuptling hatte ihm neun Joch junge Ochsen zum Einbrechen geliehen unter der Bedingung, ihm dafür eine Wagenlast Felle umsonst nach Durban zu bringen. Hierfür sollte dann van D. die jungen Ochsen zwei Jahre lang zu eigenen Transporten gebrauchen dürfen. Hochanständig von dem alten Zulu! Was tat van D.? Er verkaufte die Zugochsen mitsamt der Ladung und hüllte sich in Stillschweigen. Erst nach langer Zeit schickte er an Usibepu eine ganz geringfügige Summe Geldes mit der Trauerbotschaft: die Ochsen seien ihm unterwegs an der Lungenseuche eingegangen. Infolgedessen habe er die Felle für ein Spottgeld verhandeln müssen."

„Ja, aber Usibepu ist doch sicher auch hinter die Geschichte gekommen?"

Moeller zuckte lachend die Achseln: „Anzunehmen. Aber eine Krähc hat der anderen die Augen nicht aus!"

Wie bekanntlich im Leben Unangenehmes meist Schlag auf Schlag erfolgt, so ergeht es ähnlich mit dem Angenehmen – jedenfalls stand dieser Monat im Zeichen abwechslungsreicher Besuche. Kaum war Moeller weg, als von Nongoma einer meiner Freunde von der berittenen Polizei eintraf. Er hatte den menschenfreundlichen Auftrag, im Mapopomadistrikt bei den Eingeborenen die Pockenimpfung vorzunehmen. Bereitwilligst stellte ich ihm mein Haus zur Verfügung. Wir verbrachten sehr nette Tage zusammen. Mein Gast schien sich bei mir in der Wildnis, dem regulären Dienst glücklich entronnen, überaus wohl zu fühlen. Wenigstens dehnte er seinen Aufenthalt erheblich länger, als nötig gewesen wäre, aus. Als der Impfstoff zu Ende war, ritt mein Polizist zurück nach Nongoma, um neuen zu holen.

Über eine Woche wartete ich vergeblich auf seine Rückkehr, bis er plötzlich wieder auf der Bildfläche erschien – ohne Lympe! Die Sendung aus Europa war immer noch nicht eingetroffen und konnte vielleicht noch lange auf sich warten lassen. – Aber in Afrika weiß man sich



zu helfen, besonders wenn dies auf höhere Order geschieht. Hier heißt es: hic Rhodus, hic salta! Auf gesunden, praktischen Menschenverstand wird mehr gegeben als auf einen Wust von Vorschriften. Und die Karre läuft auch, ohne Hast und Aufregung! –

Vieh impfen hatte ich gelernt – warum sollte ich nicht auch lernen, Menschen zu impfen. Es freute mich, hierbei dem Hüter des Gesetzes behilflich sein zu können. Wir suchten eine Anzahl gesundheitstrozender, bereits geimpfter junger Zulu-Damen aus, bei denen die Pocken gut aufgegangen waren. Von diesen entnahmen wir die noch erforderliche Lymphe und impften hiermit den Rest der Bevölkerung; wie sich später zeigte, mit bestem Erfolg. – Wiederum verlängerte mein Gast seinen Aufenthalt in Mapopoma; diesmal, um noch einige Tage auf die Jagd zu gehen. Er war schließlich ganz zufrieden, zwei Antilopen zur Strecke gebracht zu haben. Ein Leopard oder gar ein Löwe, deren es noch einige im weiteren Umkreise gab, wären ihm lieber gewesen. Aber ein solches Glück ist selten.

Im Laufe unserer Unterhaltungen kam ich auch auf van D. zu sprechen, natürlich mit einer gewissen Vorsicht; denn ich hatte keinen Grund, ihm, der mein Gast und dessen Gast ich gewesen und der mir nichts getan, Unannehmlichkeiten zu bereiten. –

Ich habe immer gefunden, daß „Mind your own business“ – kümmer dich um deine eigenen Sachen – ein sehr weises englisches Sprichwort ist, das sich mancher hinter die Ohren schreiben sollte, wenn anders er nicht wünscht, daß andere sich auch um seine Sachen kümmern. –

Der Name van D. war ihm nicht unbekannt. Auch er wußte ein ntedliches Geschichtchen von ihm aufzutischen. Zwei seiner Kameraden sollten ihn einmal verhaften. Unweit der Natal-Transvaal-Grenze stießen sie auf sein Wagenlager. Aber nur seine Frau und die schöne Tochter waren anwesend. Auf die höfliche Frage, ob denn der „Herr des Hauses“ nicht zu sprechen sei, erhielten sie die Antwort, er müsse jeden Augenblick kommen, sie möchten sich doch etwas gedulden. Sie wurden von den beiden Damen, besonders von der Tochter, auf das liebenswürdigste bewirtet, so daß der eigentliche Zweck ihres Kommens durchaus ins Hintertreffen geriet. Stunde auf Stunde verrann, es wurde Nacht. Die Damen schienen ängstlich um den Abwesenden besorgt. Aber der Hausherr erschien nicht. Unverrichteterdinge zogen die beiden Polizisten weiter. – Wie sie später erfuhren, hatte sich van D.

beizeiten aus dem Staube gemacht, um eine vorübergehende Gastrolle auf der Transvaalseite zu geben. Dort verhielt er sich stets einwandfrei, jedenfalls um ein ungestörtes Rückzugsgebiet zu haben, und wohl auch, weil drüben im Bryheid-Distrikt die Kugeln etwas schneller aus dem Gewehrlauf flogen. —

Die Impfzeit hatte mir angenehme Gesellschaft und zugleich schönen, klingenden Profit gebracht; denn die von weit und breit kommenden Eingeborenen kauften allerhand Ware bei uns, und auch für später hatte ich manchen festen Kunden gewonnen.

Einige Tage hierauf kam van D. zu Pferd vorüber. Er schnitt die Diamantenfrage noch einmal an. Aber eingedenk einer Bemerkung Moellers, daß die Musterkollektion aus Amatongaland jedenfalls auf dem Boden der Diamantfelder von Kimberley gewachsen sei, vermied ich es, näher auf diese Angelegenheit einzugehen. Van D. schien es eilig zu haben: dringende Geschäfte, er müsse weiter. Die Seinen würden dieser Tage mit dem Wagen nachkommen.

Auf Wiedersehen, glückliche Reise!

Ich schaute dem Davonreitenden nach. Interessante Mischung von Gauner, Buschklepper und Gentleman. — War wohl wieder 'mal dicke Luft? Die Grenze war ja nicht weit. — Der Wagen mit seiner Familie kam, wie angekündigt, vorbei. Dann habe ich von diesen abenteuerlichen Leuten nie wieder etwas gesehen — wohl aber gehört! —

\*

Einmal schickte Moeller, der selber zu kommen verhindert war, mir einen seiner Ochsenwagen, um die fällige Ladung Mais nach Nongoma zu schaffen. Ich machte mich auf den Weg. Der Ochsentreiber war ein kleiner, untersehter Kerl, eine bildhäßliche Mischung von Buschmann und Hottentott. Er hieß kurzweg „der Buschmann“. Ein schlagenderes Beweisstück für die Darwinsche Abstammungslehre hätte sich kaum finden lassen. Direkt komisch wirkte es, wenn diese Zwerggestalt neben dem hochgewachsenen Zuluknecht einherschritt. Außerdem gehörte noch ein halbwüchsiger Kafferjunge zu dem Wagenpersonal, der „leader“ oder Führer des vordersten Ochsenjoches. Auf dem Rückwege von Nongoma zwang mich die einbrechende Nacht, Rast zu machen. Da es ganz empfindlich kalt war, nahm ich einen Schluck Bin und gab auch meinen Leuten, die vor Kälte klapperten, einen Stärkungstropfen. Der Buschmann verdrehte dabei die Augen wie ein Affe und schnalzte begeistert



mit der Zunge. Das Feuerwasser schien ihm nicht unbekannt zu sein. Als ich am nächsten Morgen erwachte und in Ermanglung von Kaffee mich mit etwas Bin aufwärmen wollte, war die Flasche verschwunden. Ich rief meine Leute. Die beiden Zulus erschienen, der Buschmann glänzte durch Abwesenheit. Wir hatten nicht lange zu suchen: in einem nahen Busch – wo er ja von Natur aus hingehörte – lag schnarchend, zusammengekauert der Buschmann – neben ihm die leere Flasche. Nähere Erklärung erübrigt sich wohl! Mein Zulu sah ein besonderes Vergnügen darin, den Buschmann mit ein paar wohlgezielten Maulschellen zu wecken. – Man muß nämlich wissen, daß zwischen Bantus und Buschmännern von alters her Stammesfeindschaft besteht. Die Buschmänner können es den Bantus nicht vergessen, daß diese sie aus ihren Jagdgründen vertrieben und wie Freiwild verfolgt haben; die Raffern umgekehrt den Buschmännern nicht, daß diese kleinen Teufel so manchen ihrer Krieger mit Giftspießen aus dem Hinterhalt zur Strecke brachten. – Aber der große stämmige Bursche hatte sich in den Fähigkeiten des Zwerges verrechnet. Mit affenartiger Geschwindigkeit schnellte dieser empor und versetzte meinem Zulu mit dem Kopf einen Stoß unter die Kinnlade, daß es krachte und der baumlange Bursche hintenüberfiel. Das war denn doch die Höhe! Ich stürzte auf den Buschmann los; aber ehe ich noch zu einem Schläge ausholen konnte, hatte mich dasselbe Schicksal betroffen. Nach einer „Ruhepause“, über deren Länge ich nicht mehr im klaren bin, kamen wir langsam wieder auf die Beine. Neben uns stand der junge Leader, Speer und Keule in der Hand, uns sorglich bewachend. Ich untersuchte mein Kinn und war trotz des dumpfen Schmerzes in meiner unteren Gesichtshälfte froh, daß nichts gebrochen war. Mein Zulu mit seinem weit härteren Neger Schädel war ebenfalls glimpflich davongekommen.

Wutentbrannt machten wir uns auf die Suche nach dem Buschmann, um uns für die erlittene Schmach zu rächen. Aber der hatte es wohlweislich vorgezogen, sich mit der angeborenen Behendigkeit seines Stammes unsichtbar zu machen. Einige Tage später, als Schmerz und Zorn bereits verraucht waren, kam der Missetäter, heulend und zähneklappernd vor Furcht und Reue, auf allen vieren angekrochen und bat zerknirscht, ihn doch ja nicht der Polizei auszuliefern; lieber solle ich ihn auspeitschen. Er beteuerte seine Unschuld: das Feuerwasser habe ihn geblendet und seine Augen „Rot sehen“ gemacht – was soviel wie

„Blutrausch“ bedeuten sollte. Am Tage des „Verbrechens“ hätte ich von seinem Vorschlag sicherlich in ausgiebigster Weise Gebrauch gemacht; so aber verzieh ich dieser reinigen Schmerzgestalt. Der lädierte Raffer knecht gab sich mit einer Entschädigung von einem Pfund Sterling zufrieden.

\*

Wochen waren zu Monaten und Monate fast zu einem Jahre geworden, seit ich den Boden Zululands betreten. So viel Sehnsucht hatte meine Globetrotternatur noch nie aufgebracht. Ich kam mir beinahe wie ein Spießbürger vor. Was ich in diesem glücklich-jungfräulichen Erdenwinkel von den Bewohnern, Weißen wie Schwarzen, gesehen, gehört und gelernt hatte, genügte mir für meine weitere Gastrolle unter Buren, Briten und Bantus.

Moeller war keineswegs erfreut, als ich ihm kündigte. Aber es war nichts zu wollen. Unwiderstehlich zog es mich fort aus der Beschaulichkeit dieses ländlich urwüchsigem Idylls, hinaus nach dem Zentrum mächtig pulsierender Zivilisation – nach Johannesburg. Die üblen Erfahrungen, die ich dort gemacht, waren wie weggeweht. Wiederum wollte ich mein Glück am „Rand“ versuchen. –

Lebe wohl, Zululand – du ungetrübt liebe Erinnerung meines wechselreichen Lebens!



## In und um Johannesburg

## 5. Kapitel

## Abenteuer am „Rand“

Eine mannstolle Neureich / Der „fliegende Hamburger“ / Mein Freund aus Ungarn / Klänge aus Zululand und Kimberley / Fahrt in die Unterwelt / Miner Hankel und ich / Beim Brunnenbau / Krach in der Bar / Arbeitslos / Goldstadt-Typen / Eine spiritistische Sitzung

Ein Jahr war verflossen, seitdem ich das letzte Glas Bier im „Deutschen Hof“ in Johannesburg hinuntergespült hatte. Diese Bar wurde vorwiegend von Deutschen besucht. An die Rückseite des Gebäudes reihte sich ein Komplex niedriger Wellblechbaracken mit den üblichen winzigen Mietstübchen einfachster Einrichtung. Hier hatte ich bei meinem ersten Besuch in der Goldstadt gewohnt; hierher zog es mich wieder zurück. Nicht nur, daß ich in solchen Dingen ziemlich konservativ bin, sondern ich hatte auch gefunden, daß die Buden und Betten hier sauberer gehalten wurden als in anderen derartigen Quartieren des südafrikanischen Minenparadieses, wo nicht selten der beherzteste Mensch vor dem regimenterweisen Anmarsch von Wanzen und anderem blutsaugendem Getier nach verzweifelter Nachtgefechten kampfesmäde sein Heil in der Flucht sucht.

Als ich in die Bar trat, stieß ich – als hätten sie auf mich gewartet – auf mehrere alte Johannesburger Bekannte. Ich wurde mit Hallo empfangen und führte mich gleich gut ein, indem ich eine Runde für die Anwesenden ausgab. Der stattliche dunkeläugige Mann am Ausschank war mir ein fremdes Gesicht. Seiner Aussprache nach war er ohne weiteres als „Schwob“ zu erkennen. Ich wurde mit Fragen bestürmt, wie es mir in der Zwischenzeit ergangen sei. Gerade wollte ich anfan-

gen, von meinen Erlebnissen in Zululand zu erzählen, als die Eigentümerin des Lokals hinter dem Schanktisch erschien: eine mürrisch dreinschauende Matrone vorgerückten Alters.

„Guten Tag, Frau Petersen. Lange nicht gesehen? Wie geht es Ihnen? Was macht Ihr Mann?“

Die Alte schien nichts weniger als angenehm von meiner Frage berührt, muffelte etwas vor sich hin, woraus ich so viel entnahm, als, sie sei krank gewesen und ihr Mann verreist. Von links und rechts erhielt ich vielsagende Rippenstöße.

Aha – da war etwas faul im Staate Dänemark! Prüfend streifte mein Blick von der Frau des Hauses hinüber zu dem neuen Barmann. Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, bestellte ich wiederum eine Lage, zu der ich, als Gentleman, Frau Petersen mit aufforderte. Damit war die Situation gerettet und ich in den Augen der gewinnsüchtigen Besitzerin wieder einigermaßen rehabilitiert. –

Frau Anna Petersen war eine sehr reiche Frau, die trotz ihres vorgerückten Alters von fast sechzig Jahren eine besondere Vorliebe für junge, kräftige Barmänner besaß. Ihre jugendlichen Toiletten waren das Nonplusultra an Geschmacklosigkeit. Den Grundstock zu ihrem Vermögen hatte diese gealterte Venus in der Glanzzeit der Diamantfelder von Kimberley gelegt; wie man munkelte, auf nicht ganz einwandfreie Weise. In Johannesburg gehörte ihr ein ganzer Häuserblock, an dessen Ecke der „Deutsche Hof“ stand. Die bevorzugte Umgangssprache dieser Idealtypen einer Neureich war Hamburger Platt. Mit dem Hochdeutsch stand sie dauernd auf Kriegsfuß. Englisch hatte sie trotz ihres langen Aufenthaltes in Südafrika nicht gelernt. Nach Lesen und Schreiben fragt mich nicht. – Beweis genug, daß es zur Erlangung von Reichtum weniger auf Intelligenz als vielmehr auf die nötige Portion Berissenheit, Skrupellosigkeit und Dusel ankommt. – Anderthalb Jahre zuvor hatte sich die verwitwete Voigt in ihren fünfundzwanzigjährigen Bar- und Landsmann Freddy Petersen, dessen Großmutter sie fast hätte sein können, unsterblich verliebt und ihn schlankweg – wenn anders man dieses Wort bei ihrer üppig entwickelten Taille gebrauchen darf – geheiratet. Ganz Johannesburg hatte darüber seine Glossen gemacht. Aber wie ja eine Sensation stets von der nächsten abgelöst wird, so war auch dies ungleiche Paar dem Gesetz des Alltäglichen verfallen.

Übrigens, alles was recht ist, bei der Wahl ihres jugendlichen Lebens-



gefährten hatte die mannstolle Alte keinen üblen Geschmack entwickelt. Der Matrose Petersen war ein fixer Hamburger Junge von höchst angenehmem Aussehen. Sein blonder Lockenkopf mit den blauen Augen und den regelmäßigen Zügen stand auf einem herrlich entwickelten Körper. Doch nicht nur die physischen Vorzüge dieses Adonis von der Waterkant mochten es der reichen Frau angetan haben. Sprach er doch ihr geliebtes Hamburger Platt in unverfälschter Reinheit! Fürwahr, in den Armen eines solchen Mannes ließ sich schon in die Tage längst verschwundener Jugendglorie in St. Pauli zurückträumen. So hatte die Millionärin ihren Fisch im Goldnetz eingefangen. Doch wohlverstanden, bei aller Liebe geschäftstüchtig wie immer, ohne Sentimentalität: den Schlüssel zur großen Geldkiste hatte sie behalten. Der verführerische Ehemann war auf ein reichliches Taschengeld gesetzt.

Ich war natürlich gespannt wie ein Fiedelbogen, zu hören, was sich während meiner Abwesenheit zwischen den beiden abgespielt hatte. So zog ich mich mit meinen Bekannten an einen Tisch im Billardzimmer zurück und erfuhr folgendes: Der schöne Freddy hatte die Bekanntschaft eines reichen Herrn gemacht, der neu nach Johannesburg gekommen war und sich hier ankaufen wollte. Dies war für Petersen die gegebene Gelegenheit, die prächtige Villa mit dem großen Garten, die er mit seiner älteren Hälfte bewohnte, an den Mann zu bringen. Er verstand es, den Fremden so geschickt hinters Licht zu führen, daß dieser ihn für den alleinigen Eigentümer hielt. Man wurde handelseinig. Der Käufer, froh, das wertvolle Besitztum für einen Spottpreis zu bekommen, legte Herrn Petersen ohne Bedenken eine Anzahlung von zehntausend Pfund Sterling auf den Tisch. Freddy, als tüchtiger Seemann, war nicht faul. Er schickte sich in die Rolle des Fliegenden Holländers – allerdings in moderner Aufmachung, wie leicht zu verstehen. Seine Erlösung suchte er nicht in, sondern als praktischer Zeitgenosse über dem Meere, und zwar ohne weiblichen Ballast.

Der Käufer und die Gattin hatten das Nachsehen. Um die Sache nicht an die große Glocke zu hängen und nicht noch mehr der öffentlichen Lächerlichkeit preisgegeben zu sein, hatte Frau Petersen die ihrem Verfloffenen vorgestreckte Summe stillschweigend zurückerstattet. Und wie nun der Mensch so gern von einem Extrem ins andere fällt, hatte sie sich, anstatt eines windigen Barmanns von der Waterkant, einen biederen, leistungsfähigen Schwaben verschrieben. Vom Heiraten war sie

gründlich kuriert. Über Petersen habe ich später einmal gehört, daß er seine zweihunderttausend Mark binnen einem Jahre in Hamburg lustig verpust hat und dann wieder auf einem Segler als Matrose hinaus in die weite Welt gefahren ist. — Motto: Wie gewonnen, so zerronnen.

An unseren Tisch trat ein Fremder, der sich als Martin Kovacs vorstellte. In ziemlich gebrochenem Deutsch, mit unverkennbar ungarischer Betonung, erklärte er mir, er habe soeben in der Bar gehört, daß ich von Zululand käme. Dies interessiere ihn. Er sei Bergmann und Prospektor. Ob ich auch in dem angrenzenden Amatongaland gewesen sei.

„In Amatongaland selbst nicht,“ erwiderte ich, „habe aber längere Zeit nicht weit davon im nördlichen Zululand gelebt und manches darüber erfahren.“

„Haben Sie je davon gehört, daß in Amatongaland Diamanten vorkommen sollen?“

Donnerwetter, dachte ich. Ob da nicht van D. die Hand im Spiele hat?! — Ich musterte den Fremden scharf. Er war ein mittelgroßer Mann mit schwarzem, schon etwas ergrautem Haar. Unter buschigen Brauen bligten kühn ein Paar lebhaft dunkle Augen. Das wetterharte Gesicht mit den vielen Falten und Fältchen ließen auf ein hartes Leben voll Arbeit und Strapazen schließen. Der mächtige Schnauzbart gab dem Gesicht etwas Martialisches. Ein echter Maggar, eine Draufgängeratur ohne Falsch, mir von vornherein sympathisch.

„Um, wie sind Sie denn zu dieser merkwürdigen Nachricht gekommen?“ erkundigte ich mich.

Der Ungar sagte: „Es liegt keine vier Jahre zurück, da hatte ich mich auf einige Wochen zur Erholung nach Natal begeben. Dort machte ich die Bekanntschaft eines Afrikaners, der in den verschiedensten Gegenden Südafrikas herumgekommen war und überall Bescheid wußte. Ein intelligenter, etwas abenteuerlicher Mensch. — Unter anderem erzählte er mir: Er habe im Jahr zuvor in den Lebombobergen, an der Grenze von Swasi- und Amatongaland gejagt. Hierbei sei er in die wildreichen Niederungen des Amatongalandes gekommen. In dem unbekanntem, herrenlosen Gebiet, das wegen seines mörderischen Klimas verschrien sei, habe er sich verirrt. Zufällig sei er auf ‚blue ground‘ und Diamanten gestoßen, von ganz ähnlichem Charakter wie die Kimberleyformationen. Er habe so tief gegraben wie er konnte, sei aber von einer schweren Malaria befallen worden. Mehr tot als lebendig habe er sich schließlich



aus diesem ‚no man’s land‘ hinüber auf die Zululandseite gerettet. Gerade, daß seine Kräfte noch ausgereicht hätten, sein Gewehr, den Gurt voll Patronen und eine Diamantprobe mit sich zu schleppen. —

Natürlich interessierte mich als Fachmann die Sache; denn ich habe lange Zeit in den Diamantfeldern von Kimberley gearbeitet. Ich ließ mir die Probe zeigen. Man hätte schwören können, daß sie auf dem Boden von Kimberley gewachsen wäre. Trotzdem lag ein so gleichartiges geologisches Vorkommen nicht außer dem Bereich der Möglichkeit; andererseits aber klang die Geschichte recht romanhaft. Und doch, derartige Dinge kommen vor. Jedenfalls war Vorsicht am Platze. Ich sondierte meinen Mann mit allerlei Kreuz- und Querfragen, jedoch ohne ihn auf einem Widerspruche zu ertappen. Was er aussagte, klang einleuchtend und logisch.

Nun begann ich ernsthaft zu erwägen, wie ich mich am besten an der Sache beteiligen könnte, ohne zuviel zu riskieren; denn ich hatte eine recht einträgliche Stellung als Steiger an einer der größten Minen hier am Rand, bei der ‚May Consolidated‘. Da, an einem der folgenden Tage — wir waren schon fast handelseinig — war plötzlich mein zukünftiger Partner spurlos verschwunden. Ich stand vor einem Rätsel. Aber, da mein Urlaub abgelaufen war, mußte ich zurück nach Johannesburg und konnte mich nicht mehr um die Sache kümmern.“

Ich sprang auf und drückte dem Ungarn die Hand. „Meinen herzlichsten Glückwunsch!“

„Wieso?“ fragte Kovacs erstaunt.

„Weil Karl van D. einer der gefährlichsten Gauner im südafrikanischen Busch ist!“

Der Ungar riß die Augen auf: „Ja, wahrhaftig, van D. hieß er. An seinen Vornamen erinnere ich mich nicht. Er hat ihn mir auch nicht genannt. Aber zum Teufel, woher wissen Sie das alles?“

„Es kann sich nach allem, was Sie erzählten, nur um Karl van D. handeln. Auch mir hat er seine Diamantprobe gezeigt. Daß er Ihnen seinen Vornamen nicht nannte, hat seinen guten Grund. Er wollte eben für einen der vielen anderen van D. gehalten werden, die es in Südafrika gibt.“

„Und was könnte ihn veranlaßt haben, so plötzlich zu verschwinden, wo er doch den Fisch schon so gut wie an der Angel hatte?“

„Vielleicht ein Haftbefehl, die Polizei, die hinter ihm her war, viel-

leicht auch ein Geneppter, der mit ihm abrechnen wollte – sicherlich aber nichts Gutes. Ich kann Ihnen noch mehr von ihm erzählen.“ – Ich steckte mir eine Pfeife an und packte aus, was ich von dem genialen Buschklepper wußte.

Alles laufchte auf. Rowacs war aufs höchste interessiert. Er gab eine Lage aus. Dann lud er mich ein, für diesen Abend sein Gast zu sein. Ohne Umstände nahm ich an. Wir erhoben uns, um in ein anderes Lokal zu gehen, da wir für unsere weitere Unterhaltung keine Zuhörer brauchten.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mitteilungen“, nahm mein neuer Bekannter, als wir ins Freie traten, das Wort. „Die Sache mit van D. wollte mir nämlich nie aus dem Kopf. Ich will Ihnen sagen, warum: Ein Vierteljahr nach unserer Begegnung – wenn ich mich recht erinnere, war es im April 1895 – annektierte England das bisher unabhängige Amatongaland und außerdem noch den angrenzenden Streifen zwischen dem Pongolasfluß und den Lebombobergen. Die Transvaalregierung protestierte energisch dagegen, da auf Grund früherer Verträge mit den dortigen Häuptlingen dieses schmale Gebiet ihr zustände. Der Fall führte zu einer Polemik in den südafrikanischen Zeitungen. – Wie Sie ja auch wissen werden, hat die englische Politik sich vor derartigen Übergriffen nie gescheut, besonders wenn es sich um den Besitz reicher Minerallager handelte. Hatte doch auch einst das Kimberleygebiet zu dem Dranjefreistaat gehört. Kaum aber waren die ersten Diamantfunde dort gemacht, als England trotz aller Proteste die Hand darauf legte. Erst später, als die Fundstätten sich als sehr ergiebig erwiesen, entschloß es sich dazu, den Freistaatern eine geringfügige Entschädigung von hunderttausend Pfund Sterling dafür zu bezahlen. – Konnte nicht die plötzliche Annexion des Landstriches an den Lebombobergen in ähnlicher Weise mit van D.'s Entdeckung in Verbindung stehen? – Und sein mysteriöses Verschwinden? – Konnte sich ihm nicht ein besseres Geschäft geboten haben als das mit mir – oder hatte man ihn auf die eine oder andere Weise zum Schweigen gebracht? –“

„Was ja in solchen Fällen vorkommen soll“, nickte ich. „Gut kombiniert, Herr Rowacs; aber diesmal fehlgeschossen! Ich möchte wetten, daß es sich bei der Annexion des Amatongalandes bis zu den Lebombobergen ausschließlich um machtpolitische Fragen gehandelt hat. Denn dieses ‚no man's land‘, als letzte Ausfallspforte der Buren zum Meere,



war schon seit langem der Zankapfel zwischen England und Transvaal. 'Greater Britain' mußte es nehmen, wenn es nicht mit den Prinzipien seiner südafrikanischen Politik hätte brechen wollen. Den schmalen Streifen, der in bedenkliche Nähe der Küste kommt, nahm es erklärlicherweise, um die Buren möglichst weit vom Meere abzurängen."

So tauschten wir an diesem Abend unsere gegenseitigen Erlebnisse, Erfahrungen und Ansichten in ungezwungener Weise aus. Wie nicht anders zu erwarten, wußte der alte Kimberley-Mann auch über die Vergangenheit der Frau Petersen genau Bescheid:

Diese war in den siebziger Jahren nach den Diamantfeldern gekommen und anfangs „Barmaid" mit weitherzigster Nebenbeschäftigung gewesen. Das war noch zu der Zeit, als man der Einfachheit halber anstatt mit Bargeld mit Diamanten bezahlte und weiße Frauen als Rarität galten. Das Geschäft blühte, so daß sie bald selber eine Bar eröffnete und einen Diamantensucher namens Voigt heiratete.

Aber auch die Blanzzeit Kimberleys ging vorüber. Die „De Beers Company", unter dem Zepher von Cecil Rhodes, sog allmählich die großen und kleinen Betriebe auf und war Ende der achtziger Jahre unumschränkte Herrscherin der Diamantgruben. Durch diese Monopolstellung ging natürlich das Geschäftsleben allgemein zurück. Um zu verhindern, daß gestohlene Diamanten in den Handel gebracht wurden, wurde das „Illicit Diamond Buying"-Gesetz geschaffen, welches für Hehler wie für Stehler bis zu sieben Jahren schwerer Zwangsarbeit vorsah. Die De Beers Company ließ natürlich kein Mittel unversucht, den Diamantendiebstahl zu unterdrücken. Das Minengebiet wurde wie eine Festung mit hohen Mauern und Drahtverhauen umgeben, so daß niemand unkontrolliert aus- und eingehen konnte. Ein ganzer Stab von Wachmannschaften und Detektiven war dauernd in Bewegung. Besonders die schwarzen Arbeiter unterlagen der schärfsten körperlichen Kontrolle. War es doch ein beliebter Trick, die wertvollen Steine in den verschiedensten Öffnungen des Körpers zu verbergen, selbst in künstlich beigebrachten Wunden wurden sie versteckt. Wer im Verdacht stand, Diamanten verschluckt zu haben, erhielt kostenfrei eine drastische Kur mit Rizinusöl, die nicht selten bis ins Zuchthaus abführte. Urlauber und Entlassene konnte man reihenweise in einem eigens hierzu eingerichteten „Sportlokal" um die Wette laufen sehen. -

Trotz aller vorgeschrittenen technischen wie kriminalistischen Hilfs-

mittel ist aber der geheime Diamantenhandel bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgerottet. Menschlicher Unternehmungs- und Erfindungsgeist bleibt eben unerschöpflich im schlechten wie im guten Sinne. —

Es war ein offenes Geheimnis, daß auch im Voigtschen Hause der verbotene Handel blühte und die Minenkaffern dort die gestohlenen Steine gegen Schnaps und Bargeld verkauften. Die Kriminalpolizei wußte darum, vermochte jedoch nicht, die schlaue Eigentümerin auf frischer Tat zu ertappen. Da wurde eines Tages kurzer Prozeß gemacht und gründliche Hausfuchung gehalten. In den hohlen messingnen Kugeln am Fuß- und Kopfende der eisernen Bettstelle des Herrn Voigt fand sich eine größere Anzahl Diamanten. Frau Voigt schwor sich hoch und heilig, nichts von dem Vorhandensein der Steine zu wissen, so daß die Schuld auf ihren Mann fiel. Es war ein etwas mysteriöser Fall, der nie richtig geklärt wurde; denn auch Voigt beteuerte seine Unschuld bis zuletzt. Da aber der Schein gegen ihn sprach und Frauen in den englischen Kolonien besondere Vorrechte genießen und obendrein ein Exempel statuiert werden sollte, so wurde Voigt zu sieben Jahren schwerer Zwangsarbeit verurteilt. Seine Frau siedelte schleunigst nach dem neuen Dorado Johannesburg über. Um das Schicksal ihres unglücklichen Mannes soll sie sich überhaupt nicht mehr gekümmert haben. Gebrochen und verlassen ist dieser später nach seiner Entlassung im größten Elend gestorben.

„Empörend“, rief ich aus. „Da ist dieser Person der üble Scherz, den ihr Freddy bei seiner Abreise gespielt hat, wirklich zu gönnen!“

„Was für ein Scherz?“

„Was, das wissen Sie nicht?“

„Nein, ich gehe nur selten von meiner Mine in die Stadt und ganz selten in den Deutschen Hof.“

„Nun, man erzählte mir vorhin, Petersen habe ihr gleich nach seiner Flucht eine offene Karte geschickt, auf der der klassische Vers stand:

„Ich nahm nur mit dein schönes Geld,  
Du dumme, alte Schraube,  
Und jetzt geht's in die bessere Welt,  
Und fertig ist die Laube!“

Der Ungar lachte, und ich mit. — So etwas war dem frisch-froh-frechen Freddy schon zuzutrauen.



Woche auf Woche verging, ohne daß ich Arbeit finden konnte. Ja, wenn ich irgendeinen praktischen Beruf erlernt hätte, so wäre es mir bei meinen Sprachkenntnissen nicht schwer gefallen, Stellung zu bekommen. Für tüchtige Handwerker gab es immer noch etwas zu tun. Gerade hier draußen bewahrheitete sich so recht das alte Sprichwort: Handwerk hat goldenen Boden. Wie manches Mal habe ich es bedauert, daß mein Vater, als ich auf dem Gymnasium nicht gut tat, seine Drohungen, ich solle ein Handwerk lernen, nicht wahr gemacht hat. — Mein einziger Trost war, daß es vielen anderen auch nicht besser ging als mir. Die trüben Prophezeiungen meines Freundes Müller aus Heidelberg schienen mehr und mehr in Erfüllung zu gehen. Die politischen wie wirtschaftlichen Spannungen zwischen England und Transvaal hatten sich im verflossenen Jahre zusehends verschlechtert. Dementsprechend stellten immer mehr Minen ihren Betrieb ein. Von alledem hatte man im fernen Zululande nichts gemerkt. Im Deutschen Hof wohnten manch fragwürdige Gestalten, denen es zum Teil noch übler ging als mir; denn ich hatte immerhin noch etwas Geld. Unweit von meiner Bude hausten zwei gute Freunde. Von diesen beiden Gemütsathleten war einer meist im Bett anzutreffen — nicht etwa aus Krankheitsgründen, sondern aus der „nackten“ Tatsache, daß beide nur ein gemeinschaftliches Hemd und ebenso nur einen Kragen besaßen. Suchte nun der eine nach Arbeit, so ruhte sich der andere wohl oder übel inzwischen von seinem Rundgang aus. Sie machten hieraus gar keinen Hehl, vielmehr verstanden sie es, das Unvermeidliche mit Würde und Humor zu tragen. — Wohl dem, der diese Gabe besitzt; er ist reicher als ein griesgrämiger Millionär! — Es machte mir ein besonderes Vergnügen, die beiden Burschen abwechselnd zu einem Trunk einzuladen. Als der Monat zu Ende war, legte ich für sie mit einigen anderen das fehlende Mietsgeld aus. Eines Tages kam der eine strahlend aus der Stadt: er hatte feste Stellung als Kellner in einem Minenhotel gefunden. Damit war die schwerste Krisis für das Freundespaar überwunden, das, ohne Englisch zu können, mittellos aus Deutschland herübergekommen war.

Des öfteren besuchte ich meinen neuen Freund Kowacs, der ganz in der Nähe der Stadt, in der „Robinson-Deep“, als Steiger arbeitete. Er hatte mir versprochen, mich sofort zu benachrichtigen, wenn er erführe, daß irgendwo ein geeigneter Posten an seiner oder einer benachbarten Mine frei würde. Wäre ich gelernter Bergmann gewesen, so

hätte er mich bei seinen Beziehungen ohne Schwierigkeit anbringen können, da Bergleute, die die Kaffersprache beherrschten, bevorzugt wurden. Aber das bischen Goldwaschen und Tagebauarbeit, das ich in Australien gelernt hatte, reichte für diese modernen Grubenbetriebe, die viele hundert Meter unter der Erde arbeiteten, natürlich nicht aus. Überhaupt sollte man nicht von den Goldfeldern, sondern richtiger von den Goldminen Johannesburgs sprechen. —

Wie gerne folgte ich der Aufforderung meines Freundes, ihn auf einer Fahrt in eine dieser Minen zu begleiten.

Mit atembeklemmender Schnelligkeit geht die Fahrt durch den Richtschat, tiefer, immer tiefer. Angelangt. Welch ein Leben und Treiben in diesem Labyrinth düsterer Gänge. Schreiend und johlend jagen die Kafferboys ihre Loren auf den schmalen Gleisen vor sich her. Hunderte von rüstigen Händen schaffen Schutt und Gesteinmassen hinweg. Das kostbare Gut, das hier Millionen von Jahren im Schoße der Erde geruht, soll wieder empor ans Tageslicht, wieder die Sonne erschauen. Nervige, schwarze Arme schwingen im Takt die schweren Hämmer. Alle roheren Arbeiten werden von den Kafferboys besorgt, die den verschiedensten Stämmen Südafrikas angehören. In dem trüben Halblicht der Grubenlampen nehmen sich die sehnigen, schwarzen Gestalten wie Knappen Beelzebubs aus. Aber fidele, arme Teufel sind es, diese in die Unterwelt europäischer Kultur verpflanzten Naturkinder. Überall ertönen ihre rhythmischen Rufe und Gesänge; denn nur so fließt ihre Arbeit munter fort. Überhaupt scheint ihnen die ganze Arbeit noch mehr Spielerei zu sein, wie großen Kindern — die Glücklichen! — Nach einigen Jahren Dienst werden sie in ihre Heimat zurückkehren, sich von dem ersparten Gelde ein Stückchen Land und eine Frau kaufen, vielleicht auch mehrere, und wie der Herrgott in Frankreich leben. —

Das Ideal des Schwarzen ist und bleibt, bei einem Mindestmaß an Arbeit in paradiesischem Genießen zu leben. Dieses Beschaulichkeitsbedürfnis, wie ich es nennen möchte, scheint überhaupt der Genius Afrikas zu sein. Denn auch der Europäer wird mit der Zeit hiervon ergriffen. Vielleicht kein Fehler; denn ist Europas Hasten und Treiben, das kaum zur Besinnung kommen läßt, etwa menschenwürdiger? —

Daß der Rhythmus der Arbeit sich nicht überhastet, dafür sorgen also die Schwarzen schon selber. Und daß sie weder einschlafen, noch ihre rohen Kräfte sinnlos walten lassen, dafür überwachen weiße Aufseher



die einzelnen Trupps. Denn der Leitung des europäischen Gehirns, der arischen Energie bedarf es stets, wenn der Neger etwas Bescheites zuwege bringen soll. So ist auch das häufigste Wort, das man hier vernimmt: „Get up, hurry up, boys!“

Kowacs scheint recht beliebt zu sein, denn die Schwarzen begrüßen den Steiger mit breitem Grinsen, die Bergleute mit freundlichem Nicken. Wir treten in die heller erleuchtete Erweiterung am Ende einer Strecke. Hier surren die elektrischen Bohrmaschinen, deren Diamantbohrer sich in rasenden Umdrehungen in das „main reef“ versenken. Diese Maschinen werden nur von gelernten Bergleuten bedient, meist Cornishmen aus dem südwestlichen England.

Welch ein Unterschied zwischen den schweigsamen, ernsten Blafgesichtern mit dem stämmigen Körperbau, den herkulischen, entblößten Unterarmen, und den lärmenden, kindischen Eingeborenen mit den halbnackten, schlankgliedrigen Leibern. – Rassenunterschiede von einschneidender Natur!

„Und das Gold?“ frage ich Kowacs, einigermaßen erstaunt, weil ich bisher vergebens nach sichtbaren Spuren des gelben Metalles gefahndet habe.

„Massenhaft da“, erklärt der Steiger lächelnd. „Aber nur selten tritt es sichtbar zutage, und selbst dann würde man die winzigen Pünktchen hier in der schlechten Beleuchtung kaum erkennen. Unser main reef ist ein Konglomerat von abgerollten Quarzkiesel. Das Gold haftet in der Hauptsache an Schwefelkieskriställchen und ist so fein verteilt, daß man es meist nur mit dem Mikroskop unterscheiden kann. Das hiesige Goldvorkommen steht geologisch einzig in der Welt da, ähnlich wie es auch bei den Diamanten im ‚blue ground‘ von Kimberley der Fall ist.“

„Wieviel Gold rechnet man ungefähr auf die Tonne?“

„Das schwankt sehr. Ein und dasselbe Flöz kann von wenigen Gramm bis zu hundert Gramm enthalten. Das Mittel dürfte so im großen und ganzen achtzehn bis zwanzig Gramm betragen. Hier, wo wir gerade stehen, ist die Ausbeute bedeutend, etwa fünfunddreißig Gramm auf die Tonne. Wie Sie sehen, ist das Flöz an dieser Stelle an die fünfzehn Meter mächtig; aber das ist keineswegs immer so. Auch in ihrer Mächtigkeit wechseln die Flöze außerordentlich. Das kann von nur ein viertel Meter bis auf dreißig Meter anwachsen. Wir können ja

gleich noch ein paar von den benachbarten Lagerstätten ansehen. Da werden Sie den Unterschied sofort merken."

"So sind also mehrere Flöze beieinander?"

"Ja, doch auch hierin zeigt sich das main reef launisch. So arbeiten wir an dieser Mine auf sechs Parallelflozen. Das ist die Höchstzahl. Viele Minen haben auch weniger."

Wie ich mich nun selbst überzeugen konnte, betrug das zunächstliegende Flöz nur die Hälfte des vorigen. Das hierauf folgende war sogar nur anderthalb Meter mächtig.

"Und wie steht es mit der Goldgewinnung für die Zukunft? Könnte der Reichtum nicht auf einmal versiegen, wie es in Australien meist der Fall ist?"

"Das befürchtete man früher hier auch", belehrte mich der Bergmann. "Aber seitdem man durch Tiefbohrungen festgestellt hat, daß das Main reef bis auf tausend Meter unter der Erde Gold führt, hat es noch auf Jahrzehnte keine Gefahr."

"Und in solcher Tiefe kann man arbeiten?" erkundigte ich mich weiter.

"Warum nicht? Vom Wasser droht hier kaum Gefahr. Angenehm warm wird's dabei zwar werden; aber das muß man mit in Kauf nehmen; und bis dahin wird unsere Technik wieder so weit vorgeschritten sein, daß alle entstehenden Schwierigkeiten leichter zu überwinden sind."

Wir traten den Rückweg zum Eingangsschacht an. Bum - bum bum ... dröhnt es dumpf in langsamer Reihenfolge wie Geschützdonner durch die Gänge uns nach. Das Dynamit hat seine Schuldigkeit getan, ein letzter Abschiedssalut. Im Förderkorb sausen wir wieder zur Oberwelt empor. Die Helligkeit des klaren südafrikanischen Himmels blendet förmlich die Augen. Nein, um dieses Leben da unten beneide ich, der freie Feld-, Wald- und Wiesenhengst niemanden.

Nun besichtigen wir den oberen Betrieb. Die gewaltigen Poch- und Amalgamwerke stellen alles andere in den Schatten. Nach den neuesten chemischen Methoden wird hier das Gold aus den zutage geförderteten Massen gewonnen. Ein Gang durch die „Compound“, das Quartier der mehreren tausend Schwarzen, die an dieser Mine tätig sind, beschließt den Rundgang. Wie schmeckt nach der stundenlangen Besichtigung mit den vielen interessanten Eindrücken der Lunch in dem Minenhotel, zu dem mich mein Freund einladet! -

\*



Einige Wochen nach dieser Minenbesichtigung erschien Kovacs wieder einmal im Deutschen Hof. Er brachte jemanden mit sich, den er mir als den Miner Hankel vorstellte. Wenn manche Menschen durch ihre übergroße Figur auffallen, so dieser durch seine kurze, ausnehmend breite, unterseßte Gestalt. Hankel war – um einen passenden Vergleich zu ziehen – ein abgebrochener Herkules. Da ich immer noch keine Aussicht auf Arbeit hatte, so kam mir die Frage, ob ich Lust hätte, ihm bei dem Bau eines tiefen Brunnens zu helfen, ganz gelegen. Das Nichtstun und die Bummelei in Johannesburg hatte ich ohnehin satt, und mein Geldbeutel begann bereits bedenklich schwindstüchtige Tendenzen zu zeigen. So schlug ich ohne Zaudern ein, um so mehr, da die Bedingungen für mich, als ungeschulte Kraft, recht annehmbare waren und ich mancherlei dabei lernen konnte. Unser Übereinkommen wurde mit den nötigen Drinks besiegelt. –

Das neue Feld meiner Tätigkeit befand sich außerhalb der Stadt auf dem großen, schönen Besitztum des reichen, deutschen Spekulanten W. Der Brunnen war bereits an die zwanzig Meter tief. August Hankel, ein geborener Westfale, hatte sich mit seinem bisherigen Mitarbeiter, einem Polen, entzweit, an dessen Stelle ich nun gerückt war. Der Betrieb war denkbar einfach. Über dem an der Öffnung mehrere Meter breiten Loch, das sich nach der Tiefe zu in Staffeln verengte, stand eine Holzwinde. Wie bei einem Ziehbrunnen war an einem Seil ein Eimer befestigt, mit dem der Schutt ausgeräumt wurde. Eine Strickleiter diente zum Auf- und Absteigen. Da Hankel bereits auf soliden Fels gestoßen war, so bestand unsere Arbeit darin, mit Meißel und Hammer Löcher zu bohren, um mit Dynamit zu sprengen. Das richtige Sehen der Schüsse erforderte viel Erfahrung, damit eine Sprengung der anderen möglichst zweckmäßig vorarbeitete. Die Arbeit war schwer genug. Da wir im Akkord arbeiteten, so schafften wir von morgens um sechs bis abends um sechs, mit einer Stunde Mittagspause. Wir logierten beide in einem hallenartigen Raum, der zu dem Gärtnerhaus gehörte. Ein ausgezeichnetes Essen erhielten wir aus der Küche des Herrschaftshauses. So blieben uns noch trotz der schweren Arbeit überschüssige Kräfte genug, uns zur Abenderholung in Ringkämpfen zu ergehen. Hankel mit seiner gorillaartigen Körperkraft hatte wohl nicht erwartet, in einem schlanken Jüngling, wie mir, einen ebenbürtigen Gegner zu finden. Wir bolzten uns nach allen Regeln der Kunst mit wechselndem

Glück, und es war immer ein großes Ereignis, wenn es dem einen gelang, den anderen mit den Schultern auf den Boden zu nageln. „Das Kampfgetöse war fürchterlich!“ Gleich am ersten Abend stürzte die Herrschaft und ihre weiße und schwarze Dienerschaft schreckensbleich herbei, da man mindestens Mord und Totschlag befürchtete. Wir rollten uns gerade in neckischen Umklammerungen auf dem Boden, so daß der Uneingeweihte allerdings Schlimmstes vermuten konnte. Der Verzweiflungsruf der Hausherrin: „Um Gottes willen, meine Herren, hören Sie auf!“ brachte mich zuerst zur Besinnung. Der westfälische Kampfbahn schlug gerade mit seinem eisernen Schädel gegen den abgerückten Tisch. – „Stop!“ rief ich ihm zu und sprang auf. „Bitte, gnädige Frau, es ist ja nur Spaß; wir üben uns ein bißchen im griechisch-römischen Ringen.“ – Hankel, der jetzt auch herantrat, ergänzte, sich den Kopf krauend: „Ja, dabei geht es manchmal etwas hitzig her.“ – Ein allgemeiner Seufzer der Erleichterung, und die ganze Angelegenheit löste sich in Wohlgefallen auf. – Unser abendlicher mannhafter Sport wurde sogar zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung, wenn bei W. Gesellschaft war. Hierfür revanchierte sich Frau W., indem sie uns von nun an nachmittags mit Kaffee und Kuchen versorgte, so daß ich als besonderer Liebhaber dieses in Afrika seltenen Genußes für diese eintagsvolle, freundliche Frau jederzeit durchs Feuer gegangen wäre. –

Bei der Brunnenarbeit stellten sich, je länger je mehr, unvorhergesehene Schwierigkeiten ein. Das Felsgestein wurde derart spröde, daß unsere Meißel schnell stumpf und schartig wurden, ja selbst abbrachen. Wir verloren daher viel Zeit mit dem Reparieren der Werkzeuge in der Feldschmiede. In dreißig Meter Tiefe zeigten sich endlich die ersten deutlichen Wasserspuren. In dem enger und enger werdenden Schacht wurde die Arbeit immer schwerer. Einmal, als Hankel den Meißel drehte und ich schlug, glitt der schwere Hammer ab und traf, zu meinem nicht geringen Schrecken, Hankels Kopf. Aber dieser Westfalenschädel war von einer erstaunlichen Härte. Sein Besitzer rieb sich lediglich an der getroffenen Stelle und gab mir den wohlgemeinten Rat, mir doch das nächste Mal einen geeigneteren Platz auszusuchen.

Eines Abends waren wir wieder einmal am Sprengen. Ich war die Strickleiter hinaufgestiegen. Wie immer beim Schießen hatte Hankel, um den Aufstieg sicherer und schneller zu bewerkstelligen, sich den Strick der Winde um die Schultern geschlungen. „Fertig!“ tönte von unten



das Signal. Ich drehte die Winde, und mit affenartiger Geschwindigkeit kletterte der geübte Bergmann die Leiter empor. Da – ein Ruck, ein Schrei –, ich spüre das Vollgewicht des schweren Mannes. Jetzt geht es um Tod und Leben! Irgendein Unfall mit der Strickleiter. Hankel schwebt in dreiviertel Höhe des erweiterten Schachtes. Die Größe der Gefahr gibt mir übermenschliche Kräfte! Die Muskeln meiner Arme drohen zu zerspringen! Viel zu langsam geht mir die Bewegung der Winde, denn jeden Augenblick können die Schüsse unten losgehen! Langsam hebt sich aus dem Halbdunkel die Gestalt. Endlich, noch ein Meter! Jetzt kommt das Schwerste: mein Kamerad muß den rettenden Rand erreichen. Er schwingt sich in meine Richtung. Es muß gewagt werden. Mit einer Hand halte ich die Winde mit der ganzen Last, mit der anderen greife ich nach dem schwingenden Körper. Wir fassen uns. Mit einem letzten gewaltigen Ruck reiße ich ihn an mich. Er packt den Gestellfuß der Winde, noch ein Ruck – gerettet! Keinen Augenblick zu früh, denn schon donnert der erste Schuß aus der Tiefe. Schutt und Staub wirbeln empor, faustgroße Stücke sausen hoch in die Luft. In langen Sägen enteilen wir der gefährlichen Stätte. –

August Hankel war ein guter Kerl. Von allem, was er verdiente, und das war durchschnittlich ein Pfund pro Tag, sandte er den größten Teil regelmäßig seiner Frau, die mit zwei Kindern in Deutschland geblieben war. Auf eigenartige Weise war er nach Südafrika gekommen: Da ihm das Geld zum Auswandern fehlte, hatte er sich vor einigen Jahren als Kohlentrimmer anheuern lassen. Auf der Reede von Port Elizabeth angelangt, bot sich ihm keine Gelegenheit, an die südafrikanische Küste zu entkommen. Da entschloß er sich zu einer geradezu tollkühnen Tat. In sternklarer, ruhiger Nacht warf er eine Planke über Bord. Er hinterdrein. Halb schwimmend, halb treibend ging es mit der Planke trotz Haiischen und Brandung der Küste zu. Von der furchtbaren Fahrt durch die Brandung wußte er nur noch dunkel, daß er sich mit verzweifelter Kraft an das Holz geklammert und von den tosenden Wellen betäubt an das flache Ufer geschleudert worden war. Wieder zu sich gekommen, war er dann aufs Trockene geflüchtet. Mitleidige Kasern hatten ihn aufgefunden und die ersten Tage bei sich beherbergt. Dann hatte er die Wanderung ins Innere angetreten.

Für sich selber stellte Hankel nur recht geringe Ansprüche ans Leben. Aber einen Fehler hatte er: mindestens einmal im Monat mußte er sich

gründlich besaufen. In diesem Zustand kam dann seine Kaufboldnatur zum Vorschein, so daß er in die unangenehmsten Situationen geriet. Dies veranlaßte mich, ihn auf seiner nächsten Bierreise zu begleiten, um ihn vor unnötigen Fährlichkeiten zu bewahren. Aber „es irrt der Mensch, solange er strebt“, das sollte sich in den lebhaftesten Farben in die Annalen Johannesburgs eintragen. – Nachdem wir erst unserem Freund Rowacs einen Besuch abgestattet und die Qualität der verschiedenen Drinks einiger Minenhôtels geprüft hatten, landeten wir in später Stunde in einer Bar an der Peripherie Johannesburgs. Wir waren noch nicht einmal, was man blau nennt; aber in gehobener Stimmung. In dem Lokal befanden sich ein Duzend Gäste, meist Engländer. Hankel und ich unterhielten uns in Deutsch, um so mehr, als Hankel kaum Englisch konnte. Neben mir stand ein riesenhafter Kerl, der mich fast um Haupteslänge überragte. Er schimpfte weidlich über die Transvaalregierung und in Verbindung hiermit auch über die „bloody Germans“. – Man muß nämlich wissen, daß dort unten in jener Zeit die Engländer nicht gut auf die Deutschen zu sprechen waren. Das berühmte Sympathietelegramm, das Kaiser Wilhelm II. anlässlich des Jameson-Einfalls an den Präsidenten Krüger gesandt hatte, ließ die Engländer befürchten, daß zwischen Deutschland und Transvaal ein Geheimabkommen bestände. –

Großzügig spendierte der Wortführer eine Lage für alle Anwesenden. Als nun die Barmaid uns fragte, was für einen Drink wir wünschten, lehnte ich dankend ab. Denn wie kam ich dazu, von einem Fremden, der über meine Nation herzog, mich freihalten zu lassen! Als ich kurz darauf mein eigenes Glas ansetzte, erhielt ich unversehens von dem Kerl neben mir einen Schlag unter die Hand, daß mir das Glas ins Gesicht fuhr und der Inhalt sich über mich und Hankel ergoß. Im gleichen Augenblick aber hatte ich auch schon den Schlagetot an den Hüften gepackt und schleuderte ihn in weitem Bogen durch die offene Tür auf die Straße, wo er bäuchlings liegen blieb. Alles war wie vom Donner gerührt.

Woher ich die Kräfte zu dieser abnormen Leistung genommen hatte, wußte ich selber nicht. – Aber in außerordentlichen Momenten vermag der Mensch auch außerordentliche Kraftleistungen zu entfalten. Wenigstens habe ich das öfters im Leben an mir selbst und anderen beobachtet. – Dann folgten heftige Worte von der Gegenseite: Das wäre nicht



„fair play“, – „Big-Bill“ läge draußen kampfunfähig, – ich solle mich mit dem einen oder anderen von ihnen draußen regelrecht boren. –

„Geht zum Teufel mit eurem fair play,“ höhnte ich zurück, „ich bin hier, um in Ruhe mein Bier zu trinken, aber nicht, um mich herumzuschlagen.“ Und damit bestellte ich mir ein neues Glas und kümmerte mich anscheinend nicht mehr um die anderen. Das brachte die angetrunkene Meute noch mehr auf, die mit den Fäusten fuchtelnd nunmehr Miene machte, insgesamt auf mich einzudringen. Ich wechselte einen verständnisvollen Blick mit Hankel, auf dessen Stirn die Zornader unheimlich hervortrat, ein sicheres Zeichen, daß es für seine Bulldognatur zwölf schlug. Die Geisterstunde setzte verfrüht ein: „Schei... auf euer ‚fair play‘, – wir werden deutsch kämpfen!“ – Damit schlug er den ersten besten mit einem Volltreffer seiner Eisensaust zu Boden. Und da bekanntlich der unerwartete, entschlossene Angriff der sicherste Schritt zum Siege ist, so besann ich mich auch nicht, drosch und trat wie ein Rasender auf die andringende Übermacht ein, wobei ich mich noch eines Hockers und mehrerer Bierflaschen bediente, welche die gütige Vorsetzung in meine Nähe gespielt hatte. Hankel arbeitete mit der Vollkommenheit eines spanischen Kampfstieres; der auf ihn niedersausenden Schläge nicht achtend, unterlief er einen nach dem anderen, stieß ihn mit dem Kopf vor Bauch oder Magen und setzte ihn mit Schwung an die frische Luft. – Wohl nie ist eine Bar schneller ausgeräumt worden als an diesem denkwürdigen Abend. – Die wenigen Unbeteiligten hatten sich hinter den Schanktisch geflüchtet. Als der letzte Gegner hinausbefördert war, schlug ich die Tür zu und schloß ab. „Jetzt los, eh' die Kerls zur Besinnung kommen!“ Durch das Fenster eines Hinterzimmers gelangten wir schnell auf eine Nebenstraße. Dann Beine unter die Arme, bis wir glücklich aus der Gefahrzone waren. Ohne weitere Zwischenfälle erreichten wir nach einstündigem Marsch unser Quartier. Die Sache hatte noch ein kleines Nachspiel, das aber harmlos verlief. Hankel und ich erhielten eine polizeiliche Vorladung wegen mehrfacher Körperverletzung, obgleich wir selber keineswegs ohne Schmissen weggekommen waren. Als wir dem Polizeigewaltigen den Vorgang wahrheitsgetreu schilderten, bekam die Sache ein ganz anderes Aussehen. Die Behörde schien sogar dem riesigen Engländer seine Abfuhr insgeheim zu gönnen, da dieser, ein berühmterter Rowdie, mit dem Beinamen „Big-Bill“, schon verschiedentlich burische Schutzleute provo-

ziert und verbort hatte. Es hieß, daß er einer der besten Boxer der englischen Armee gewesen wäre. — Das hätte diesem Schlagetot und seiner Klicke wohl gepaßt, wenn er den „bloody German“ hätte l. o. schlagen können. — Man vermutete, daß er im Dienst einer gewissen transvaalseindlichen Propaganda stand. Der Vorfall wurde als ein Akt der Selbstverteidigung angesehen und endete mit unserer Freisprechung. —

Über zwei Monate dauerte meine Betätigung auf dem W.'schen Besitztum. Der Bau des Brunnens neigte sich seinem Ende zu. In letzter Zeit war Hankel bereits dreimal vergeblich nach dem Büro unseres Arbeitgebers in der Stadt gegangen, um das fällige Geld abzuholen. Aber jedesmal hatte man ihn unter allerlei Ausflüchten auf das nächste Mal vertröstet. In übelster Laune war er wieder heimgekommen und schimpfte wie ein Rohrspaß auf die reichen Leute, die dem Arbeiter alles bieten zu können glaubten. Ich befürchtete, daß Hankel mit seinem Bulldoggscharakter beim nächsten vergeblichen Geldabholen irgendeine Dummheit begehen könnte.

„Hoffentlich ist unser Geld nicht zum Teufel,“ rief er, „man munkelt, daß es mit der Firma W. oberfaul steht. Aber wenn die Leute noch auf großem Fuße leben und sich eine Equipage halten können, dann sollen sie wenigstens den Handwerker bezahlen. Bei mir kommt W. an die falsche Adresse!“ Dröhnend schlug seine harte Bergmannsfaust auf den Tisch, daß alles wackelte.

„Laß nur gut sein, August“, beschwichtigte ich ihn. „Ich werde einmal mit dir zusammen ins Büro gehen und selber mit dem Chef ein Wörtchen sprechen. Wir werden das Geld schon herauskriegen.“

„Abgemacht!“

Am darauffolgenden Zahltag erschienen wir beide im Büro des Herrn W. Sein Kompagnon suchte uns erst mit einer langen Rede, deren kurzer Sinn ein weiterer Aufschub unserer längst fälligen Zahlungen war, in höflicher Weise abzuwimmeln. Ich erwiderte ihm ebenso höflich wie kurz, daß wir den Brunnen nicht für ihn, sondern für Herrn W. gearbeitet hätten. Wir müßten daher entweder sofort das Geld bekommen oder mit dem Auftraggeber selber sprechen. Als er hierauf wiederum allerlei Ausflüchte versuchte, bluffte ich ihn im Brustton der Überzeugung: er solle sich in meiner Person nicht irren; denn wenn ich auch momentan durch die Verhältnisse einfacher Arbeiter geworden wäre, so besäße ich dennoch genügend juristisches Wissen, um eine Klage





*Pretoria im Jahre 1880*



*Der Verfasser als Freiwilliger  
bei den Buren*



*Der Oranje-Fluß bei Norvals Pont*



gegen Herrn W. erfolgreich durchzuführen. – Das machte den Herrn gefügig. Er verschwand in dem Zimmer des Seniors der Firma, und gleich darauf wurden wir gnädigst eingelassen. Ich hatte das nicht anders erwartet; denn es war klar, daß die Firma ihr Ansehen nach außen so lange wie möglich wahren und eine derartige Klage vermeiden mußte. Mit Herrn W. gab es noch eine kleine Diskussion. Ich erklärte ihm, daß ich durchaus verstehe, daß selbst eine Firma wie die seine, auch einmal in vorübergehende Schwierigkeiten kommen könnte; aber daß vor allem Leute bezahlt werden müßten, die bei einer so gefährlichen Brunnenarbeit jeden Tag ihre Knochen zu Markte trügen. Das sei, gleichviel ob vom juristischen oder rein menschlichen Standpunkt aus gesehen, seine Pflicht! Resultat: wir erhielten unsere restlichen vierzig Pfund Sterling.

\*

Mit dem Abschluß des Brunnenbaus brach für mich wieder eine neue Periode der Arbeitslosigkeit an. Ich bezog, wie ehemals, mein Quartier im Deutschen Hof. Da ich dort einige lustige Schicksalsgenossen fand, kam ich je länger desto mehr ins Bummeln. – Nichts wirkt demoralisierender auf den Menschen, und besonders den jungen Menschen, als fortgesetztes Nichtstun. „Müßiggang ist aller Laster Anfang“, jenes alte und ewig neue Wort bewahrheitete sich auch an mir. Und – möchte ich hinzufügen – wenn der Wert der Arbeit nur darin bestände, daß sie die Menschen von zahllosen Dummheiten und Schlechtigkeiten abhält, so wäre dies allein schon ethischer Grund genug für die Berechtigung und Notwendigkeit ihres Bestehens.

Eines Abends durchstreifte ich zusammen mit einem Bekannten den Vorort Fordsburg. Um eine Ecke biegend bemerkten wir, wie in der dunklen Gasse, die sich vor uns öffnete, zwei weibliche Wesen von zwei Männern verfolgt wurden. Sie belästigten die Frauen, die sich ihrer nicht erwehren konnten und laut um Hilfe schrien. Im Nu waren wir zur Stelle. Ohne lange zu fragen, applizierte ich dem Nächststehenden einen Kinnhaken, der ihn zu Boden streckte. Der andere entfloh, und zwar so schleunigst, daß mein Begleiter ihn nicht einholen konnte. Selbstverständlich brachten wir die holde Weiblichkeit nach Hause. Für mich hatte dieses Abenteuer die Folge, daß ich durch meine Befreiungstat selbst in Fesseln geschlagen wurde. – Die beiden Mädels waren Capegirls, womit in Südafrika summarisch die weiblichen Mischlinge

bezeichnet werden. Die eine war von so heller Farbe, daß nur ein Kennerauge das schwarze Blut in ihr zu entdecken vermochte. In Europa hätte sie ohne weiteres als Südländerin gegolten. Schlank und rank und leidenschaftlich – eine schöne Pantherkätz. Sie nannte sich May Brown und betrieb eine Waschanstalt in Fordsburg. Ihre Begleiterin an dem verhängnisvollen Abend war eine ihrer Angestellten. Stürmisch, wie unsere erste Begegnung, war auch die Liebe, die mich bald mit May verband.

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.“

Es kam eine tolle Zeit, in der ich mehr und mehr vergaß, mich überhaupt um Arbeit zu kümmern. Der höchste Stolz meiner Freundin war es, als Europäerin zu gelten und sich öffentlich mit mir zu zeigen. Bei der Helligkeit ihrer Hautfarbe und dem Vorwiegen ihres europäischen Typs gelang es ihr auch, unter Anwendung einiger kosmetischer Kniffe, ohne Schwierigkeit für eine vollwertige Weiße gehalten zu werden. Wir besuchten Varieté, Theater und Rennen, wobei es mir einmal glückte, auf einen Outsider zwanzig Pfund Sterling zu gewinnen, was für meine schwindstüchtige Kasse eine erfreuliche Stärkung bedeutete.

Eines Tages traf ich in der Stadt meinen geschlagenen Engländer Big-Bill. Mit dem wohlwollendsten Lächeln der Welt kam er auf mich zu, streckte mir seine gewaltige Pranke entgegen und sagte: „Shake hands, old man! Sie sind ein Teufelskerl von einem Deutschen!“

„All right!“ Ich schlug ein. Die Versöhnung wurde mit einer gegenseitigen Lage Whisky-Soda, deren Annahme diesmal keiner von uns beiden verweigerte, besiegelt. – Mensch, hilf dir selbst, dann helfen dir die anderen auch! –

Warum ins Theater gehen, wenn das Leben einem schon Theater auf der Straße bietet. – So stand ich und schaute einer lehrreichen Abendvorstellung zu, die ein starkes Aufgebot der Heilsarmee an einer belebten Straßenkreuzung Johannesburgs gab. Um den Ring der Heilsarmisten beiderlei Geschlechts hatte sich ein zweiter dichter Ring von Neugierigen gebildet. – Die geistlichen Lieder nach den herzerfrischenden Melodien flotter Märsche und Kampflieder gesungen und von einer zweifelhaften Blechmusik begleitet – wozu getanzt und in die Hände geklatscht wurde – waren verklungen. Der Kapitän der Auserwählten beschwor in einer flammenden Ansprache die außenstehenden



sündhaften Böcke sich zu Lämmern Christi zu bekehren, ehe es zu spät sei. — Plötzlich stürzte eine anscheinend neue Heilsarmistin, eine hübsche, aber ziemlich verlebt aussehende Frauensperson, in den Ring und wandte sich in ekstatischem Eifer an die Umstehenden: „Ja, kommt zu uns, ihr verirrtten Brüder und Schwestern, denn allein in unserer Gemeinde findet ihr das Heil für die Seele. Höret und folgt meinem Beispiel: Bestern Nacht war ich noch in den Klauen Satans, heute liege ich an der Brust Christi ...“

„Und für morgen Nacht ist da noch eine Chance für mich, Fräulein?“ funkt plötzlich der Whisky-Baß eines unverkennbaren Iren in meiner Nähe dazwischen ...

In dieser unfreiwilligen Bummelzeit kam ich zu den seltsamsten Bekanntschaften. Machten sich da zwei verwegen dreinschauende, aber keineswegs unsympathische Gestalten an mich heran; beide Amerikaner, der eine deutschen, der andere irischen Ursprungs.

„Sie sind ganz unser Mann! Wer den Big-Bill ‚knockout‘ schlägt, der ist auch zu Besserem zu gebrauchen.“

„Und das wäre?“ fragte ich.

Sie zwinkerten mir zu. Wir zogen uns in einen stillen Winkel der Bar zurück. Ich mußte den beiden erst versprechen, nichts von der Sache verlauten zu lassen, gleichviel, ob ich mitmachte oder nicht. Im Allgemeinen lasse ich mich auf derartige Blanko-Versprechen nicht ein; aber die beiden Kerls interessierten mich, und da mir völlige Handlungsfreiheit blieb, ging ich darauf ein. Und nun entwickelten sie mir einen verwegenen Plan: sie beabsichtigten irgendwo im Innern des Landes — Ort und Stelle verschwiegen sie wohlweislich — eine Postkutsche zu überfallen, die monatlich einen größeren Goldtransport von einer Mine im Innern nach einer Bahnstation brachte. Es sei eine ganz gesunde Sache. Sie besäßen genaue Kenntnisse der Gegend, und es würde alles so gut vorbereitet, daß ein Mißlingen ausgeschlossen sei. Um das Ding noch sicherer und womöglich ohne Blutvergießen zu drehen, fehle ihnen nur noch ein dritter zuverlässiger Partner. Ich schiene ihnen der geeignete Mann. Das Objekt beliefe sich auf ungefähr zehntausend Pfund Sterling, so daß auf jeden von uns über dreitausend Pfund kommen würden. Der Fluchtplan sei so gut durchdacht, daß an einem glücklichen Entrinnen mit der Beute nicht zu zweifeln sei. — Mir sollte die Rolle zufallen, den Maultieren an einer paßartigen schmalen Biegung in die

Zügel zu fallen, während die Amerikaner das „hands up“ und die Fesselung der Insassen besorgen wollten.

„Well, Gentleman,“ erwiderte ich nach einer Pause scharfen Nachdenkens, „es tut mir leid, daß ich Ihr Angebot trotz des Vertrauens, das Sie mir als Fremden entgegenbringen, nicht annehmen kann. Sie haben mich unterschätzt oder überschätzt, wie Sie es auffassen wollen. Sie werden Ihr goldenes Straußenei allein oder mit einem anderen Dritten ausbrüten müssen.“

Die beiden schauten mich mehr enttäuscht als ärgerlich an.

„Seien Sie nicht voreilig in Ihren Entschlüssen, junger Mann“, meinte der Ältere, der Irisch-Amerikaner, der sich über meinen letzten Vergleich eines Lächelns nicht enthalten konnte, – ein Zeichen, daß er auch in dieser immerhin schwerwiegenden Sache den Sinn für Humor nicht verlor, was entschieden für ihn sprach. „Halten Sie mich und meinen Mate (Kameraden) nicht für gewöhnliche Verbrecher. – Oder mißtrauen Sie vielleicht unserer Ehrlichkeit, daß wir Sie um Ihren berechtigten Anteil bringen könnten? Als guter Katholik schwöre ich Ihnen bei der Heiligen Jungfrau und dem Kreuze Christi, daß Sie sich in jeder Hinsicht auf unsere Kameradschaft verlassen können!“

„Daran habe ich nicht einen Augenblick gezweifelt.“

„Oder haben Sie Bedenken moralischer Natur? Das wäre in diesem besonderen Fall kaum angebracht. Der Hauptaktionär und Manager dieser Goldmine ist ein infames Subjekt, übrigens ein Jude, der mich in einer geschäftlichen Vertrauenssache – ich bin Prospektor und Mineningenieur – hintergangen und aufs schwerste geschädigt hat. Mein Freund hier – ein halber Landsmann von Ihnen – hat ähnliches, wohl noch schlimmeres Pech gehabt. Er ist Erfinder in der chemisch-technischen Branche; auf seinem Gebiete ebenso begabt wie in kaufmännischer Hinsicht hoffnungslos. Er wurde drüben in den USA. das Opfer eines kapitalistischen Ausbeuters. Nicht genug hieran, der Schurke wollte ihm obendrein noch die Braut wegstehlen, deren Eltern den reichen Bewerber dem armen Schlucker vorzogen. Aber sie blieb ihm treu. Und nun geht er verständlicher Weise aufs Ganze, um sie bald heiraten zu können.“ –

Ich überlegte.

„Alles höchst tragisch und bedauernswert. Aber immerhin Dinge, meine Herren, mit denen Sie selber fertig werden müssen.“



„Ach,“ meinte der andere, in etwas gebrochenem Deutsch zu mir, „werfen Sie diese Gelegenheit nicht leichtsinnig beiseite: Über dreitausend Pfund auf einen Schlag! In Ihrem Alter, – Sie wären ein gemachter Mann! Drei Kerls wie wir, Mischlingen ausgeschlossen!“

„Offen gestanden, der Sport, das Abenteuer an Eurer Sache erscheint mir reizvoller als der klingende Profit. Aber, wie gesagt, für mich ausgeschlossen.“

„Deutsche Vorurteile, spießbürgerliche Hemmungen, he?“ meinte der Deutsch-Amerikaner wegwerfend.

„Vielleicht – vielleicht auch etwas anderes.“

„Und das wäre?“ –

„Der makellose Name meiner Familie, – good night, Gentlemen!“

„Schade“, hörte ich es hinter mir murmeln.

\*

Im Deutschen Hof war ein neuer Gast eingezogen: ein Deutscher namens Helbig, neunzehn Jahre alt, seines Zeichens Zauberünstler – sicherlich keine alltägliche Erscheinung in den Goldfeldern Johannesburgs; ein flotter, intelligenter Junge aus guter Familie, der aber kein Wort Englisch sprach. Er vertrieb uns mit seinen Tricks im Deutschen Hof manche lange Stunde. Ich gab ihm den Rat, vor allem schleunigst Englisch zu lernen, womöglich auch Holländisch, weil er alsdann auf eigene Faust überall im Lande Vorstellungen geben und sich ein hübsches Stück Geld verdienen könne. Das leuchtete ihm ein. Er setzte sich auf die Hosen, so daß er, unter meiner „pädagogischen“ Obhut – meinen Befähigungsnachweis als Pauker hatte ich ja bereits in Zululand erbracht – schon nach einigen Wochen das Nötigste beherrschte.

Ich hatte einmal mit ihm über die seltsame Vergangenheit unserer steinreichen Schlummernutter Petersen gesprochen. Dies brachte den Zauberünstler auf einen originellen Einfall. Er wollte mit mir eine pseudo-spiritistische Sitzung bei der alten Petersen, die sehr abergläubisch war, arrangieren. Hierbei sollte sie schreckliche Dinge zu hören bekommen. – Gesagt, getan!

Mitternacht! Die Polizeistunde war schon vorüber. Wir saßen mit Frau Petersen, dem Barman und mehreren Stammgästen im Billardzimmer. Unser Zauberer gab einige seiner Tricks zum besten. Hierauf legte er der Frau des Hauses die Karten und sagte ihr allerlei angenehme Dinge, wie von guten Geschäften, die sie zu erwarten hätte.

Jedoch stünde ihr ein „Schreck in der Abendstunde“ bevor, der aber anscheinend keine schlimmen Folgen habe. Die Peterßen wollte hierüber genaueres wissen. Es wurde ihr aber der Bescheid, das könne man nur auf spiritistischem Wege erfahren.

„Vor allen Dingen brauche ich ein Medium“, sagte Helbig.

Keiner der Anwesenden schien besondere Lust zu haben, sich hierfür herzugeben.

„Na, Jannasch, was meinen Sie dazu?“ wandte er sich, wie von ungefähr, an mich.

„Was, Sie mich hypnotisieren? Da müssen Sie etwas früher aufstehen“, markierte ich mit wegwerfender Geste.

„Das käme auf einen Versuch an,“ erwiderte Helbig ernsthaft, „im Gegenteil, Sie scheinen mir besonders geeignet.“

Halb widerwillig, halb überlegen ließ ich mich herbei.

„Jetzt brauche ich noch einen glänzenden Gegenstand“, sagte Helbig, und bat zu diesem Zweck die Hausherrin um einen der prächtigen Brillantringe, die an ihren Fingern funkelten. Ich mußte nun auf den vorgehaltenen Stein schauen.

„Schlase... schlase... du schläfst ganz fest...“, tönte es beschwörend.

Langsam schlossen sich meine Augen, die Streichungen des Magiers schienen mich tiefer und tiefer in Schlaf zu versenken, bis ich schließlich erschlaft zusammensank. Er gab mir verschiedene Befehle, die ich mechanisch, wie im Traum, ausführte.

„Jetzt bitte ich um größte Ruhe“, flüsterte Helbig den Anwesenden zu. „Nur wenn ich ihn in dem Zustand der Katalapsie habe, wird er den Kontakt mit den Geistern bekommen.“

Unter den kreisartigen Kopfstreichungen, die nun folgten, schien ich mehr und mehr in Erstarrung zu geraten.

„Jetzt kommt die Probe“, wandte er sich an die immer gespannter werdenden Zuschauer. Er stellte zwei Stühle in Mannsweite auseinander, die er an der Lehne von zweien der Anwesenden festhalten ließ.

„Jannasch, Sie werden eine Brücke sein. Legen Sie sich mit dem Kopf und den Hacken auf die beiden Pfeiler dort; es werden gleich einige Wagen über Sie hinwegfahren.“

Widerstandslos folgte ich dem Befehl meines Meisters und führte nun das Kunststück aus, das ich – nebenbei gesagt – jederzeit ohne Schwierigkeiten ausführen konnte. Zuerst setzte sich der Hypnotiseur



auf meinen Bauch, schritt dann einmal der Länge nach über mich hinweg. Hierauf forderte er die Frau Petersen auf, sich auch einmal auf mich zu setzen. Sie wollte nicht so recht. Aber Helbig erklärte, dies sei unerlässlich, um den nötigen Kontakt herzustellen, da es sich ja doch um ihre Angelegenheit handele. Ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, nicht nur um das recht respektable Gewicht dieser Dame auszuhalten, sondern auch, um den drohenden Lachanfall unterdrücken zu können. Nachdem ich diese Generalprobe überstanden, wurde ich der Länge nach auf das Billard gelegt. Noch einige Streichungen, und der tiefste Trancezustand war erreicht. Nun begann ich „hellzusehen“ und erzählte mit hohler Stimme die schaurigsten Dinge, welche die Geister, die mir „erschieden“, offenbarten. Anfangs war es krauses Zeug. Unauffällig lenkten wir auf den Punkt, zu dem wir wollten. Ich ließ den Geist des verstorbenen Mannes der Frau Petersen, den seligen Voigt, zu mir sprechen. Als der Name „Voigt“ fiel, wurde die Madam unruhig. „Bitte, keine Störung“, mahnte Helbig. Die Frau seufzte und schien sich nur mit Mühe beherrschen zu können. – Von Rowacs her hatte ich ja gewisse Anhaltspunkte über die Vergangenheit der Petersen, so daß ich mir schon ganz nette Dinge zusammenreimen konnte, welche die Wahrheit ziemlich treffen mußten. Es war nicht gerade schmeichelhaft, was der Geist durch mich seiner einstigen Gattin sagte. Der Diamantenschmuggel kam aufs Tapet. „Voigt“ beteuerte seine Unschuld und machte seiner Frau die bittersten Vorwürfe: sie habe ihm ihre Schuld aufgeladen, die er unter schweren Qualen in der Gefangenschaft büßen mußte; und dennoch habe sie ihn vergessen und verleugnet.

„Ich hab' es getragen sieben Jahr, ich kann es nicht tragen mehr“, zitierte ich mit hohlem Pathos.

Das war zuviel! Die verwitwete Voigt, die wie versteinert dagesesen, stieß einen Schrei aus!

Mit einem Schlage war die Situation verändert. Der „Kontakt“ war gestört. Ich geriet in konvulsivische Zuckungen!

„Ruhe!“ herrschte mein Hypnotiseur die erregten Anwesenden an, „mein Medium ist in Gefahr!“

Unter phantastischen Streichungen gelang es ihm allmählich, mich zu beruhigen und schließlich aus dem gestörten „Trancezustand“ zu erwecken.

„Endlich, er ist wieder wach!“ entrang es sich erleichtert Helbig's Brust. Vorsichtig richtete er mich auf; ich schaute noch eine Weile ver-

stört um mich, als ob ich mich mit den Dingen der Welt erst auseinanderzusetzen müßte. „Champagner, Champagner –“ hauchte ich halb entseelt.

Zu meiner Stärkung verlangte der Magier eine Flasche dieses Lebenselixiers, die der Barman, erschlagen von all den Wundern, ohne weiteres kredenzte. Frau Petersen verzog sich schweigend in ihre Gemächer. – Von dem Tage an begegnete sie Helbig und mir mit einem eigenartigen Gemisch von Scheu, Achtung und Zuorkommenheit.

\*

Zu dieser Zeit – es war zu Beginn des Jahres 1899 – waren die Beziehungen zwischen Transvaal und England wieder einmal recht gespannt. Auf dem Marktplatz, inmitten der Stadt, fand eine Massendemonstration von unzufriedenen „Uitlanders“ statt. Aus tausend Kehlen tönte der Ruf „Franchise!“ Dies war die Parole, unter der, wie man sich an Ort und Stelle überzeugen konnte, ausschließlich von Engländern und Untertanen des britischen Weltreiches politische Gleichberechtigung für alle Ausländer gefordert wurde. –

Zum allgemeinen Verständnis der Lage sei kurz auf die Entwicklung der damaligen innerpolitischen Verhältnisse eingegangen. Mit der Entdeckung der Goldfelder am Witwatersrand im Jahre 1886 hatte eine neue Epoche für Transvaal begonnen. Die gewaltigen Goldfunde ließen die ganze zivilisierte Welt aufhorchen. In das bisher bedeutungslose Land ergoß sich ein Strom abenteuerlicher, gewinnsüchtiger Elemente aus aller Herren Ländern. Auffallend zahlreich war hierbei das jüdische, und zwar das ostjüdische, Element vertreten. Wie Pilze schossen die Minen aus der Erde empor. In dem Zeitraum von zehn Jahren entstand inmitten einer Einöde eine Stadt von über hunderttausend Einwohnern – Johannesburg. Wie leicht verständlich, war die Zuwanderung aus England und seinen Kolonien weitaus am stärksten. Von dieser Seite aus begann nun, unterstützt von englischer Regierung, Presse und Großkapital, eine scharfe Agitation um Gewährung politischer Rechte für die Zugewanderten. Dem Ausländer war es allerdings schwierig genug gemacht, in Transvaal das Bürgerrecht zu erwerben. Erst nach einem Aufenthalt von zwei Jahren konnte er sich, unter Aufgeben seiner früheren Staatsangehörigkeit, naturalisieren und in den zweiten Volksrat wählen lassen, dessen Bedeutung jedoch nur gering war. Das volle Bürgerrecht aber und damit auch das Recht, in



den ersten „Volksraad“ gewählt zu werden, vermochte er erst nach vierzehnjährigem Aufenthalt zu erwerben. Eine Ausnahme bildete der Fall, wenn ein Uitlander auf Seiten der Buren Kriegsdienste leistete, beispielsweise gegen die Kaffern. Dann konnte er auf Wunsch das volle Bürgerrecht sofort erhalten. In den Jahren 1892 und 1894 setzte sich der Präsident Paul Krüger, dem von englischer Seite so oft der Vorwurf reaktionärer Haltung gemacht worden ist, in eigener Person für Erleichterung der Einbürgerungsbestimmungen ein. Aber der erste Volksraad lehnte seine Vorschläge rundweg ab. Nach den Erfahrungen, die die Buren bisher mit der englischen Politik gemacht hatten, war ihnen dies nicht zu verdenken. Wusste man doch genau, daß hinter all diesen Machenschaften kein Geringerer stand als Cecil Rhodes, der große Gegner Paul Krügers, der ungekrönte König Südafrikas, der mit allen Mitteln danach strebte, ganz Südafrika unter britische Führung zu bringen.

Wenn Cecil Rhodes auch der reichste Mann Südafrikas war, so wäre es doch gänzlich verfehlt, ihn mit dem üblichen Maßstabe anderer Finanzmagnaten der Alten wie der Neuen Welt zu messen. Mit eiserner Energie und Ausdauer, keine Entbehrungen, Gefahren und Arbeit scheuend, war er aus dem Nichts heraus Hauptinhaber der Kimberley-Diamantenminen, dann der maßgebende Wirtschaftsführer Südafrikas geworden. Seine Laufbahn als der größte Kolonialpolitiker Englands der neueren Zeit schloß mit einem frühzeitigen Tod. Geld und Besitz waren für ihn nur die Mittel zur Erlangung von Macht, die er für seine kühnen Pläne zur Erweiterung von Englands Weltherrschaft brauchte. Für seine Person blieb er stets der einfache, anspruchslose Afrika-Pionier. Der Gedanke der Verbindung des britischen Imperiums in Afrika vom Kap bis Kairo kam von ihm. Die Verwirklichung war seine Schöpfung. Er strebte schon damals den Zusammenschluß der südafrikanischen Staaten an, allerdings als einen Teil des britischen Weltreiches. Auch war er gegen die Unterdrückung des burenischen Volkstums, dem man ruhig seine natürliche Entwicklung in Südafrika belassen sollte, aus dem das Burentum nicht wegzudenken wäre. Kein Wunder, daß er unter solchen Umständen mit der traditionellen englischen Kolonialpolitik und ihrer eingebildeten, vorurteilsvollen Bürokratie vielfach in schärfsten Widerspruch geriet. — Daß ein Mann vom Format eines Cecil Rhodes auf afrikanischem Boden nicht immer kor-

rekt handelte, läßt sich begreifen. Den Jameson-Einfall in Transvaal, dessen Urheber er war, hat er selber den einzigen großen Fehler genannt, den er gemacht. Ubrigens wollte Rhodes diesen Überfall auf die Südafrikanische Republik noch in letzter Stunde abblasen; jedoch Dr. Jamesons übereiltes Draufgängertum, sowie die Unterbrechung des Telegramm-Verkehrs infolge der zerstörten Leitungen verhinderten die Abwendung der Katastrophe. – Seltsam, wie das unabänderliche Schicksal oft durch scheinbar unbedeutende Ursachen die größten Pläne menschlichen Geistes scheitern läßt.

Als der Jameson-Einfall gescheitert war, hätte man zehn gegen eins wetten können, daß Cecil Rhodes ein erledigter Mann sei. Den Völkerrechtsbruch hätte man ihm allenfalls noch verzeihen können, wenn das Unternehmen zu einem vollen Erfolg geführt hätte. Aber der gründliche Mißerfolg war eine Blamage sondergleichen vor aller Welt! Regierung und öffentliche Meinung in England –, alles rückte unzweideutig von dem noch kurz zuvor gefeierten Rhodes ab. – Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Depesche Kaiser Wilhelms II. an den Präsidenten Krüger, in der dieser dem Präsidenten seine Glückwünsche aussprach, daß es ihm gelungen wäre, „ohne die Hilfe befreundeter Mächte anzurufen, die Unabhängigkeit seines Landes gegen Angriffe von außen zu wahren“. Das Peinliche in diesem Falle war weniger der Glückwunsch selbst als seine Fassung. Man hatte hierbei deutscherseits ganz übersehen, daß Transvaal nicht die völlige Unabhängigkeit besaß, sondern vertragsmäßig gebunden war, seine auswärtigen Beziehungen nicht ohne das Einverständnis Großbritanniens zu regeln. – Zugleich wurde bekannt, daß Deutschland beabsichtigte, Truppen in der portugiesischen Delagoa-Bai zu landen, um gegebenenfalls Leben und Eigentum deutscher Staatsangehöriger zu schützen. – Mit einem Schlag änderte sich die Lage und wie ein Mann stand England jetzt hinter Rhodes, dessen übereilte Handlungsweise nunmehr der Berechtigung nicht zu entbehren schien, insofern als er Deutschlands Machtgelüsten in Transvaal nur hatte zuvorkommen wollen. Die schon lange vorhandene, im stillen genährte Abneigung gegen das immer mächtiger aufstrebende Deutsche Reich machte sich in England in verschiedener Weise Luft. Das Offizierskorps des englischen Leibregiments Kaiser Wilhelms II. soll sogar das Bildnis seines Ehrenchefs in unflätiger Weise besudelt haben. – Am besten hat wohl Cecil Rhodes selber die damalige Lage dem deut-



sehen Kaiser in seiner einfachen, derben Art geschildert, als er diesem gelegentlich seines Besuches im Jahre 1899 sagte: „Sehen Sie, Majestät, ich war ein ungezogener Junge, und Sie dachten mich dafür durchzuwachsen. Nun war mein Volk durchaus bereit, mir für meine Ungezogenheit eine Tracht Prügel zu geben. Aber in dem Augenblick, als Sie dies tun wollten, sagte es: Nein, wenn das zu geschehen hat, so ist das allein unsere Sache. – Na, und das Endergebnis war, daß sich Euer Majestät beim englischen Volk sehr unbeliebt machten, und ich überhaupt keine Prügel bekam.“ – Die ungezwungene, offene Art Cecil Rhodes' hat jedenfalls Wilhelm II. gut gefallen. Beide Männer sind sich anscheinend gegenseitig recht sympathisch gewesen. Wenigstens bewilligte der Kaiser seinem Gast unter gewissen Bedingungen sowohl den Bau einer englischen Telegraphenlinie, wie auch der erforderlichen Strecke der Kap-Kairo-Bahn durch deutsch-ostafrikanisches Gebiet. Über diese erfreuliche Anbahnung besserer deutsch-englischer Beziehungen ist es später leider nicht hinausgekommen. –

Die Abneigung der Transvaalbüren, naturalisierten Ausländern die Erlangung des vollen Bürgerrechts zu erleichtern, entbehrte bei dem Überwiegen des britischen Elements in Johannesburg nicht der Berechtigung. Dies zeigte sich gleich im Jahre 1894, als im nördlichen Transvaal der Kafferkönig Mchato einen gefährlichen Aufstand machte, und naturalisierte Uitlanders englischer Abkunft der Burenregierung die Kriegshilfe verweigerten. Noch schlimmer kam es anno 1895/96 zur Zeit des Jameson-Raid, als die gesamte englische Bevölkerung in und um Johannesburg zum offenen Aufstand bereit war. Zu diesem Zweck wurden in den Minen geheime Waffenlager unterhalten. Der beste Beweis, daß die ganze Uitlander-Bewegung eine ausgesprochen englische Sache war, ist die Tatsache, daß sich im Augenblick der Gefahr Deutsche, Holländer und Angehörige anderer Nationen am Rand zu Freikorps zusammenschloßen und auf die Seite der Buren stellten. Dabei dachte später kaum einer von diesen Freiwilligen daran, auf das ihm nunmehr zustehende Bürgerrecht Anspruch zu erheben; denn das hätte zugleich heißen, Pflichten zu übernehmen. Aber man war in dieses Land gekommen, um Geld zu verdienen. Und unter der Burenregierung lebte es sich im großen Ganzen gut; wenn auch die Korruption bei der höheren Beamtenschaft nicht selten üble Blüten trieb. – Nur die schnelle Niederlage Jamesons bei Krügersdorp durch die Buren und

das energische Eingreifen des Präsidenten Krüger verhinderten den Ausbruch der Rebellion. Den Führern der aufständischen Uitlanders, nämlich den Vorsitzenden des sogenannten Reformkomitees, versagte im entscheidenden Augenblick der Mut; diese Maulhelden wurden auf einmal ganz klein und häßlich und ließen ihre Leute kläglich im Stich: Beweis genug, daß Geldleute und Spekulanten besser bei ihren Börsengeschäften und Finanzierungen bleiben sollten, als sich die Führung von militär-politischen Operationen anzumassen. — Mit Fug und Recht wurden sie vom Exekutivraad zum Tode verurteilt, während die übrigen Mitglieder des Reformkomitees mit Gefängnisstrafen weglamen. Dies war jedoch mehr eine geschickte politische Geste, da einen Monat später der Präsident alle Verurteilten begnadigte.

Der englische Kolonialminister Chamberlain sprach zwar offiziell seine Mißbilligung über Jamesons Völkerrechtsbruch aus, erklärte aber die Forderungen der Uitlanders für berechtigt. Er war anmaßend genug, der Südafrikanischen Republik Vorschriften zu einer Verfassungsänderung aufnötigen zu wollen. Einen derartigen Eingriff in die inneren Angelegenheiten seines Landes lehnte der energische alte Präsident von vornherein ab. Durch all diese Vorgänge fühlten sich die beiden Burenrepubliken Transvaal und Oranjesfreistaat in ihrer zukünftigen Unabhängigkeit so bedroht, daß sie sich zu einem Schutz- und Trutzbündnis zusammenschlossen. —

Die erwähnte Demonstration in Johannesburg zeigte mir wieder einmal so recht, wie „Masse Mensch“ durch Presse und geschickte Agitation für jeden, auch den unlautersten Zweck, aufgeputscht werden kann. — Gesprochenes wie gedrucktes Wort — welch Unglück vermagst du anzurichten! — Ich hatte mich unter die Demonstranten gemischt, lediglich, um mir den Kummel anzusehen und mir mein eigenes Urteil darüber zu bilden. In meiner Nähe bemühte sich ein einzelner Burenpolizist vergeblich, an einer Straßenkreuzung die Ordnung aufrechtzuhalten. Er wurde von der erregten Menge zu Boden gerissen.

„Laßt den armen Teufel gehen, er tut nur seine Pflicht!“ rief ich englisch dazwischen. Erfreulicherweise teilten auch noch andere diese Ansicht, und es gelang uns, dem Bedrängten einen gesicherten Rückzug zu ermöglichen. Bald hier, bald dort erklangen die abgedroschenen Schlagworte und Phrasen der Räbelsführer. In einiger Entfernung erkannte ich Big-Bills Hünengestalt. Wie Windmühlensflügel fuchtelten seine



langen Arme umher, er schien sich der Wichtigkeit seiner Propaganda-Tätigkeit voll und ganz bewußt.

„Franchise – franchise for the uitlanders!“ dröhnte es unaufhörlich über den Marktplatz.

Plötzlich, an der Ecke des Postgebäudes, trabte eine Abteilung berittener Polizei heran und hielt dicht vor den Massen. Der Führer war der Stadtkommandant in eigener Person, ein geborener Holländer und zugleich Instrukteur der Transvaalpolizei. Der allgemein geachtete Mann richtete wiederholt ruhige, ermahnende Worte an die Demonstranten, sich aufzulösen, was jedoch nicht befolgt wurde. Jedenfalls war es darauf abgesehen, die Polizei zum gewaltsamen Eingreifen zu reizen, um somit politische Handhaben gegen die Regierung zu zeitigen. Der Kommandant ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen, sondern sagte, nicht ohne Humor: „Well, gentlemen, ich habe Zeit zum Warten. Wir können ja sehen, wer es länger aushält!“ Allgemeine Heiterkeit. Was aber die Ruhe des Polizeigewaltigen nicht vermocht, das besorgten jetzt die Elemente. Eine jener abscheulichen Staubböen, wie sie dortzulande nicht selten sind, fegte über die Stadt, alles in einen dichten rötlichen Nebel hüllend. Das stopfte den Wortführern den Mund. Was an der Peripherie stand, suchte sich eiligst in die anliegenden Lokale zu retten, um Staub und Hitze mit einem kühlen Trunk hinunterzuspülen. Kurz darauf prasselte ein Gewitterschauer hernieder und sorgte für allgemeine Abkühlung der Gemüter.

„Meine Herren,“ rief der Kommandant mit lauter Stimme, „ich denke, es ist das beste, wir gehen nach Hause.“ Das allgemeine Hallo zeigte, daß der trockene Humor des Holländers seine Wirkung nicht verfehlte. Die Versammlung löste sich im strömenden Regen von selber auf.

## In der Dynamitfabrik

Ein deutsches Riesenunternehmen / Nitroglyzerin und Dynamit / Compound-  
 leben / Das Alkoholverbot / Jüdischer Schnapschacher / Kaffernschlacht in der  
 Compound / Wetterwolken am politischen Himmel / Joe Chamberlains  
 Machenschaften / Freischärler im Burenheer /  
 Dhm Pauls Ultimatum

Ungefähr auf halbem Wege zwischen Johannesburg und der Landeshauptstadt Pretoria lag die Dynamitfabrik von Modderfontein. Von der Hauptstrecke führte eine Sekundärbahn dorthin. Es war höchste Zeit für mich, als es mir gelang, dort eine Stellung zu bekommen. Ich fing an als Kasserboß und hatte als solcher einen Trupp von fünfzig Boys. Schon nach einem Monat rückte ich zum „Timekeeper“ oder Zeitkontrolleur auf.

Die Dynamitfabrik von Modderfontein war eines der größten Unternehmen in Südafrika und zwar ein deutsches. Es gehörte der Hamburger Nobelgesellschaft für Sprengstoffe, die von Transvaal das Monopol erworben hatte. Es war untersagt, fertiges Dynamit und Sprengstoffe nach Transvaal einzuführen. Diese Fabrik hatte das alleinige Recht der Herstellung; sie allein durfte die nötigen Rohstoffe, wie Schwefelsäure, Salpetersäure und Glyzerin importieren. Die Fabrikation mußte in Modderfontein erfolgen, womit dem Lande eine große Industrie erwuchs. — Die Ausmaße dieser Fabrik waren gewaltige. Wurden doch von hier aus sämtliche Minen, am Rande wie auch in den übrigen Teilen des Landes, mit Sprengstoff beliefert. Naturgemäß war dieses Unternehmen den Engländern ein Dorn im Auge; erstens weil es ein deutsches Unternehmen in ihrer Interessensphäre war; dann aber beklagte sich auch die Minenindustrie mit einem gewissen, wenn auch stark übertriebenen Recht darüber, daß der Preis dieses Dynamits viel zu hoch sei.

Über eine Fläche von vier Quadratkilometern erstreckte sich der Riesenbetrieb, rings von hohen Stacheldrahtzäunen umgeben. Vier-



zehnhundert Europäer, meist Deutsche und Italiener, dreitausend Kaffern und fünfhundert indische Kulis wurden hier beschäftigt. Wegen der Explosionsgefahren waren die einzelnen Betriebe weit auseinander gelegt. Am Eingang lag der ungefährliche Teil der Fabrik: Verwaltungsgebäude und Maschinenräume. Unweit davon die Kantinen, das Hospital und die riesige Compound der Schwarzen. Hieran reihte sich das Wohnviertel mit den Villen der Direktoren, Chemiker und Ingenieure; etwas getrennt davon die üblichen Wellblechbaracken der übrigen Angestellten und Arbeiter sowie größere und kleinere Kaufläden. In die entferntesten Winkel war der gefährlichste Teil des Betriebes verlegt, nämlich die Herstellung des Nitroglycerins, das in verhärteter, fester Form Dynamit heißt. Gänzlich isoliert, in unterirdischen Gewölben, waren die Dynamitlager untergebracht.

Anfangs, wenn ich bei meinem Rundgang als Zeitkontrollleur zu den Nitroglycerinfabriken kam, bemächtigte sich meiner eine gewisse Bekommenheit. Von hohen Erdwällen rings umgeben, stand dort, wie in einem Fort, das Gebäude mit den zwei riesigen Nitroglycerinkesseln. In diesen Kesseln wurde der gefürchtete flüssige Sprengstoff durch Zentrifugen gemischt. — Hier waltet der Ölmeister seines schweren Amtes. Unverwandt starrt er auf das Thermometer; denn die Temperatur der gefährlichen Masse in den Kesseln darf einen bestimmten Grad nicht um das geringste überschreiten, da sonst unabsehbare Folgen eintreten können. Nur hie und da geht er auf und ab, um durch das Starren auf das Thermometer nicht in die Gefahr der Selbsteinschläferung zu geraten. Der kleinste Fremdkörper, vielleicht nur ein Stäubchen, das irgendwie in die hochexplosive Masse eindringt, vermag unter Umständen zur Katastrophe zu führen. Doch warnend zeigt sich vorher ein kleiner verräterischer Rauch, der vielleicht wieder verschwindet, vielleicht aber auch stärker wird. Dann heißt es für den Ölmeister kalt Blut und eiserne Nerven haben. Die Verantwortung ist eine ungeheure. — Denn, offen gestanden, trotz der Entfernungen und Schutzwälle, die Explosion dieser Kessel müßte erdbebenartig sein; der Luftdruck könnte die ganze Fabrik von unten nach oben kehren! Läßt der Meister in solchen Gefahrenfällen die Masse ins Freie ablaufen, so ist zwar großes Unglück verhütet, aber doch zugleich ein gewaltiger Materialverlust entstanden. Und was wird dann die Direktion sagen? Wird sie sich auf den Standpunkt stellen, daß die Gefahr bereits groß genug gewesen sei, um zu dem

äußersten Mittel zu greifen? Oder wird es heißen, der Olmeister hatte nicht Nerven genug, er ist seinem Posten nicht gewachsen? Fürwahr, kein beneidenswertes Amt, am Nitroglyzerinkessel zu stehen. Nur Ausgewählten, die geistig wie körperlich auf der Höhe sind, wird daher diese Aufgabe anvertraut. —

Zu dem ursprünglichen Gelände der Fabrik war in letzter Zeit ein neues Terrain hinzugekommen. Dort wurde, unweit eines Baches, ein Staudamm gebaut. Da dieser Platz weit außerhalb des übrigen Betriebes lag, so bildete er mit allem Drum und Dran einen Komplex für sich. Vierhundert Schwarze, fünfzig indische Kulis, ein Duzend Aufseher, ein Ingenieur war die gesamte Belegschaft. Es fügte sich, daß der Posten des dortigen Compound-Managers, soviel wie Vorgesetzter der Schwarzen, frei wurde. Da ich gut Englisch, Burisch und vor allem Zulu sprach, überdies die Schwarzen richtig zu nehmen wußte, so wurde mir die frei gewordene Stelle angeboten. Ich nahm ohne weiteres an; denn das bedeutete für mich nicht nur eine fast unabhängige Stellung, sondern auch in pekuniärer Hinsicht eine erhebliche Verbesserung.

An der einen Seite des Dammes hausten die Schwarzen in vier langen, niedrigen, nebeneinander liegenden Baracken zu je hundert Mann. Unweit davon stand mein Wellblechhäuschen. Ein großer Raum diente mir und meinem Assistenten zugleich als Schlafzimmer und Büro. Daneben war ein schmalerer Raum mit einem Kochherd, die Küche. Es wohnte sich hier gut, da mein Blechhaus zum Schutz gegen Tageshitze und Nachtkälte innen mit Holz ausgeschlagen war. Auf der entgegengesetzten Seite des Dammes wohnten die weißen Angestellten, so daß die beiden Rassen nach Möglichkeit getrennt waren; ein Prinzip, das auf südafrikanischem Boden volle Berechtigung hat. In meiner Stellung als Compound-Manager war ich gewissermaßen der Häuptling meiner Schwarzen und für sie im einen wie im anderen Sinne verantwortlich: ich hatte darauf zu achten, daß sie ihre Arbeitszeit richtig innehielten, den Aufsehern gehorchten, auch untereinander Ruhe und Ordnung hielten; ebenso aber auch, daß sie seitens der Aufseher keinen unnötigen Härten ausgesetzt waren. Nach Schema F ging es hierbei natürlich nicht. Um die geforderte Ordnung aufrechterhalten zu können, ist dem Compound-Manager selbstverständlich eine entsprechende polizeiliche Gewalt gegeben. Um von Fall zu Fall das Richtige zu treffen, ist vor allem gesunder Menschenverstand und gerechte Besinnung erfor-





*„Long Tom“. Belagerungsgeschütz der Buren  
Buren deutscher Abstammung aus Bloemfontain*





*Engländer am Spionkop*

*Rest des engl. Suffolk-Regiments nach der Niederlage bei Colesberg*





derlich; wohlverstanden aber, frei von aller Sentimentalität. Denn letztere wird von den Schwarzen stets als Schwäche ausgelegt, und dann ist es mit der Autorität zu Ende. Man darf wohl gelegentlich ein Auge, nie aber beide zudrücken.

Frühmorgens um sechs Uhr läutete ich meine Leute aus dem Schlaf, zehn Minuten darauf mußten die Baracken leer sein. Dann trat ich in Begleitung eines meiner schwarzen Polizisten den Rundgang durch die Baracken an. Durch einen Mittelgang getrennt, schliefen die Leute in langen Reihen in zwei Reihen übereinander, ähnlich wie auf einem Schiff. Daß die Frühluft in diesen Schlafräumen nicht gerade sehr ozonhaltig war, läßt sich denken. Wenigstens atmete ich immer erleichtert auf, wenn ich wieder an die frische Luft kam. Ich mußte den Saumseligen Beine machen, die meist schon bei meinem Erscheinen mit affenartiger Geschwindigkeit zum anderen Ausgang hinauswitschten. Wer liegen blieb, wurde krank geschrieben und mußte sich nachher zur Untersuchung bei mir melden. Ernstere Fälle sandte ich hierauf zum Hospital, während ich alle kleineren Angelegenheiten nach dem bewährten Rezept „außen Jod und innen Rizinus“ mit bestem Erfolg behandelte. Natürlich gab es auch Drückeberger. Diesen wurde der Tageslohn abgezogen. Ihre Methoden erinnerten mich lebhaft an meine Schulzeit. Überhaupt benahmen sich diese Naturmenschen hier im Getriebe moderner Zivilisation so recht wie große Kinder. Auch fehlte es ihnen nicht an Gerissenheit. Natürlich kannte ich nicht all die Leute bei Namen. Jeder Kasser trug seine Nummer am Arm, unter der er auch in den Lohnlisten geführt wurde. Wenn ich mittags die Glocke läutete, dann stürzten die Boys wie auf Zauberschlag von der Arbeit weg im Galopp in die Compound. Jeder holte seine Schüssel, und in langen Reihen aufgestellt, marschierten sie an ihrer Küche vorbei, wo aus riesigen Kesseln mit großen Kellen der Mealypapp, die südafrikanische Polenta, verteilt wurde. Die Portionen waren reichlich bemessen. Dasselbe wiederholte sich dann abends nach Feierabend. Um neun Uhr mußte Ruhe herrschen und alles im Bett liegen. Sonntags gab es eine Fleischration extra. Diese Ernährungsweise war durchaus dem angemessen, was die Kassern von Haus aus gewöhnt sind. Da sie eine Löhnung von zwei bis drei Pfund im Monat hatten, so stand es ihnen frei, sich noch selber etwas zu besorgen. Dies taten sie aber nur selten. Dagegen wurde viel Geld für Schnaps verpulvert. Wenn man die verheerenden Wirkungen

kennt, die das Feuerwasser unter Wilden anrichtet, so konnte es nur mit Freude begrüßt werden, daß die Burenregierung ein strenges Alkoholverbot für die Schwarzen aufrechthielt. —

Man hat den Buren vielfach zum Vorwurf gemacht, daß sie die Kaffern zu hart behandeln. Diese Ansicht theile ich, wie gesagt, nicht. — Es gibt wohl überhaupt keine menschlichen Geseze und Einrichtungen, die trotz bester Absicht nicht auch ihre Schattenseiten besäßen. Dafür befinden wir uns aber auch auf Erden und nicht im Himmel. Wir werden daher bei sachlicher Denkweise stets das für das Beste erachten müssen, was die meisten Licht- und die wenigsten Schattenseiten bietet; kurz, was den meisten zum Guten und den wenigsten zum Schaden gereicht. — Wenn in den beiden Burenrepubliken Transvaal und Oranjesfreistaat das weiße und das schwarze Element scharf voneinander getrennt und die Zügel den Schwarzen gegenüber straff gehalten wurden, so war das bei der numerischen Minderheit des weißen Elementes durchaus berechtigt. Entweder Hammer oder Amboss sein! Das Alkoholverbot wie auch andere ähnliche nützliche Verordnungen für die Eingeborenen zeigten vielmehr, daß die Buren es im Grunde ehrlich mit diesen meinen, zweifellos besser als die meisten Kolonialregierungen, die mit Schnaps, Bibel, Mission und anderen Kulturprodukten die Naturvölker dezimieren. —

Es liegt auf der Hand, daß bei einem Unternehmen wie der Dynamitfabrik, wo schon für Weiß wie Schwarz ein strenges Rauchverbot bestand, das Alkoholverbot für die Farbigen besonders streng gehandhabt wurde. Auf Trunkenheit stand unweigerlich eine Mindeststrafe von einem Pfund Sterling oder zehn Hieben mit dem Schambock, der Nilpferdpeitsche — frei nach Wahl. Daß das Gefühlsleben der Kaffern nicht allzu zart besaitet ist, zeigt wohl am besten, daß der drastischen Methode meist der Vorzug gegeben wurde. Über den Weißen, der Schnaps an die Eingeborenen verkaufte, verhängte das Burengesez für das erste mal eine Geldstrafe von fünfundsiebzig Pfund Sterling, im Wiederholungsfalle von hundertundfünfzig Pfund oder Gefängnis, beim dritten mal eine längere Gefängnisstrafe mit darauffolgender Ausweisung.

Trotz alledem gab es Elemente genug, die mit diesem ehrlosen Geschäft sich die Taschen füllten und obendrein noch den Schwarzen für schweres Geld einen gesundheitswidrigen Fusel mit Pfefferzusatz, im



wahrsten Sinne des Wortes „Feuerwasser“ verkauften. So befand sich außerhalb der Fabrik ein Kasserstore, dessen Eigentümer, ein russischer Jude, einen schwunghaften Alkoholhandel im geheimen betrieb, wie ja überhaupt dieses üble Gewerbe vornehmlich in der Hand von Angehörigen des auserwählten Volkes war. Wir wußten genau darum, vermochten aber nicht den schlaunen Fuchs auf frischer Tat zu ertappen, da er vorsichtshalber noch einen Ausschank für Weiße hatte. Schließlich gelang es uns doch, den Übeltäter mit Hilfe eines Detektivs und einiger schwarzer Spitzel zu fassen: zwei der letzteren hatten gerade ihr Glas angesetzt und den Inhalt unauffällig im Munde behalten, als der dritte blitzschnell an die Türe sprang und den Schlüssel umdrehte. Der Storekeeper mit seinen Boys und mehreren Kunden wollte den Mann überwältigen. Zu spät! Die Türe wurde von außen aufgerissen. Den Detektiv an der Spitze stürmten wir hinein. Nicht nur den Schnaps, den unsere beiden Vertrauten nun in ihre Gläser ausspien, auch mehrere in dem Tumult umgeworfene Gläser und Flaschen dienten als Corpus delicti. Der Eigentümer schrie und jammerte, er sei ein ruinierter Mann. Er versuchte sogar, bei mir anzutippen, ob die Sache nicht mit einem reichlichen Schweigegeld aus der Welt zu schaffen sei. Aber es half nichts. Er war ja zur Genüge von uns verwahrt worden. Das Handwerk wurde ihm ein für allemal gelegt.

Ein ähnliches Verbot wie für den Alkohol bestand auch für das Kartenspiel. Und wiederum zu Recht; denn die Eingeborenen geraten hierbei in solche Leidenschaft, daß es nicht selten zu Mord und Totschlag kommt, ganz abgesehen davon, daß das Spiel ja auch gern mit dem Suff verbunden wird. Auch hier gelang es uns Compoundleuten einmal, nach langen, mühseligen Vorbereitungen, ein Nest auszuheben. Diesmal aber innerhalb der Fabrik, ohne kriminalistische Beihilfe. Diese „Spielhölle“ befand sich auf dem Grundstück eines der Direktoren, der natürlich nichts davon ahnte, daß seine Hausboys in der Dachkammer neben dem Heuboden über dem Pferdestall mit Monte Carlo in unlauteren Wettbewerb getreten waren. Die Frau des Direktors war sogar recht ungehalten darüber, daß ich ihren dienstbaren schwarzen Geistern derartiges zutraute. — Da der Raum nur durch eine Leiter zu erreichen war, so gestaltete sich die Überrumpelung besonders schwierig. Dennoch gelang sie über Erwarten gut. Außer einem Haufen Goldstücke, die auf einer Decke am Boden verstreut lagen, und Spiellarten,

die die Anwesenden schleunigst in ihren Kleidern versteckt hatten, fanden wir auch mehrere angebrochene Flaschen Schnaps vor. —

Nach getaner Arbeit pflegte ich mich in die Zeitung zu vertiefen, um mich ein wenig mit den Ereignissen des Tages vertraut zu machen. Da fiel mein Blick einmal auf eine Notiz, die mich sofort fesselte:

Frecher Raubüberfall auf eine Postkutsche!  
3500 Unzen Gold geraubt!

Dieser Tage wurde im Updenburg-Distrikt eine Postkutsche, welche die Ausbeute einer Mine monatlich nach der nächsten Bahnstation zu befördern pflegt, überfallen. An einer Biegung des Weges, wo der Wagen wegen des ansteigenden Terrains langsam fahren mußte, sprangen plötzlich zwei maskierte Männer hervor. „Hands up!“ Der eine hielt den Kutscher in Schach, der andere sprang auf das Trittbrett und hielt den drei Begleitpersonen den Revolver vor. Das alles ging so blitzschnell, so unerwartet vor sich, daß sich den Insassen keine Gelegenheit mehr bot, zu ihren Waffen zu greifen. Sie mußten aussteigen und es sich gefallen lassen, aneinandergefesselt zu werden. Die Verbrecher raubten in aller Gemütsruhe den Wagen aus, in dem sich 3500 Unzen Gold in Barren befanden, und verschwanden. Die Verfolgung gestaltete sich besonders schwierig, da die Räuber die Telegraphendrähte durchschnitten hatten. Sofort nach Bekanntwerden der Tat wurde der ganze Distrikt mobilgemacht. Man ist bereits den Tätern auf der Spur. Die Anzeichen weisen darauf hin, daß die Räuber sich von Transvaal nach dem nahen portugiesischen Gebiet gewandt haben.

„Ich laß mich hängen, wenn das nicht meine beiden Amerikaner aus Johannesburg sind“, dachte ich. Natürlich verfolgte ich die Sache mit großem Interesse. Geraume Zeit schienen alle Nachforschungen vergeblich. Dann wurde einer der Täter, ein Amerikaner, in Lorenzo Marquez gefaßt. Er hatte sich einer Dirne gegenüber in betrunkenem Zustand verraten und war von dieser der portugiesischen Behörde angezeigt worden. Sein Komplize war und blieb verschwunden. Ich nehme an, daß letzterer der betrogene Erfinder war. Vielleicht hatte er inzwischen schon seine Angebetete heimgeführt. —

Eines Sonntags, ich befand mich gerade oben in der Kantine und trank gemütlich mit anderen zusammen ein Glas Bier, als plötzlich einer der Kafferpolicisten — wir hatten deren in der Fabrik an die fünfzig Mann, meist Zulus — hereinstürmte und mir zurief: „Komm schnell, Baas, in der Compound ist großer Krawall!“

Mit einigen Kafferauffsehern, die gerade bei der Hand waren, eilte ich unverzüglich nach der nicht eben weit entfernten großen Compound, die zu dieser Zeit von Weißen fast ganz entblößt war. Schon von weitem konnte man an dem Geschrei, dem Getöse, dem aufgewirbelten Staub erkennen, daß es nicht gerade gemütlich herging. Aus der an-



deren Richtung langte gerade auch der erste Compound-Manager mit einigen Weißen und Kafferpolicisten an. — Eine schöne Bescherung! — Auf dem großen Platz der Compound, die an die dreitausend Kaffern aus den verschiedensten Gegenden Südafrikas beherbergte, waren die beiden größten und kriegerischsten Stämme, die Zulus und Basutos, aneinandergeraten. Die schönste Massenkeilerei war schon in vollem Gange. Über tausend Mann bearbeiteten sich mit Stöcken und Nobkiris. Es war höchste Zeit, daß wir einschritten; denn schon deckten zahlreiche Verwundete das Schlachtfeld. Die eingeborenen Polizisten, die bereits zur Stelle waren, hatten sich ohne unsere Leitung als gänzlich unzureichend erwiesen, da sie, anstatt von vornherein rücksichtslos gegen beide Teile vorzugehen, ihre Sympathien mittels ihrer Keulen allzu deutlich für den Stamm, dem sie angehörten, bekundeten. Todesverachtend stürzten wir uns zwischen die kämpfenden Parteien und machten von unseren Stöcken und Nilpferdpeitschen ausgiebigen Gebrauch. Der erste Compound-Manager und ich zogen sogar unsere Revolver, das heißt, wir fuchtelten bedrohlich damit in der Luft herum und feuerten einige Schreckschüsse über die Köpfe der Streitenden hinweg. Längere Zeit waren wir völlig machtlos. — Ich muß aber anerkennen, daß Zulus wie Basutos, trotz ihrer Erregung, sich uns gegenüber, als ihren weißen Vorgesetzten, höchst rücksichtsvoll benahmen. Wo immer wir erschienen, entstanden Lücken; die Brüder grinsten uns sogar verständnisinnig an, wichen uns mit affenartiger Geschwindigkeit aus und bolzten sich an anderen Stellen weiter. — Allmählich gelang es uns, die schwarzen Polizisten voll einzusetzen, die Streitenden von dem weiten Hof der Compound abzudrängen und auseinanderzutreiben. Schon atmeten wir erleichtert auf. Aber wir hatten die Taktik und die Ausdauer der Kaffern unterschätzt. Auf einmal sammelten sich die versprengten Haufen weiter unten an der Hauptstraße. Da hier gerade Schotterhaufen lagen, entspann sich alsbald eine erbitterte Steinschlacht. Erst als wir Verstärkungen von anderen europäischen Angestellten erhielten und eine größere Anzahl zuverlässiger Leute von unbeteiligten Stämmen aufgeboden wurde, gelang es schließlich mit vereinten Kräften, die feindlichen Brüder zu trennen. Fünfzehn Schwer-, dreißig Leichtverwundete — dank der harten Schädel der Kaffern hatte es keine Toten gegeben, — das war das Ergebnis dieser Völkerschlacht. — Das war wieder einmal eine Abwechslung, ein Gesprächsstoff für Modderfontein. Denn wenn

wir Deutschen auch seit kurzem einen Gesang- und Theaterverein ins Leben gerufen hatten, der uns manchen hübschen Abend bereitete, so ging es doch im großen und ganzen in der Abgeschlossenheit unserer Dynamitfabrik eintönig genug her. —

Trotz der Größe des Unternehmens, der Gefährlichkeit der Dynamitfabrikation, der Verschiedenheit der beschäftigten Elemente hat ein Betriebsunglück großen Ausmaßes in Modderfontein nie stattgefunden. Selbst kleinere Unfälle gehörten zur Seltenheit. Das spricht zur Genüge für die ausgezeichnete Organisation, Ordnung und Genauigkeit, die hier nach echt deutschem Muster herrschte. Einer der schwersten Unfälle, den die Fabrik seit ihrem Bestehen gehabt, ereignete sich während des halben Jahres, das ich dort war. Ein Angestellter hatte, der Vorschrift zuwider, mit benagelten Schuhen eine Abteilung betreten, in der aus den langen Dynamitrollen die einzelnen Patronen geschnitten und umwickelt werden. Der benagelte Schuh hatte einen Funken erzeugt und Dynamitabfälle am Boden in Brand gesetzt. Das Feuer fraß weiter und verbreitete sich blitzschnell. Bevor man es löschen konnte, ergriff es einen in der Nähe stehenden, glücklicherweise nicht sehr großen Posten Dynamit, der durch die entstandene Hitze unter ungeheurem Krach explodierte. Sechs Menschenleben fielen der groben Nachlässigkeit zum Opfer. Zwei der Unglücklichen, die ins Freie flüchteten, wurden durch den Luftdruck gegen eine Mauer geschleudert und an dieser buchstäblich plattgedrückt.

\*

Ende Juli 1899 waren die Dammarbeiten in der Hauptsache fertiggestellt. Der größte Teil der dort beschäftigten Weißen und Schwarzen wurde entlassen. Damit hatte auch meine Betätigung als Vorgesetzter der kleinen Compound ein Ende. Auch anderweitig wurde stark abgebaut. Dagegen wurde der Sicherheitsdienst in und um Modderfontein erheblich verstärkt. Zum erstenmal wurden vier weiße Wachtmeister angestellt, welche die auf achtzig Mann erhöhte schwarze Polizei unter sich hatten. So kam es, daß ich zum Polizeidienst überging. Besonders scharf wurden die Dynamitlager bewacht und überall ein regelmäßiger Patrouillendienst eingeführt. Der Grund für diese Maßnahme lag, wenn auch nicht weiter darüber geredet wurde, in der sich immer mehr zuspizenden politischen Lage zwischen Großbritannien und Transvaal.



Immerhin mußte mit der Möglichkeit eines Attentats auf die Fabrik gerechnet werden.

Dichter und dichter ballten sich die Wolken am politischen Himmel Südafrikas zusammen. Es war nur noch eine Frage der nächsten Zeit, wann sich das Gewitter entladen würde. Die Rechtsansprüche der „Uitlanders“ waren schon lange ein Problem für Transvaal, dessen Staatsleitung sich gegen die Gefahr der Überfremdung schützen mußte. Ihre Maßnahmen haben zweifellos zu manchen Härten geführt; wenn auch nicht alle, die sich zurückgesetzt fühlten oder über Zurücksetzung klagten, eines Schutzes würdig waren. Nunmehr nahm sich England wieder einmal dieser Beschwerden an, und zwar in einer so kategorischen Form, daß es für eine auch nur einigermaßen charaktervolle Regierung eines selbständigen Staates wie Transvaal unmöglich war, nachzugeben. Der britische Kolonialminister Joe Chamberlain jonglierte mit virtuoser diplomatischer Sophistik mit dem Wortlaut früherer Verträge zwischen Transvaal und England. Eine besondere Rolle spielte hierbei das Wort „Suzeränität“, soviel wie Oberherrlichkeit. Ja, ja, es ist schon so:

„Mit Worten läßt sich trefflich streiten,  
Mit Worten ein System bereiten,  
An Worte läßt sich trefflich glauben,  
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.“

Tatsächlich lag die Sache so: Die Engländer hatten zuletzt im Londoner Vertrag am 27. Februar 1884 die Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik – das war der offizielle Titel Transvaals – anerkannt, wenn auch mit der Klausel, daß Verträge mit auswärtigen Staaten nur mit Erlaubnis Englands abgeschlossen werden dürften. Eine Ausnahme hiervon machte nur der benachbarte Oranjesfreistaat. Nun suchte Joe Chamberlain die Uitlander-Frage so zu frisieren, daß diese auch in die Außenpolitik von Transvaal eingreife. Hierin aber sei England, als südafrikanische Vormacht, suzerän, weswegen seine Forderungen für die Ausländer berücksichtigt werden müßten. – Dhm Krüger dagegen, der im Februar 1898 mit überwältigender Mehrheit wieder zum Präsidenten gewählt worden war und das volle Vertrauen seines Volkes besaß, verharrete mit dem harten Sinn des niedersächsischen Bauern kurz und bündig auf dem Standpunkt, daß Wahl- und Bürgerrecht unbedingt die innere Angelegenheit jedes selbständigen Staates seien.

Anfang September gab England seinen vergeblichen Vorstellungen dadurch Nachdruck, daß es seine südafrikanischen Garnisonen über das Doppelte verstärkte und an die Transvaalgrenzen vorschob. Nunmehr richtete Präsident Krüger eine höfliche aber bestimmte Note an die englische Regierung des Sinnes, daß seine Regierung sich durch Englands Rüstungen beunruhigt fühle, da in Südafrika völlige Ruhe herrsche und von bevorstehenden Kafferaufständen nichts zu verspüren sei. Er bäte daher um Aufklärung des Zweckes dieser militärischen Maßnahmen. — In reichlich brüskler Form verweigerte Joe Chamberlain jegliche Auskunft über das Vorgehen seiner Regierung in ihren Hoheitsgebieten. — Die Folge war, daß Transvaal sein Schutz- und Trutzbündnis mit der Republik Oranjesfreistaat noch enger schloß und starke Kommandos an seine Grenzen entsandte. Ende September war die Lage bereits so gespannt, daß kein ernstdenkender Mensch mehr an ein Zurück glaubte. Die Mobilisation wurde auf beiden Seiten ohne große Vorrede wie etwas Selbstverständliches fortgesetzt. —

Man fühlte förmlich, wie mit ehernem Gang das Rad des Schicksals langsam, aber unentrinnbar heranrollte, um den zähen Kampf eines Jahrhunderts zwischen Bur und Briten zur Entscheidung zu bringen.

In Pretoria und Johannesburg traten viele hunderte Ausländer verschiedenster Nationalitäten, vorwiegend aber Deutsche und Holländer, bei den Buren als Freiwillige ein. Ein deutsches Freikorps bildete sich in Johannesburg, ein anderes in Pretoria. Natürlich gab es auch naturalisierte Ausländer genug, die sich ihrem zuständigen Burenkommando anschlossen. Kein Wunder, daß auch mich die Begeisterung für die gerechte Sache packte; denn zuviel hatte ich von Südafrika gesehen, als daß ich mir durch die politischen Spitzindigkeiten der Engländer mein klares Urteil hätte trüben lassen. — Es ist ja auch selbstverständlich, daß ein schwaches, kleines Volk nicht aus Übermut gegen ein Weltreich die Waffen ergreifen wird, sondern nur dann, wenn es zum Kampf um Sein oder Nichtsein gezwungen ist. —

„Machen Sie keine Dummheiten“, warnte mich mein Vorgesetzter in der Dynamitfabrik, der Direktor der inneren Verwaltung. Er war ein abgeklärter, älterer Mann, der mir stets wohlwollend entgegengekommen war. „Wollen Sie sich als Deutscher für andere die Knochen kaputt schießen lassen? Es ist ja ausgeschlossen, daß die Buren es auf die Dauer gegen England schaffen. Eine verlorene Sache! Bleiben Sie



ruhig bei uns; wir werden den Wachtdienst noch mehr verstärken. Wenn es zum Kriege kommt, werden wir die Munition liefern. Auf diese Weise können Sie dem Transvaal mindestens soviel nützen wie im Felde; denn wir brauchen hier absolut zuverlässige Leute. Überlegen Sie es sich noch ein paar Tage."

Dies tat ich, wenigstens äußerlich, mehr meinem Gönner zu Gefallen. Innerlich aber hatte mein Gerechtigkeitsgefühl in Verbindung mit meiner Landsknechtsnatur schon längst die Oberhand gewonnen. So nahm ich Abschied von Modderfontein, fuhr nach Pretoria und stellte mich dort dem deutschen Freikorps.

Jetzt folgte Schlag auf Schlag:

Anfang Oktober 1899: Einberufung der britischen Reserven zu einem Armeekorps für Südafrika. – Chamberlain fordert außer dem Wahlrecht für die Uitlanders völlige städtische Selbstverwaltung für Johannesburg, Unabhängigkeit der Justiz vom Volksrat, Schleifung der Forts von Johannesburg, Abschaffung des Dynamitmonopols, englischen Unterricht in den Schulen des Oranjerestaates!

Präsident Krüger lehnt diese Forderungen ab und fordert Großbritannien auf, sämtliche Streitpunkte einem neutralen Schiedsgericht zu unterbreiten.

Chamberlain weist dieses Ansinnen als undiskutabel zurück.

Am 10. Oktober: Transvaals Ultimatum an Großbritannien, sich binnen vierundzwanzig Stunden zu erklären: ob es bereit sei, ein Schiedsgericht anzunehmen, seine Truppen von den Grenzen zurückzuziehen und weitere Truppenlandungen zu unterlassen.

Schroffe Absage Englands.

Am 12. Oktober 1899 Einmarsch der Buren in Natal.

Hiermit hatte England diplomatisch das erreicht, was es wollte: nämlich die Schuld am Kriege – wenigstens der äußeren Form nach – den Buren zuzuschieben und sich als den Angegriffenen aufzuspielen, somit den Krieg im Heimatland populär zu machen und seine Hände vor der Welt in Unschuld zu waschen!

## Im Burenkrieg

## 7. Kapitel

## Der Vormarsch

Das deutsche Freikorps Pretoria / Hinein nach Natal / Kampf um Dundee / Der Wettlauf auf Ladysmith / Vor Ladysmith / Der Metzger im Ochsenfell / Ein Handstreich auf Pferde / Schwere Niederlage Bullers bei Colenso / „Revanche pour Fachoda“ / Ein frohes Weihnachten / Eine Frau gehört nicht ins Lager / Mißlungener Sturm auf Ladysmith / Am oberen Tugela / Die Schlacht am Spionkop / General Louis Botha / Giftkampfstoff Lyddit / Ein Heldengreis / Meister schießen auf Köpfe und Sonnenspiegel / Sturm / Tod sühnt Schuld / Tommies mißbrauchen weiße Flagge / Sieg / Im Zeichen des Sonnenaufgangs / Englische Dum-Dum / Unwürdiges Ende einer harten Schlacht

Da, wo der Buffalofluß den Nordostzipfel Natal's von Transvaal trennt, lagerte die Ostarmee der Buren unter dem Veggeneral Lukas Meyer. Unweit der Grenze, in einer Talmulde des Utrecht-distriktes, hatte auch unser deutsches Freikorps von Pretoria seine Zelte aufgeschlagen und harrete ungeduldig des Befehls zum Vormarsch.

Endlich am Ziel! — Drei lange Wochen hatte es gedauert, bis wir in Pretoria glücklich gegen einhundertfünfzig Mann zusammengebracht und feldmarschmäßig ausgerüstet hatten. Mir, als einem der Mitbegründer des Freikorps, war die Remonte zugefallen. Aus dem verschiedensten Material, vom Lastwagengaul bis zum Equipagenpferd, mußte ich ausprobieren, was sich einigermaßen für Reitzwecke eignete. Ein Glück, daß wir nicht als Kavallerie in Betracht kamen. Wir waren, wie die Buren auch, eine Art berittener Infanterie, für die das Pferd dazu dient, die Mannschaften schneller bewegen und frisch und unverbraucht ins Gefecht bringen zu können. Mit diesen angehenden Gefechtsziegen, die zum größten Teil noch nie einen Sattel auf dem Rücken gehabt hatten, erlebte ich die merkwürdigsten Überraschungen. Die einen bock-



ten wie übermütige Kälber, andere kugelten sich auf dem Boden. Einzelne ganz perfide Luderer blieben einfach wie angewurzelt stehen, eine Aufmunterung damit beantwortend, daß sie sich mit plötzlichem Ruck nach rückwärts überschlugen.

Meine Kameraden waren eine Mustersammlung von Typen aus allen Gauen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Alle Stände und Berufsklassen waren hier vertreten, vom einfachsten Arbeiter bis zum Aristokraten; alte Überseer, Abenteurer, Greenhorns. Wer fragte hier draussen nach Stand und Herkunft – hatten sich doch alle zusammengetan, derselben gerechten Sache zu dienen, nicht aber um Spießertum und Klassenururteile zu betreiben. Jedenfalls empfanden wir wohl alle – bewußt oder unbewußt – schon damals, wer der eigentliche Störenfried der Welt war:

„Uns hat ja nicht die Lieb allein,  
Uns hat der Haß vereint –“

hätte das Motto unserer Truppe sein können.

Der Kommandant unseres Freikorps war ein früherer preussischer Reserveoffizier, der schon seit langem als Regierungsbeamter in Transvaal lebte. Ein Herr von D. aus altfeudalem Geschlecht, wohlgenährt, behäbig – gerade kein Zieten aus dem Busch. Je nach den reiterischen Begabungen teilten wir unsere Truppe in neunzig Berittene und sechzig „voetganger“. Wir hofften mit der Zeit noch mehr Pferde zu bekommen. Der Veldkornet oder Kapitän der Reiterei war ein flotter ehemaliger deutscher Husarenleutnant, den das Schicksal in aller Herren Ländern umhergetrieben hatte; der Veldkornet der Fußtruppe, ein gewesener Vizefeldwebel, seines Zeichens Tischlermeister, ein Bombenkerl, der von uns nur der „dicke Paul“ genannt wurde. Die Truppe war in Korporalschaften von je zehn Mann eingeteilt, von denen auch ich eine unter mir hatte.

So entsprach unsere Einteilung im allgemeinen der des Milizheeres der Buren, welches nur wenige Rangstufen höheren und niederen Grades kennt: der Kommandant-General ist der Oberstkommandierende sämtlicher Streitkräfte, Veggeneral heißt der Befehlshaber einer Heeresgruppe, die sich wiederum aus einer Anzahl von Kommandos zusammensetzt. Unter einem Kommando versteht man die waffenfähige Mannschaft eines Distriktes, deren Befehlshaber der Kommandant ist. Die-

sem wiederum unterstehen die Veldkornets oder Kreishauptleute des betreffenden Distriktes. Die kleinste Einheit ist die Korporalschaft. Die Stärke der Kommandos sowie der Veldkornetschaften ist verschieden, sie hängt von der Einwohnerzahl der Gegend ab. Ein Kommando kann zwischen vierhundert und achthundert Mann schwanken, eine Veldkornetschaft zwischen hundert und zweihundert.

Die Gesamtstärke der vereinigten Streitkräfte von Transvaal und dem Freistaat betrug etwa fünfzigtausend Waffenfähige zwischen sechzehn und sechzig Jahren, wovon dreißigtausend auf die Transvaaler und zwanzigtausend auf die Freistaater entfielen. Zieht man in Betracht, daß die burische Bevölkerung der beiden kleinen Republiken sich nur auf etwa zweihundertunddreißigtausend Köpfe belief, so muß die Zahl von fünfzigtausend Streitern als äußerstes Aufgebot gelten. Ich glaube nicht, daß je mehr als vierzigtausend Buren im Felde gestanden haben, da sich stets eine große Zahl Urlauber zu Hause befand, um sich um ihren ländlichen Besitz zu kümmern. — Hierzu kam eine reguläre, nach deutschem Muster vorzüglich ausgebildete Artillerie mit annähernd hundert Geschützen. —

Unser Freikorps wurde Lukas Meyer zugeteilt, der die Engländer in ihrer rechten Flanke packen sollte. So war unser Freikorps Anfang Oktober mit Saak und Paak in einem Extrazuge nach Natal abgedampft. Irgendwo im Wackerstromdistrikt, nördlich der Grenze, wurden wir ausgeladen, und nun ging es in kleinen Etappen nach Utrecht. Auf vier leichten Transportwagen, die mit Maultieren bespannt waren, führten wir unsere Bagage mit. Die Infanteristen hatten die Vergünstigung, abwechselnd auf dem Gepäck sitzen zu dürfen.

Jede freie Stunde nach den Märschen, wie besonders jetzt im Lager, wurde benutzt, unsere Leute zu einer einheitlichen schlagfertigen Truppe auszubilden. Scheibenschießen, Ausschwärmen in Schützenlinien, Deckungsuchen war es, was vor allem für diese irreguläre Truppe in Betracht kam. Da es zumeist helle Jungens waren, die teils früher gedient hatten, teils weit in der Welt herumgekommen waren und wußten, daß ein Schießeißen kein Besenstiel ist, so ging die Ausbildung spielend vor sich. — Unsere Waffe war das „Mauser-Burengewehr“, hergestellt von der Firma Loewe-Berlin. Es entsprach im ganzen dem neuesten deutschen Militärmodell 98 mit der freiliegenden seitlichen Lagerung von fünf Patronen. Dieser Streifenlader war das vollkommenste Repetier-



gewehr auf dem damaligen Weltmarkt und, wie es sich erwies, dem englischen Lee-Metfort in Qualität wie Konstruktion entschieden überlegen. Während die Buren mit dem langen Infanteriegewehr bewaffnet waren, hatten wir für uns den sehr handlichen Karabiner gewählt. — Die kleine Zahl Greenhorns, die ihrer Aufgabe noch recht harmlos gegenüberstanden, wurde entsprechend in die verschiedenen Korporalschaften verteilt. Einige wenige dienstuntaugliche Elemente waren auch dabei. Sie hatten sich in ihrer Kriegsbegeisterung nicht zurückhalten lassen und wurden nun im Lagerdienst verwendet. Auf dem Marsche war einer der Futloopers vom Wagen heruntergekugelt und wand sich, Schaum vor dem Munde, in Krämpfen — ein Epileptiker. Keine angenehme Entdeckung; aber auch für diesen Mann, der flehentlich bat, ihn nicht zurückzuschicken, fand sich ein angemessener Posten als Koch.

\*

Auf einer kleinen Anhöhe unweit des Lagers stehen wir und lauschen atemlos auf ein kaum vernehmbares Dröhnen, das aus weiter Ferne zu uns herüberdringt. Aus der Richtung Dundee scheint es zu kommen. — In der stillen Klarheit der afrikanischen Hochlandsluft dringt ja der Schall ungleich weiter als in dem dunstigen Getriebe europäischer Tiefländer. Viel mehr noch als das Ohr wird hier das Auge getäuscht, wo die klare subtropische Luft auf weite Entfernungen die Erscheinungen bildartig naherückt. — Gewitter kann das nicht sein — Kanonendonner! Kein Zweifel.

Hurra! brüllt es aus hundert Kehlen. Hüte fliegen in die Luft, ungeheure Begeisterung. Unsere Vorhut muß mit den Engländern aneinandergeraten sein. Die erste Schlacht. Der Krieg hat begonnen. Ein Zurück gibt es nicht mehr. Wir sind kaum mehr zu halten. Am liebsten möchten wir gleich rauf auf die Bäule und los!

Die Schatten der Nacht senken sich über Hügel und Täler. In scharfem Trab geht es hinein ins ungewisse Dunkel. Die Regenzeit hat eingesetzt, in diesem Jahr früher und stärker als sonst. Die Hufe der Pferde klatschen in den aufgeweichten Boden, ein feiner Regen rieselt nieder. Mehrere Stunden dauert der unbehagliche Ritt. Trotzdem ist die Stimmung eine gehobene. Es geht durch einen angeschwollenen Fluß. Den Pferden schäumt das Wasser bis an die Sättel. Da heißt's Beine hochziehen, wer nicht eingeweichte Stiefel haben will. Einer, der die Reitkunst nicht gerade erfunden hat, kugelt hierbei in das nasse, kalte Ele-

ment. Prustend, fluchend, den Gaul am Zügel, wadet er dem Ufer zu. Peinliche Sache. – „Feuertaufe – oller Wiedertäufer!“ – Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Aber es ist nicht böß gemeint.

Das tragikomische Zwischenspiel beiseite. Es ist ein großer Moment! Wir haben die Grenze überschritten! – Es ist historischer Boden, auf dem wir stehen. Vor einem halben Jahrhundert haben hier am Buffalo die Vortrecker den Zulus in schweren Kämpfen den Boden abgerungen. Gegen einen größeren Feind geht's jetzt im Kampf ums Dasein. –

Vereinzelte Burentrupps kommen uns entgegen, reiten schweigend an uns vorüber. Jetzt geht es durch einen angeschwollenen Bach mit steilen Ufern. Hart am Wege liegt düster im Dunkeln eine verlassene Farm.

„Das Ganze halt!“ tönt die Stimme unseres Feldkornets, der an der Spitze mit zwei landeskundigen Buren reitet.

Erst die Pferde unter Dach und Fach. Dann hocken sich die Mannschaften alarmbereit in die leeren Räume des ehemaligen Wohnhauses. Alles drängt an den Kamin, aus dem die Flammen wohlthuende Wärme spenden. Der Ehrenplatz ist dem unfreiwillig Gebadeten eingeräumt, der dort, fast nackt, sich und seine Kleider trocknet. – Was eigentlich los ist, weiß keiner von uns; aber irgend etwas scheint nicht in Ordnung. Gegen Mitternacht Stimmengewirr, Wagengerassel. Alle Müdigkeit weicht von uns. Ich trete hinaus, um zu sehen, was vorgeht. In langen Zügen, zu Hunderten, strömen die Buren den Weg zurück, auf dem wir gekommen sind. Aus Ambulanzwagen tönt das Wimmern Verwundeter, das Stöhnen Sterbender. Das riecht verflucht nach Rückzug! – Leute vom Brshheidkommando sind dabei. Ob da nicht alte Bekannte von mir darunter sind? – Wie mein Afrikaans mir jetzt zugute kommt!

„Burgers (Bürger), sagt mal, was ist eigentlich los?“ erkundige ich mich.

„Ach, die Kanonen der Engländer, die haben uns zugesetzt – nicht zum Aushalten – und Leute haben wir verloren wie noch nie! Allmachtach!“

„Donnerwetter, wieviel denn?“

„Bannig, Jong! Hundert Tote und Verwundete!“

„Und wieviel wart ihr denn im ganzen?“

„An die fünfzehnhundert Mann.“

„Hattet ihr denn keine Kanonen?“



„Doch, vier Stück.“

„Na, und haben die nicht gut geschossen?“

„Doch, famos. Aber die Engländer hatten ja zehnmal soviel!“

„Wie waren denn die englischen Soldaten?“

„Ach, Jong, die können immer noch nicht in unserem Lande Krieg führen. Grad so wie früher. Wie die herankamen, die haben wir schön zusammengeschossen!“

Die Sache kam mir denn doch etwas seltsam vor. Ich wußte, was für ausgezeichnete Schützen die Buren sind. Und trotzdem der Rückzug? –

„Warum seid ihr denn aber geflüchtet?“

„Ja, glaubst du denn, Deuster (Deutscher), wir warten erst ab, bis die Engländer uns auf ihre Bajonette spießen? Dafür sind uns unsere Leute zu schade. Da gehen wir lieber auf einen anderen Hügel und schießen die Engländer von neuem ab.“

Das war echt! Da sprach der Jäger, der Guerrillakrieger, aber nicht der Soldat. – Ich ging ins Haus zurück und erzählte, was ich vernommen hatte, unserem Veldkornet. Der kannte die Buren schon und meinte: „Na, Jannasch, wir werden noch unsere Wunder erleben! Verstärken Sie die Posten, übernehmen Sie die nächste Wache und versuchen Sie noch mehr zu erfahren.“

Ich tat, wie befohlen. Noch immer herrschte reges Leben auf der Landstraße. Die Kanonen rasselten heran. Bald hörte ich hier, bald dort etwas Neues von dem ersten Kampf, der sich bei Dundee abgespielt hatte. Ich konnte mir soviel zusammenreimen, daß die Buren von dem ihnen ungewohnten Artilleriefener der Engländer ebenso eingeschüchtert waren, wie diese durch die unerwartete Wirkung des Schützenfeuers der Buren. – Im Grunde nicht zu verwundern. Waren doch die Buren ein Milizheer ohne Disziplin, und das englische Militär war mehr auf die Massenangriffe schlecht bewaffneter Eingeborener eingestellt.

Der Zug der Zurückflutenden ging zu Ende. Ganz zuletzt ritt ein baumlangler Keel heran. Schwarzbärtig, in einen dunklen Mantel gehüllt. Diese düstere Erscheinung kam mir bekannt vor. Richtig, Ferreira, der Unversöhnliche! Das fahle Gesicht schien noch ernster als sonst. Doch es hellte sich auf, als er mich erkannte. Fast gerührt war er, mich unter den Kämpfern für Freiheit und Recht zu finden. Es war ihm völlig neu, daß Hunderte von Deutschen sich auf die Burenseite gestellt hatten.

Ferreira war höchst unzufrieden mit sich und der Welt: „Dieser Rückzug! War das nötig? Stand gar nicht schlecht für uns. Hätten's auch ohne Verstärkung schaffen können. Die Engländer fielen zu vielen Hunderten! Was war unser Verlust dagegen! Sind wir ein Volk von Weibern geworden? Die alten Vortrecker hätten nie und nimmer nachgegeben!“

Ich trat mit ihm in den matten Lichtschein eines Fensters. Erst jetzt bemerkte ich, daß Hand und Armel voller Blut waren.

„Verwundet?“

„Nichts zu sagen. Ein kleiner Streifer am Oberarm. Wie ich dazu kam? Die verdammten ‚Rooinelke‘ führten einen Rote-Kreuz-Wagen in die vordersten Linien. (rooinel = Rotgenick, Rothals, ist einer der burischen Spottnamen für die Engländer, deren empfindliche Haut am Hals von der afrikanischen Sonne krebsrot gebrannt wird.) Wir ließen sie gewähren, stellten das Feuer ein. Plötzlich dreht der Wagen um, und ein Maschinengewehr feuert daraus, was uns mindestens ein Dutzend Leute gekostet hat. So sieht das Völkerrecht bei den Engländern aus! Und da soll man noch Pardon geben?“ –

Tiefer grub sich die drohende Falte zwischen seine buschigen Brauen.

Ich drückte ihm die Hand zum Abschied. Der Unversöhnliche verschwand im Dunkel – für mich für immer. Später einmal hörte ich, wie die Buren sich Heldentaten von diesem seltsamen Mann erzählten: Als ein kleiner Trupp Buren, durch englische Übermacht abgeschnitten, sich ergab, kämpfte Ferreira allein wie ein Berserker weiter, bis er von Bajonetten und Kugeln durchlöchert zusammenbrach.

Gegen vier Uhr morgens langte ein Kurier von Lukas Meyer bei uns an mit dem Befehl, daß wir sofort einen Rekognoszierungsritt in Richtung Dundee machen sollten. Der Überbringer war zugleich unser Führer. Durch ihn erfuhren wir Genaueres über das gestrige Gefecht. Die ganze Sache hatte sich etwa folgendermaßen zugetragen:

Die Vorhut unseres Flügels stieß in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober auf vorgeschobene feindliche Abteilungen und trieb diese nach kurzem Feuergefecht auf Dundee zurück, wo General Symmons ein großes, befestigtes Lager bezogen hatte. Die Buren hielten sich für stark genug, den Kampf mit der englischen Übermacht aufzunehmen. Sie besetzten den langgezogenen Talan Hügel und begannen mit ihren vier Kanonen das englische Lager auf fünftausend Schritt zu bombardieren. Sofort



erwiderten die Engländer das Feuer mit ihrer weit überlegenen Artillerie, konnten aber auf diese Entfernung den hinter Felsen und Büschen gedeckten Buren nicht beikommen. General Symmons ließ nun zum allgemeinen Angriff vorgehen. Mehrere Batterien wurden bis auf etwa zweitausend Meter gegen die Burenstellung vorgeschoben, und gegen Mittag gelang es diesen, zwei Geschütze der Buren zum Schweigen zu bringen und deren Linie genauer aufs Korn zu nehmen. Unter dem Schutze ihrer Kanonen arbeitete sich die feindliche Infanterie, wenn auch unter schweren Verlusten, mehr und mehr an den Talanhügel heran. Hierbei ereignete sich jener schamlose Vorfall mit der englischen Ambulanz, der auch von diesem Augenzeugen bestätigt wurde. Vergeblich harrete unsere wackere Vorhut auf die Joubertschen Kommandos, die schon längst von Norden her eingreifen sollten. Diese kamen und kamen nicht. Kein Wunder, daß da die Buren, die außer ihrem Gewehr keine andere Waffe führen und auf den Nahkampf gar nicht eingerichtet sind, den Bajonettangriff der mehrfachen englischen Übermacht nicht abwarteten. Sie konzentrierten sich rückwärts zu ihren Pferden und verschwanden. —

So schnell als es der aufgeweichte Boden gestattete, bewegte sich unsere Truppe durch das nächtliche Dunkel. Die Dämmerung begann, der Regen ließ nach, es schien ein schöner Tag werden zu wollen. Immer deutlicher wurden die Umrisse der Hügel, welche die große Ebene, durch die wir ritten, einfaßten. In kleine Abteilungen von vier und fünf Mann aufgelöst, verteilte sich die Spitze über das Gelände. Das Gros blieb etwas zurück. Voran der Feldkornet mit unserem Burenführer und meinem Beritt. Zwei Telegraphisten von der Heliographenabteilung hatten sich uns auf höheren Befehl angeschlossen. Eine geradezu unnatürliche Stille ringsumher. Vom Feind nicht die geringste Spur. Wir saßen ab und erklimmen eine Anhöhe. Mit bloßem Auge waren die Zelte des englischen Lagers in beherrschender Stellung zu erkennen. Mit Fernrohr und Feldstecher wurde die ganze Gegend abgesucht. Nichts Verdächtiges. Alles wie ausgestorben.

Doch halt! Dort, nicht weit ab, sprengten soeben drei Reiter hinter einem Hügel hervor. An den kleinen gedrungenen Perden, den Schlapphüten, der Zivillleidnug sind sie ohne Schwierigkeit als Buren zu erkennen. Als sie uns sehen, reißen sie ihre Tiere zurück. — „Goein dag, burgers“, schallt es ihnen beruhigend entgegen. — Es sind Meldereiter

der Joubertschen Hauptarmee. Sie bringen gute Nachricht. Schwere Regensfälle im Hochgebirge haben gestern den Vormarsch ihrer Kommandos verzögert, die dem Feinde in die Flanke fallen sollten. Aber mehrere hundert Gefangene haben sie dabei doch gemacht. Eine Abteilung der englischen Kavallerie, welche unsere Leute am Talanhügel umgehen und ihnen den Rückzug abschneiden sollte, hatte dabei den Weg verloren, war zu weit nördlich geraten und einer Vorhut Jouberts in die Arme gelaufen.

Das gibt Arbeit für unsere „Sonnenanbeter“, wie wir die Heliographisten sinnreich getauft hatten; denn gerade bricht die Sonne zwischen den Wolken hervor, und ihrer bedarf es zu dieser eigenartigen Telegraphie. Der Dreifuß mit dem Spiegel wird aufgestellt und funkt in kürzeren und längeren Intervallen. Da blüht es auf einem Hügel weit hinter uns auf. Die Unterhaltung im Morseystem geht vor sich.

Donnerwetter! Dort funkt es ja auch von den Höhen von Dundee her. Atemlose Spannung. – Fürwahr, der Sonnengott ist uns heute gnädig gesinnt. Er wärmt uns nicht nur Leib und Gemüt. Frohe Botschaft sendet er durch seine „Priester“: Englisches Lager geräumt, Engländer bei Nacht geflohen in Richtung Ladysmith. – Vorwärts! Hurra, unsere Sonnenanbeter sind die Helden des Tages! Die Depesche wird sofort an unsere Kommandos weitergegeben. Wir sind überwältigt vor Freude. Die Meldereiter galoppieren weiter zu Lukas Meyer.

Vorwärts auf Dundee, über Bodenwellen und Hügel.

Ein Blick rückwärts bietet uns ein erfreuliches, erhebendes Bild. Von allen Seiten, aus ihren Schlupfwinkeln hinter den Koppies (Hügel, Berge) strömen die afrikanischen Reitercharen hervor. In langen Zügen ergießen sie sich in die große Ebene, die wir vorhin durchquert haben. Die Hunderte werden zu Tausenden. Die gesamte Armee Lukas Meyers ist auf dem Marsch. Die Gewehre blitzen im Sonnenschein. Nicht in stürmischem Galopp geht es vorwärts. Es ist jener eigenartige südafrikanische Schaukeltrab, der zwischen kurzem Trab und Schritt liegt, der das Pferd nicht ermüdet und auf weite Strecken doch recht fördernd ist. Nicht schön, aber praktisch. Dem europäischen Reiter verursacht dies ungewohnte Tempo anfangs eine Art besserer Seekrankheit. –

Näher und näher rückte das Städtchen Dundee. Abseits vom Wege lag ein Kafferkrall. Dort stand ein Haufen Eingeborener, die sich lebhaft gestikulierend unterhielten. Als sie uns bemerkten, verstummte das Ge-



schmatter. Sie schienen nicht recht zu wissen, was sie aus uns machen sollten. Wir kamen ihnen weder als Mapune, noch als Englise vor. „Will mal sehen, was diese Leutchen für Neuigkeiten haben!“ – Ich gab meinem Pferde die Sporen und begrüßte die Zulus in ihrer Sprache. Das gewann ihr Vertrauen. Sie wußten bereits soviel wie wir, ja mehr: General Symmons sollte schwer verwundet sein. Die Engländer hätten ihre Verwundeten in Dundee zurückgelassen – so eilig hätten sie es gehabt. – Auch die Schwarzen haben ihre Telegraphie, wenn auch nicht mit Elektrizität und Sonnenlicht. –

Wir waren nicht die ersten, die das verlassene Lager betraten. Einige hundert Mann der Joubertschen Vorhut waren uns zuvorgekommen. Fast unberührt fielen ungeheure Vorräte in unsere Hände. Da waren ganze Berge von Konservenlisten, Mehl und Getreide aufgestapelt. Was sich an Ausrüstungsgegenständen nur denken ließ, fand sich hier in erstklassiger englischer Qualität in Hülle und Fülle vor. Ein besonderes Kapitel bildeten die englischen Offizierszelte, die geradezu luxuriös eingerichtet waren. Da lagen die feinsten ledernen Koffer herum, schon mit den fertigen Adressen an die ersten Hotels in Johannesburg und Pretoria versehen.

„Stadig, Engelsman, dit gaan nie so vinnig nie!“ („Langsam, Engländer, das geht so schnell nicht!“)

In einem Gemisch von Staunen und Habgier fielen die Buren über all die Herrlichkeiten her. Es kam zu den seltsamsten Vorgängen, da sich so manches Kulturprodukt vorfand, dessen Gebrauch diesen Naturburschen ein Buch mit sieben Siegeln zu sein schien. Ein graubärtiger Vortrekler bewunderte mit einer gewissen Scheu ein funkelnagelneues Necessaire aus feinstem Leder. Ich erklärte ihm, was es mit diesem Kunstgegenstand für eine Bewandnis habe. Der Alte preßte das Necessaire an seine Brust und meinte strahlend, das wäre ein fabelhaftes Geschenk für seine Frau. Ein allgemeines Umkleiden begann, und manch schätzbare Gestalt tauchte, wie ein Phönix aus der Asche, im schönsten englischen Khaki aus den Zelten wieder hervor. Auf diese Weise kam ich in den Besitz von ein Paar prächtigen Offiziersreitstiefeln und Breeches, die mir wie angegossen saßen. Einer meiner Kameraden hatte einen ähnlichen glücklichen Griff gemacht wie ich. Wir bewunderten uns gegenseitig. – „Das lohnt ja allein schon, so einen Krieg mitzumachen“, äußerte er mit zufriedennem Grinsen, als ob er den Höhepunkt des Da-

seins erreicht hätte. — „Ja, in solchen Stiefeln kann man wenigstens als anständiger Mensch ins Gras beißen“, stimmte ich ihm bei.

Als immer neuer Zuzug eintraf, artete die Szene mehr und mehr in wüstes Plündern aus. Unsere Freischärler wollten auch nicht zu kurz kommen und packten auf, was die Tiere tragen konnten. Vergeblich bemühten sich die Kommandanten und Veldkornets, dem Treiben Einhalt zu tun. Disziplin war ja nicht gerade die hervorragende Eigenschaft unserer Milizen. Es war höchste Zeit, als eine Abteilung Johannesburgs Polizei anlangte, die auch für den Krieg aufgebildet war. Diese brachte allmählich Ordnung in das Chaos und belegte die wichtigeren Vorräte mit Beschlagnahme für die Kommandantur. —

Während Vegggeneral Lukas Meyer mit seinen Kommandanten und Veldkornets Kriegsrat hielt, gönnten sich die übrigen Bürger eine wohlverdiente Ruhepause. Mann und Pferd labten sich an den Futtertschätzen des englischen Lagers. Währenddessen bezog sich der Himmel von neuem mit Wolken. Da kam der Befehl, die bestberittenen Leute jedes Kommandos sollten sofort die Verfolgung der fliehenden Engländer aufnehmen. Ohne Zelte, ohne Bagage, nur mit dem Nötigsten am Sattel ging es vorwärts im strömenden Regen. Bis an die Knie patzten die armen Gäule durch die aufgeweichten Gebirgswege, die obendrein noch von dem feindlichen Heer ausgetreten waren. Wie froh war ich über meine wasserdichten, neuen Schaftstiefel, wenn ich an steilen Stellen mein Tier am Zügel führen mußte. So ging es Tag für Tag in südlicher Richtung hinter dem Feinde her, der mit der Ausdauer der Verzweiflung der englischen Hauptarmee in Ladysmith zustrebte. Leere Konservendbüchsen, gefallene Pferde, abgeworfene Bagagestücke kennzeichneten die Rückzugslinie des Feindes. Auch vereinzelte Kranke und Verwundete, die vor Erschöpfung liegengeblieben waren, trafen wir an. Es wurde für sie Sorge getragen wie für unsere eigenen Leute, so wie es sich unter anständigen Gegnern gehört. Die Buren haben sich in dieser Hinsicht stets als Gentlemen erwiesen. Die Engländer anfangs im allgemeinen auch, wenn dies auch späterhin bei der zweijährigen Dauer des eigentlichen Guerrillakrieges leider in das Gegenteil umschlug. Trotz aller Anstrengungen konnten wir den erheblichen Vorsprung der Fliehenden nicht aufholen. Was half uns in diesem Dauerregen im Hochgebirge, daß wir beritten waren, — die englische Infanterie stampfte nicht langsamer durch den Morast als wir mit unseren Gäulen. — Die Vorsehung schien es



diesmal gnädig mit dem Feinde zu meinen, der uns bei trockenem Wetter ausgeliefert gewesen wäre.

Genug, um Haaresbreite gelang es General Nyle, dem Nachfolger des schwerverwundeten General Symmons, sich unseren Umklammerungsversuchen, auch von der Bahnseite her, zu entziehen und sich mit der britischen Hauptmacht unter General White in Ladysmith zu vereinigen. Seine Truppen sollen dort in völlig erschöpftem Zustand angelangt sein. Auch wir bedurften dringend einer Ruhepause. Etwa einen Tagesmarsch von Ladysmith entfernt nahm unsere gesamte Natalarmee, an die zwanzigtausend Mann, erst einmal richtig Fühlung miteinander. Es dauerte immerhin noch mehrere Tage, bis in dem durchregneten Gelände das Gros unserer Truppen nachkam und unsere Feldgeschütze eintrafen. Fünftausend Freistaater bildeten bei Bestaars, an der Bahnlinie von Harrysmith, im Westen den rechten Flügel. Unser Zentrum, über zehntausend Mann stark, stand unter unserm Kommandant-General Joubert an der Natal-Hauptbahn; im Osten war der linke Flügel unter Lukas Meyer aufmarschiert. Was noch hinten nachkam, kam vorläufig nicht in Betracht.

\*

Das Wetter klärte sich auf. Am 30. Oktober schon vor Sonnenaufgang heftiger Geschützdonner auf der ganzen englischen Linie.

Unser Freikorps war zwei Geschützen als Bedeckung beigegeben, die etwas getrennt voneinander operierten; eine 12-cm-Krupp-Feldhaubitze und ein Maxim-Nordensfeld-Schnellfeuergeschütz. Ich befand mich bei dem letzteren. Los rasselten die Kanonen mit starkem Vorspann über Geröll und Steine. Schnell war die leichtere Maxim-Nordensfeld auf dreitausend Meter an die feindliche Stellung herangebracht und eröffnete ihr Feuer. Diese automatische Kanone – wegen ihres kurzen, schnell aufeinanderfolgenden Knalles von den Buren kurzweg „Pom-Pom“ genannt – hat im südafrikanischen Krieg eine große Rolle gespielt. In den Händen der Buren hat sie sich als die wirksamste und furchtbarste Artilleriewaffe bewährt. Es war ein besonders glücklicher Griff der Transvaalregierung, daß sie in den letzten Jahren vierundzwanzig Stück dieses Typs angeschafft hatte – geliefert von den englischen Vickerswerken, obgleich man in maßgebenden englischen Regierungskreisen, die zum Teil persönlich an den Rüstungswerken selbst stark interessiert waren, genau wußte, daß diese neuesten automatischen Geschütze bald gegen die

eigenen Truppen eingesetzt werden könnten. War doch jener mysteriöse Sir Bazil Zaharoff – ursprünglich ein armer levantinisch-jüdisch gekreuzter Schlucker, der später der reichste Mann des britischen Weltreichs und Ritter des Hosenbandordens wurde – Hauptinhaber der Vickerswerke: In eingeweihten Kreisen hieß dieser eigentliche Führer der englischen Rüstungsindustrie „the maker of wars“, der Kriegemacher. Als Musterbeispiel für die Staatsauffassung der englischen Oligarchie schon in der damaligen Zeit möge die Tatsache dienen, daß während des Krieges die Buren über Lorenzo-Marques mit großen Mengen Mäuserpatronen von einer englischen Munitionsfabrik beliefert wurden, bei der – der naive deutsche Leser wird das kaum für möglich halten – kein geringerer als der britische Kolonialminister und Burenfresser Joe Chamberlain stiller Teilhaber war! – non olet. –

Die Pom-Poms waren auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen, den Verhältnissen entsprechend, verteilt. Diese Geschütze feuern 3,7-cm-Lilliputgranaten, nach Art der Maschinengewehre, aus einem Gurt. Der Lauf dieses an sich leichten Geschützes steht auf einer verhältnismäßig schweren Lafette, so daß das Ziel während des Schnellfeuers nicht verrückt wird und auf Distanzen bis zu dreitausend Meter fast mit der Genauigkeit eines Maschinengewehres geschossen wird. – Das war so etwas für die Buren! Damit konnten sie von ihrer überlegenen Schießkunst Gebrauch machen. Denn genau wie sich die Afrikaner in ihrem Lande als Bewehrshützen dem Ausländer überlegen zeigten, so auch mit ihrer regulären Artillerie. Dies beruhte vor allem auf dem richtigen Einschätzen selbst weitester Entfernungen. Hierbei spielt die klare, dünne afrikanische Luft dem Europäer, besonders in der ersten Zeit, schlimme Posen. Sie läßt dem Auge die Entfernungen kürzer erscheinen als sie in Wirklichkeit sind und führt zu starken Unterschätzungen, besonders dort, wo Schluchten zwischen dem Schützen und dem Ziele liegen. – Wir rissen uns förmlich um das Fernrohr, um die Wirkung unseres Pom-Poms beobachten zu können. Dieses hatten wir mit Büschen so gut getarnt, daß die englische Batterie, die uns gegenüber stand, uns vergeblich suchte. In weiten Abständen um uns herum schlugen ihre Geschosse irgendwo Löcher in den Boden. Auf einmal wandte die feindliche Batterie ihre ganze Aufmerksamkeit einem großen Kopje zu, von dem plötzlich ein lebhaftes Kleingewehrfeuer der Unsrigen auf die äußerste englische Flanke niederprasselte.



„Vorwärts!“ Im Nu sind die Maultiere wieder vorgespannt. Unser Pom=Pom rasselt durch dick und dünn bis auf fünfzehnhundert Meter an die feindliche Stellung heran. Auch die schwerfällige Haubitze rückt näher und schickt ihre freundlichen Grüße zum Feinde hinüber. – Wir sind entdeckt. In nächster Nähe schlagen die englischen Geschosse ein. Verteufelt, als Artilleriebedeckung im schönsten Feuer zur Untätigkeit verdammt zu sein! Kaltblütig feuern unsere Artilleristen weiter; wir aber suchen Deckung hinter Termitenhügeln und in Felspalten. Durch unser Feuer unterstützt, arbeitet sich unsere äußerste Linke näher und näher an die englische Stellung heran. Die feindliche Infanterie geht zurück. Das Feuer der gegnerischen Batterie läßt von uns ab und richtet sich mit voller Wucht gegen unseren Flankenangriff. Ein Meldereiter kommt herangeflüzt mit der Nachricht, daß das Zentrum und der linke Flügel der Engländer im Zurückweichen sind. Nun sind unsere Geschütze außer jeder Gefahr. Ein Teil der Deckungsmannschaft läßt es sich nicht nehmen, mit der Ordonnanz, die das Gelände ganz genau kennt, in schnellem Bogen zu unserem äußersten Flügel zu jagen.

Untermwegs treffen wir einige Buren. Den einen kenne ich. Ich winke ihm zu: „Wohin so eilig?“ – „Engelसे flüht!“ – Es klingt, als ob es zur Jagd ginge.

Durch die steile Schlucht des Modderflüschens hindurch geht es empor nach dem Lombards Kop, wo die letzte Phase des Kampfes zum Austrag kommt. An einer geschützten Stelle lassen wir die Pferde mit einigen Mann Bewachung stehen. In gebückten Sprüngen geht es weiter, unserer Linie zu. Die Nachricht von der Niederlage des Gegners auf der anderen Seite verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Huschend, springend, krauchend taucht es auf, um schattenartig wieder hinter Klippen und Büschen zu verschwinden. Der ganze Berg scheint in Bewegung. Vor dem näher und näher rückenden Feuer der Buren weichen die Engländer weiter und weiter zurück. Tapfer exponiert sich die englische Batterie. Sie wagt sogar einen Vorstoß, um das Zurückgehen zum Stehen zu bringen und feuert in uns hinein, ungeachtet der unaufhörlichen Einschläge unseres Pom=Poms und unserer Kugeln. Aber auch das kann den allgemeinen Rückzug der Engländer nicht mehr aufhalten. Die Batterie gerät jetzt selbst in die größte Bedrängnis und muß zurück. – Vorwärts – hurra! Zwei Geschütze fallen in unsere Hände. Ihre tapferen Bedienungsmannschaften liegen, von den Kugeln unserer Scharfschützen

gefällt, daneben. An einer anderen Stelle strecken hundert Mann die Hände hoch und ergeben sich.

Wir Freischärler freuten uns schon, daß nun die Verfolgung losgehen sollte. Ein Teil lief zurück, um die Pferde heranzuholen. — Vergebene Liebesmüh; wie selbstverständlich geriet der Kampf überall ins Stocken. Auf einmal waren die Engländer verschwunden. — Waffenstillstand! —

Einigermassen enttäuscht kehrten wir zu unseren Kanonen zurück.

Unser schneidiger Veldkornet lief, an seinem martialischen Schnauzbart drehend, auf und ab und tobte: „Sawirtschaft, Kartoffelkrieg, Verkalkung! Da verliert man ja jede Lust mitzumachen. Anstatt hinter den Engländern her und Ladysmith genommen, werden jetzt Psalmen gesungen und Bibelstellen gelesen. Achtundvierzig Stunden Waffenstillstand hat Joubert dem General White bewilligt, damit er unbehelligt die Zivilbevölkerung, die Verwundeten und Kranken per Bahn nach Süden wegschaffen kann. Wozu all diese Schlappheit und blöde Humanität: Krieg ist Krieg! Wenn wir schon Ladysmith aushungern wollen, warum dann die Fresser hinauslassen? Das wird sich alles noch furchtbar rächen! Keinen Atem dürften wir den Engländern lassen; bis zur Küste müßten wir sie jagen!“

Der ehemalige Offizier hatte recht; wenn auch der augenblickliche Erfolg uns die Sache nicht so tragisch erscheinen ließ.

Die Schlacht bei Ladysmith oder Modderspruit, wie sie auch heißt, war die erste Kraftprobe zwischen der Hauptmacht der beiden Gegner. Die Engländer verloren ungefähr dreihundert Mann an Toten und Verwundeten, achthundert Gefangene und acht Geschütze. Sechs hiervon gerieten auf recht seltsame Art in unsere Hände. Als der linke Flügel der Engländer des Nachts bei Nicholsons Neck vorbeimarschierte, waren die Höhenzüge über ihnen schon von Freistaatern besetzt, die Felsstücke auf die Ahnungslosen hinabrollten. Dadurch wurden die Maultiere, welche die Gebirgsgeschütze trugen, scheu und brannten durch, in die Stellung der Buren hinein. — Der Verlust der Unsrigen in der Schlacht bei Ladysmith war verschwindend gering: siebenzig Verwundete und Tote. Das erklärt sich vor allem aus der überaus geschickten Art, wie die Buren das Gelände und jede Deckung auszunutzen verstehen. Wurde mir doch wiederholt von englischen Gefangenen, Offizieren wie Soldaten, versichert, daß sie während des ganzen Gefechtes keine Buren zu Gesicht



bekommen hätten. Es wäre höchst demoralisierend, gegen einen so unsichtbaren Gegner kämpfen zu müssen und dabei die eigenen Leute scharrenweise fallen zu sehen.

Da der Bur in sehr auseinandergezogenen, dünnen Schützenlinien kämpft und keine tiefen Formationen kennt, so glaube ich nicht, daß mehr als fünftausend Mann an dieser Schlacht teilnahmen. Unsere Hauptmacht, zehn- bis fünfzehntausend Mann stark, lag währenddessen untätig weiter rückwärts, wohlverstanden alles Berittene. Wären gleich bei der ersten großen Verwirrung des Gegners diese Reserven energisch eingesetzt worden, so wäre das Schicksal von General Whites Armee besiegelt gewesen. Das von englischen Truppen entblößte Natal hätte binnen weniger Wochen von uns bis an die Küste überrannt werden können. Zugleich hätte ein beträchtlicher Teil unserer Armee zur Verstärkung an die etwas schwach besetzte Westfront geschickt werden können, um den Vormarsch in die Kap-Kolonie energischer zu gestalten.

Genug, nichts Derartiges geschah. So ist der unausgenützte Sieg der Buren bei Ladysmith diesen tatsächlich zum Verhängnis geworden.

In den nun folgenden Tagen setzten sich die Burenkommandos langsam auf den Höhenzügen rings um Ladysmith herum fest, während General White mit seiner Armee von zwölftausend Mann und vierundvierzig Geschützen das hügelige Gelände in nächster Nähe der Stadt zur Verteidigung herrichtete.

\*

Da, wo die Bahnstrecke südlich von Ladysmith sich durch Schluchten hindurch windet, standen erwartungsvoll vier Korporalschaften unseres Freikorps. Wir hatten den Befehl, nach Ablauf des Waffenstillstandes die Bahnlinie zu zerstören. Die Uhr in der Hand standen und lauerten wir. Ob die Engländer frech genug sein würden, es im Vertrauen auf die Anständigkeit der Buren zu wagen, in letzter Stunde noch einen Zug hinauszuschicken? Endlich ist es so weit. Wie Berserker stürzen wir uns auf die Schienen. Das Dynamit ist noch nicht zur Stelle. Mit Hammer und Brechstange geht es an die Arbeit. Duzende von Buren finden sich ein, um bei dem Zerstörungswerk zu helfen. Mit brutaler Kraft werden die Schienen und Schwellen umgebogen und hochgekippt. Endlich langt die sehnlichst erwartete Kiste Dynamit an. Wie ein freundlicher Gruß aus Moddersfontein, meiner letzten Wirkungsstätte,

mutet mich das an. Die Strecke ist zwar schon unfahrbar gemacht; aber knallen muß es im Krieg, und Spaß muß sein. Zusammen mit einem anderen Dynamitspezialisten verteile ich den Inhalt der Kiste am Bahnkörper. Nicht umsonst bin ich beim Brunnenbau in Hankels Schule gewesen. Kapsel und Zündschnur her, anzünden und weg. Alles „agter die koppie“! Dann – eine Detonation nach der anderen, als ob die Hölle los wäre! Hundertfach kracht das Echo von den Felsen zurück. Das Werk der Zerstörung ist vollendet.

Entgeistert deutet plötzlich ein alter Bur auf einen großen Punkt am Himmel. Ein Fesselballon über Ladysmith. Die Explosionen scheinen dort zu interessieren. Der nie gehabte Anblick macht die Afrikaner stutzig. Einer nach dem anderen drückt sich zu den Pferden. Die Beherzteren fragen, was die Englischen eigentlich mit diesem Teufelsding wollen! Einige Witzbolde erklären mit bedenklicher Miene, daß der Ballon jetzt wohl hierher fliegen würde, um Bomben auf uns abzuwerfen. – Das genügt: Wat die Boer nie ken nie, dit vreet hy nie!

„Hardloop, hardloop, burgers!“ (Lauft schnell, burgers!) ertönt es da und dort. Und im Nu sind sie „agter die koppie“ verschwunden. Wir Zurückgebliebenen freuen uns diebisch, daß wir den Afrikanern auch einmal eins ausgewischt haben, die den Uitlander nicht für ganz voll ansehen und ihn mit seiner Unkenntnis in südafrikanischen Dingen auch gern zum Narren haben. –

Die Belagerung von Ladysmith hatte begonnen. Unsere neunzig Mann waren auf der Südseite postiert. Wie vordem bildeten wir die Bedeckung unseres Maxim-Nordensfeld-Schnellfeuergeschüzes und des „Seepot“, wie der Bur klassischerweise die Haubitze nennt, – nämlich nach seinem klobigen Seifentopf, in dem er zu Hause seine Seife herstellt. Seit Wochen schon sahen wir sehnsüchtig unserer Bagage entgegen, die aber durch das verregnete Gebirgsland immer noch nicht den Anschluß bekommen konnte. So kampierten wir im Freien, schliefen in triefenden Decken, durchnäßt bis auf die Haut. Wenn sich nicht hie und da mal die Sonne aus den Wolken hervorgetraut und uns getrocknet hätte, die Sachen wären uns am Leibe versfault. Aber auch die Sonne brannte mit unerträglicher Glut hernieder, so daß wir oft vor ihr im Schatten vereinzelter Mimosenbäume Schutz suchen mußten. Die Zeit vertrieben wir uns mit Kartenspiel und Erzählen. Wasser war unser Trank, auf offenem Feuer geröstetes Fleisch unsere Nahrung. Ein Zwieback, hart



wie Stein, galt als Delikatesse. Uns gegenüber, getrennt durch ein etwa zweitausendfünfhundert Meter breites, zerrissenes Tal, zog sich der mächtige, düster dreinschauende Rücken des „Plattrandes“ hin, eine vom Feind besetzte natürliche Festung. Da die Ladysmiths mit der Munition sehr sparsam umgingen, so bewegten wir uns reichlich sorglos und dreist in unserer Stellung. So waren wir eines Tages dabei, auf einer exponierten Stelle einen Ochsen zu schlachten. Ich schoß dem Tier eine Kugel durch den Kopf, und blitzschnell gab ein Kamerad, der gelernter Fleischer war, dem Tier den Halschnitt. Das Schlachtfest begann, alles drängte sich hinzu, um beim Abziehen und Zerteilen zu helfen und ein gutes Stück zu ergattern. Dieses Treiben mußte den Artilleristen drüben doch etwas zu herausfordernd vorkommen; jedenfalls donnerten plötzlich die Kanonen vom Platrande her. Granaten heulten über uns hinweg. Mit einem Schlage war die Szene verändert. Mit affenartiger Geschwindigkeit bargen wir unsere wertvollen Körper hinter den nächsten Klippen. Die Sache fing an ernsthaft zu werden. Zwei Batterien befefferten uns. Empört, in so unsanfter Weise aus der Ruhe gestört zu werden, trommelte unser „Pom-Pom“ in hellem Tenor den Engländern in die Schanzen, während der biedere „Seepot“ den Bass dazu brummte. Uns war gar nicht wohl hinter unseren dürstigen Deckungen. Links und rechts krepiereten Granaten, flogen uns Schrapnellstücke um die Ohren. Aber auch diese Folter nahm ein Ende. Nach einer Viertelstunde verstummten die Kanonen auf beiden Seiten. Man hatte gezeigt, daß man noch da war. Wir waren vor derartigen Extravaganzen gewarnt. Langsam krochen wir aus den Verstecken hervor. Wunderbarerweise war niemand zu Schaden gekommen. Wir waren eben im Begriff, unser Schlachtopfer nach einem ungestörten Ruheplätzchen zu ziehen. Da, ein unerwarteter Anblick: das abgezogene Fell neben dem Ochsen begann sich plötzlich zu regen, erhob sich, stand aufrecht, schüttelte sich und flog im Bogen zur Erde. Und – o Wunder der Natur – aus der Haut des Ochsen entpuppte sich unser Fleischer, über und über mit dem Blute des Tieres bellebt. Aufrecht und stolz, das blühende Schlächtermesser in der Faust, wie der Schlachtengott Mars selbst! – Dröhnendes Gelächter. – Der geborene Berliner aber rief triumphierend: „Ja und der Bulle haben die Position jehalten; eh mir de Engländer bange machen, müssen se erst noch in Berlin uff de Schule jehn!“

Schleunigst schafften wir den Ochsen nach einer geschützten Stelle.

Die Engländer schickten uns noch einige Granaten nach, die, ohne Schaden anzurichten, über unsere Köpfe hinwegpiffen.

Einige Zeit später kam uns durch Zufall eine Pietermaritzburger Zeitung in die Hände, in der unter den Frontberichten stand, daß das deutsche Freiwilligenkorps vor Ladysmith unter heftigem Artilleriefeuere schwere Verluste erlitten habe! —

Etwa zwölf Kilometer östlich von uns auf dem mächtigen Berggründen des Isimbulwana stand eines unserer wenigen schweren Belagerungsgeschütze, ein 15,5-cm-Schneider-Creuzot. „Long Tom“ hieß es im Volksmund. Im Schützengraben bot uns Long Tom manche Unterhaltung. Wenn eine mächtige Rauchwolke dort aufstieg, so lauschten wir, die Uhr in der Hand, wie lange es wohl dauern würde, bis der Donner des Abschusses zu uns drang. Das wechselte je nach Wind und Wetter zwischen zehn und fünfzehn Sekunden. Durchschnittlich also brauchte der Schall eine Sekunde für den Kilometer. Zugleich lugten wir gespannt aus, wo und wann in den feindlichen Stellungen die Einschläge erfolgten. —

Endlich kam der große Tag, an dem unsere Bagage anlangte und mit ihr unsere „Infanterie“. Große Freude des Wiedersehens auf beiden Seiten.

„Na, Jungens, ihr habt inzwischen wohl ordentlich Fettlebe gemacht!“ verulkten wir die Ankömmlinge.

„So is richtig!“ meinte der dicke Paul, „ihr wart jar keene ‚Militärsoldaten‘; wißt ja jar nich, wat et heeßt, die Wagen durch so’n Dreck zu bringen! Wir haben die Kasten bald mehr jetragen als jefahren!“

Anderthalb Kilometer hinter unserer Stellung, den Augen des Feindes durch eine Bodenwelle und Bäume entzogen, wurden die Zelte aufgestellt. Wir richteten uns häuslich ein. Ein regelmäßiger Tag- und Nachtdienst vorn bei den Kanonen wurde eingeführt. In der nun folgenden Zeit erhielten wir Zuzug von neuen Freiwilligen, so daß unsere Truppe bald auf über zweihundert Mann anwuchs. Auch versprengte Leute des ehemaligen Schiel’schen deutschen Freikorps von Johannesburg gesellten sich zu. Dieses Korps war, einen Tag nach der Schlacht bei Dundee, zusammen mit der Vorhut unseres Zentrums unter dem kühnen General Dekok auf eine dreifache englische Übermacht unter dem Befehl des General French gestoßen. Bei Elanslaagte, der nächsten Bahnstation vor Ladysmith, kam es zu einem heißen Gefecht, in dessen Verlauf General Dekok und Oberst Schiel schwerverwundet in die



Hände des Feindes fielen. Unter beiderseitigen großen Verlusten – es kam sogar zu erbitterten Nahkämpfen – wurden schließlich die Buren in die Flucht geschlagen.

Sehr erfreulich war, daß wir nun auch eine eigene Ambulanz erhielten, mit einem deutschen Arzt aus Johannesburg. Um die Verwundetenhilfe stand es bei den Buren überhaupt recht günstig; denn bereitwilligst hatte das Rote Kreuz der meisten europäischen Staaten, auch Amerikas, uns seine Samariterdienste zur Verfügung gestellt; ein Zeichen, wie die Sympathien der übrigen Welt auf unserer Seite waren.

Wochen auf Wochen vergingen ohne bemerkenswerte Zwischenfälle. Die Belagerung fing an langweilig zu werden. Dieses zur Untätigkeit Gezwungensein, bis vielleicht einmal die Engländer ausgehungert waren, mochte dem afrikanischen Beharrlichkeitsvermögen der Buren entsprechen. Uns, die wir die Unruhe und Hast – kurz die aktiven Energien Europas – schon mit der Muttermilch eingesogen, lag das nicht. –

Schon längere Zeit war uns aufgefallen, daß die Tommies einen Trupp Pferde ziemlich weit gegen unsere Stellung weiden ließen. Das Futter in Ladysmith war knapp geworden. Da reifte in mir der Gedanke, endlich mal ein Ding zu drehen, das Leben in die Bude bringen sollte. Ich weihte einige Kameraden, die mir besonders geeignet dafür schienen, in meinen Plan ein. Die Sache wurde mit Beifall aufgenommen. Zur Ausführung gehörte jetzt vor allem noch das volle Einverständnis unserer Artilleristen. Das waren junge, unternehmende Kerle, mit denen man Pferde stehlen konnte! Heimlich wurde das Komplott ausgeheckt. –

Mit dem ersten Hahnenschrei bewegen sich ein Duzend Gestalten gespenstisch durch das Dunkel der Nacht hinab in die Schlucht. Glücklich unten angelangt, geht es vorsichtig über die Talsohle durch Buschwerk und Geröll der feindlichen Stellung entgegen. Unbemerkt erreichen wir eine Donga, die wir in den Tagen zuvor ins Auge gefaßt hatten. – Unter Donga versteht man die tiefeingeschnittenen Regenrinnen, die von den Gebirgsrändern zu Tal gehen. Der Platttrand wies deren keine geringe Zahl auf. – Lautlos krauchen wir in der feuchtkalten Rinne bergan. Vorsicht! Das kleinste Geräusch könnte den ganzen Spas verderben; denn schon befinden wir uns im Bereich der feindlichen Gewehre. Das Herz schlägt hörbar, jeden Augenblick können wir auf einen englischen Posten stoßen. Aber ungehindert kommen wir vorwärts. An

einer durch Büsche und Felsen völlig gedeckten Stelle machen wir halt. Von hier aus können wir ungesehen das ganze Gelände überblicken. Nicht weit von uns flackert ein Irrlicht auf: ein Tommy auf Vorposten, der sich ein Pfeifchen anzündet.

Ein leichtes Rot färbt den östlichen Horizont. Die Schatten der Nacht beginnen zu weichen. Da, kaum vernehmbar, ein Geräusch wie von herabfallenden Steinchen, ein leises Knacken in den Büschen. Die Hände greifen nach den Sicherungen der gespannten Gewehre. – Unnötige Aufregung! Es sind nur die nächtlichen Vorposten, die jetzt zurückgezogen werden. Ihre Khatigestalten sind in dem Zwiellicht kaum von dem gelbgrauen Geröll zu unterscheiden. Es wird Tag, erwartungsvoll schauen wir der Ankunft der Pferde entgegen. Die Zeit wird uns lang. Wie, wenn ausgerechnet heute die Pferde nicht kämen? – Dann hiesse es, den Tag über hier rösten und in der darauffolgenden Nacht den Rückzug antreten! – Doch nein, jetzt werden die Silhouetten der Pferde am Platttrand sichtbar. Gierig fallen die armen Tiere über das spärliche Gras zwischen den Büschen her und ziehen, vom Hunger getrieben, den Abhang hinab. Das Glück scheint uns hold zu sein. Sie wagen sich weiter als sonst. Die wenigen Wächter, die in letzter Zeit sicher geworden sind und keine Gefahr ahnen, lassen die Bäule gewähren. Keine dreihundert Schritt mehr sind die Pferde von uns entfernt. Es ist an der Zeit, unserer Maxim-Nordensfeld das verabredete Zeichen mit dem Taschentuch zu geben. – „Pom!“ Der erste Schuß schlägt ziemlich weit hinter den Pferden ein. „Pom!“ Der zweite schon hart hinter ihnen. Die Tiere, die zum Teil gekniehastert sind, schrecken auf; ihre Wächter nicht minder. Pom, Pom, Pom, Pom ... wird der Boden hinter den Pferden von unserem Geschütz abgefegt. Die Wachleute verkriechen sich hinter Felsen. Die Pferde, im Rücken bedroht, rennen naturgemäß vorwärts, der Burenstellung zu. Das Pompom arbeitet grobartig. Jetzt ist die Reihe zu handeln an uns, bevor sich die Tiere eines anderen besinnen. Was uns die Beine tragen, laufen wir los, hinter den Pferden drein und feuern Schreckschüsse in die Luft. Da pfeift uns Kleingewehrfeuer um die Ohren. Aber schon sind wir an die sechshundert Meter von der vordersten englischen Linie entfernt, und von Minute zu Minute vergrößert sich die Distanz. Nicht wir, aber zwei Pferde werden getroffen. Unaufhörlich feuert unser Pompom, jetzt aber weiter aufwärts in die Linien der Tommys, um uns die Flucht zu erleichtern. Und nun



brüllt gar unsere Haubitze dazwischen. Auch die englische Artillerie wird lebendig. Ein förmliches Artillerieduell entspinnt sich. Einer von uns hat das Glück, eines der gekniehasterten Pferde zu fassen. Den Riemen durchschneiden, sich darauf schwingen ist eins. Das erleichtert das Forttreiben der Tiere bedeutend. Teufel auch! Granaten fliegen über unsre Köpfe und krepieren nicht weit von den Pferden. Ein halbes Duzend der nicht gehasterten Tiere bricht seitwärts aus und jagt im weiten Bogen zurück. Da ist nichts zu machen. Aber der Haupttrupp wird doch glücklich hinübergetrieben. Kameraden eilen zu Hilfe, um die erbeuteten Pferde zu bergen.

So ganz ohne Schrammen ist es nicht abgegangen, mehrere von uns sind leicht verwundet. Der Doktor muß auch etwas zu tun bekommen. Im Lager herrschte helle Begeisterung über den gelungenen Streich, der einen angenehmen Zuwachs für unsere Kavallerie bedeutet; denn in der letzten Zeit hatte die „perdesiekte“ oder Pferdekrankheit manches Opfer unter unseren Tieren gefordert. Auch mein Pferd war draufgegangen. Ich suchte mir unter den erbeuteten Tieren einen kleinen, stämmigen Fuchs aus, eines jener ausdauernden südafrikanischen Basuto-Ponys.

Ich schlug dem dicken Paul vor, als Veldkornet der Infanterie sich doch wenigstens beritten zu machen und einen schweren Artilleriegaul aus der Beute zu nehmen. Freund Paul wollte erst nicht recht ran. Als ich ihn aber davon überzeugte, wie lammfromm das Tier war, hob sich schließlich seine Kolossalgestalt mit Hilfe einiger Kameraden in den Sattel. Bums, oben! Im Schritt ging die Sache ganz gut. Als aber ein Bertenschlag das Pferd in Trab versetzte, begann es ungemütlich zu werden.

„Paulchen, fall nich von's Jerüste!“ brüllte der Berliner Fleischer hinterdrein. — Doch kaum war ihm das Wort entflohen, als auch schon der Reiter mitsamt dem Sattel ins Rutschen kam. Die Bauchgurte waren nicht fest genug angezogen; wahrscheinlich hatte sich das halbverhungerte Tier nach der fetten Weide und dem Mais bei uns gehörig aufgeblasen. Der Gaul blieb stehen, der Reiter liegen. Unter den Zuschauern ein satanisches Grinsen. Der Führer des Fußvolkes erhob sich schwerfällig und winkte mit überlegener Gebärde: „Kinder, wat en richtiger Militärsoldat is, der schafft det Ding ooch zu Fuß. Ik werde mir mit so'n Jefechtsbock 'rumärjern!“

Unser Pferdestreich mußte auf die Belagerten wohl einigen Eindruck

gemacht haben. Mehr denn je wurden wir in den folgenden Tagen auf Korn genommen. Irgendwie hatte man drüben herausgefunden, wo sich unser Lager befand. Denn plötzlich wurden wir in unserer häuslichen Beschaulichkeit durch einschlagende Granaten unangenehm gestört. Außer einem zerschossenen Zelt, das glücklicherweise gerade leer stand, sowie einigen Kochtöpfen hatten wir zwar keine Toten zu beklagen. Doch das genügte, daß wir noch am selben Tage mit Sack und Pack nach einem etwas entfernteren und geschützteren Ort übersiedelten. Ein geradezu idealer Lagerplatz, in idyllischer Lage, zwischen einem Hügel und einem bewaldeten Bach. — Ja, ja, das „agter die koppie“ der Buren erwies sich doch immer wieder als Quintessenz aller südafrikanischen Kriegskunst!

\*

Nach der Einschließung Ladysmiths zu Anfang November war Kommandant-General Joubert mit einem Teil unserer Armee in südlicher Richtung bis auf Estcourt vorgerückt. Unsere Streiftruppen tauchten sogar in der Gegend von Pietermaritzburg auf. Damals wäre es noch ein leichtes gewesen, trotz des belagerten Ladysmith im Rücken, die schwachen Kräfte der Engländer in Natal zu überrennen und bis zur Küste vorzudringen. Abermals wurde der große Moment verpaßt. Unsere oberste Heeresleitung versagte vollständig. Untätig schaute sie zu, wie Verstärkungen auf Verstärkungen aus England zum Entsatz von Ladysmith eintrafen. Fast kampflös zog sich die Burenarmee auf die allerdings sehr starken natürlichen Verteidigungslinien an der Nordseite des Tugelassuffes zurück. Anfang Dezember rückte General Buller, der neue Oberstkommandierende der britischen Streitkräfte in Südafrika, mit zwanzigtausend Mann und fünfzig Geschützen auf Frere und Chivoley vor. Zu dieser Zeit hieß es, daß Joubert einen Unfall mit dem Pferde gehabt hätte und zu seiner Erholung nach der Transvaalgrenze zurückgekehrt sei. Tatsächlich war das wohl nur ein Vorwand, den alten Herrn auf anständige Weise kaltzustellen. Leider etwas spät war die Transvaalregierung dahintergekommen, daß der einstige Sieger von Majuba-Hill der Riesenaufgabe des gegenwärtigen Krieges in keiner Weise mehr gewachsen war. An seine Stelle trat Schalk Burgher. —

Seit zwei Tagen schon donnern die schweren Marinegeschütze der Engländer gegen die Burenstellungen am Tugelassuff bei Colenso. Unaufhörlich zeichnen sich des Nachts die Strahlen mächtiger Scheinwerfer am südlichen Himmel ab. Auch über Ladysmith funkt es. White und



Buller halten Ferngespräche miteinander. — Nachtruhe gibt es jetzt wenig; denn wenn das englische Entsatzungsheer angreift, müssen wir auf einen Ausfall der Belagerten gefaßt sein. Da heißt es scharf aufpassen. Gerade wo wir liegen, läuft die kürzeste Verbindung zwischen Ladysmith und Colenso. Die Entfernung beträgt hier nur fünfzehn Kilometer Luftlinie. Am 15. Dezember früh eine stärkere Kanonade als je zuvor. Es „bullert“, das war bei uns schon sprichwörtlich geworden. Und richtig, durch Heliograph erhalten wir die Nachricht, daß bereits eine große Schlacht im Gange ist. Stunden bangen Wartens vergehen. Das Getöse am Tugelafuß wird immer stärker. Jedenfalls mengt sich der Donner unserer beiden gemischten Batterien, die dort stehen, darein. In Ladysmith herrscht Totenstille. Nichts Auffälliges ist bemerkbar. Man scheint sich dort nicht stark genug für einen Durchbruch zu halten und will wohl abwarten, bis der Angriff Bullers zu positiven Ergebnissen führt. Vielleicht mangelt es auch an Munition. Es ist hart für uns, hier tatenlos festgenagelt zu sein, während dort drüben die Entscheidung ausgefochten wird.

Endlich eine erlösende Nachricht durch den Sonnendienst: Engländer an mehreren Stellen mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Burenposition außer Gefahr. Unsere Verluste gering.

Nachmittags wird der Geschützdonner schwächer und schwächer. Der englische Angriff ist auf allen Seiten blutig zurückgewiesen. —

Gegen Abend erfuhren wir durch einen Augenzeugen genaueres über den Hergang der Schlacht. Einen besseren Gewährsmann konnten wir nicht haben: ein deutscher Hauptmann z. D., Kriegsberichterstatte einer großen deutschen Zeitung. Über die englische Kriegführung hatte dieser durchaus sachliche und sachmännische Beurteiler wenig Schmeichelhaftes zu sagen. Es war ihm schier unbegreiflich, mit welcher Harmlosigkeit die englischen Regimenter zum Frontalangriff vorgeschickt wurden, gegen einen Gegner wie die Buren, dessen überlegener Landeskennntnis und Fechtweise man nach allen bisherigen Erfahrungen ganz anders Rechnung tragen mußte. Allerdings hatten in den vorangegangenen Tagen, bis zum Morgen der Schlacht, die Buren aus ihren völlig verdeckten Linien nicht einen Schuß auf die große Kanonade erwidert. Aber gerade das hätte die Engländer stußig machen sollen. Statt dessen hatten sie geglaubt, daß die Randstellungen des Feindes auf der anderen Seite des Tugela unter der Wirkung ihres schweren Artilleriefeuers geräumt

worden seien. Siegesgewiß hatten die Offiziere ihre Truppen über den Tugela geführt, ohne auch nur die einfachsten Regeln des Aufklärungsdienstes zu beachten. So war ein großer Teil des englischen Heeres den Buren ins Netz gerannt. Bis auf vierhundert Meter und weniger lief Kommandant Botha die englische Infanterie an seine Stellung herankommen, ehe das Bryheidkommando das vernichtende Feuer eröffnete. Zwei Feldbatterien wurden auf siebenhundert Meter von den burischen Scharfschützen aufs Korn genommen, die Kanoniere abgeschossen. An anderen Stellen erging es der Bullerschen Armee nicht besser. Zwei Bataillone, die den Tugela an einer Furt durchwaten wollten, gerieten in Stacheldraht Hindernisse, welche die Buren im Schutze der Nacht in den Fluß gelegt hatten. Von einem Kugelregen aus dem Hinterhalt überschüttet, kamen viele der Angreifer elend in den Fluten um. Unter solchen Umständen müsse man noch staunen, was für Proben persönlicher Tapferkeit viele Tommys an den Tag gelegt hätten. Der Kriegsberichterstatter, der sich vorwiegend bei Louis Botha aufgehalten hatte, war des Lobes dieses neuerstandenen Führers voll. Die geschickte individuelle Schützentaktik der Buren, ihre Schießkunst erfüllten ihn mit Bewunderung.

„Glauben Sie mir, meine Herren,“ sagte er, „was ich heute bei diesen afrikanischen Bauern gesehen habe, das wird in Europa zu neuen Kriegsmethoden führen. Mit den enggegliederten tiefen Formationen der Infanterie, die immer noch auf den Erfahrungen von 1870/71 beruhen, wird es vorbei sein. Ausgerechnet von dieser primitiven Miliz müssen wir lernen, wie das moderne Repetiergewehr anzuwenden ist. — Auch das Mauser-Burenmodell hat sich glänzend bewährt. Dieses System wird nunmehr schnellstens in der ganzen deutschen Armee eingeführt werden.“

Im übrigen bedauerte er, daß den Buren Disziplin, einheitliche Führung und Angriffsgeist fehle, sonst hätten sie den geschlagenen Gegner verfolgen müssen. Das könne ihnen mit der Zeit zum Verhängnis werden. Denn auf diese Weise würde dem weltbeherrschenden Albion Zeit gegeben, seine unererschöpflichen Hilfsquellen an Menschen und Material heranzuziehen.

Ein nettes Geschichtchen von einem französischen Kollegen, dem Berichterstatter eines bekannten Pariser Blattes, gab unser Gewährsmann noch zum besten: „Als die Engländer flüchteten und die Buren sich der



zehn feindlichen Geschütze bemächtigten, sprang der lebhafteste Franzose mit seiner Kamera hinterdrein, um diesen historischen Moment festzuhalten. In seiner Begeisterung führte er einen förmlichen Kriegstanz auf und rief einmal über das andere: „Revanche pour Fachoda! Revanche pour Fachoda!!“ – Fachoda war damals noch frisch in aller Gedächtnis: Underthhalb Jahre zuvor hatte eine französische kolonialpolitische Expedition unter Kommandant Marchand Fachoda am Weißen Nil erreicht und die Trikolore gehißt. Hiermit wäre der Grundstein zu dem kühnen afrikanischen West-Ostplan der Franzosen gelegt gewesen: nämlich Nordafrika vom Atlantik quer durch den ganzen Sudan bis fern an die Grenzen Aethiopiens unter französische Herrschaft zu bringen und von dort die Verbindung durch das befreundete Reich des Negus mit dem Hafen Djibouti am Indischen Ozean herzustellen. – Das wäre aber zugleich der Todesstoß für den großen englischen Nord-Südplan „von Kairo zum Kap“ gewesen, an dessen Verwirklichung Cecil Rhodes und andere Engländer schon seit Jahren arbeiteten. So erschien denn schon zwei Monate später Lord Kitchener in Fachoda, nachdem er am 2. September 1898 die Mahdisten bei Omdurman vernichtend geschlagen hatte, und hißte die Union-Jack, indem er das östliche Sudangebiet als zu Ägypten gehörig und mithin als englische Interessensphäre erklärte. Erst nach sehr erregten Verhandlungen, die fast zum Krieg führten, räumte schließlich Frankreich, das sich schwer beleidigt und geschädigt fühlte, den Briten das Feld.

Dem heißen Tag folgte eine stille Nacht. Aus den Lagern der Buren klangen ernst und feierlich die Dankeslieder zum Höchsten empor.

Der offizielle Bericht am folgenden Tage besagte, daß die Engländer über elfhundert Mann an Offizieren und Mannschaften sowie zehn Kanonen verloren hatten. Der Verlust der Buren war hingegen verschwindend klein. Einige fünfzig Tote und Verwundete.

Für den Geist, der unter den Buren herrschte, möge ein Teil des Briefes Zeugnis ablegen, den Präsident Krüger zum Jahreswechsel an seine Befehlshaber richtete:

„Durch den Segen des Herrn ist unsere große Sache soweit herausgeführt, daß wir mit angespannter Tatkräft einen erfolgreichen Ausgang erwarten dürfen ... Lest Psalm 33. Der Feind hat seinen Glauben auf Psalm 83 gesetzt. Vergesst nicht, daß der Feind überall Zerstörung stiftet, wohin er auch geht. In der Kapkolonie nehmen und verkaufen oder

zerstören sie die Güter der Afrikaner, und an der Freistaatgrenze legen sie die Farmen wüst ... Ich durchforsche die ganze Bibel und kann keinen anderen Weg finden, als den wir eingeschlagen haben. Laßt uns fortfahren zu kämpfen; im Namen des Herrn." -

Was Wunder, daß unter solchen Umständen das deutsche Freikorps Weihnachten 1899 in gehobener Stimmung feierte. - Überall waren die Angriffe der Engländer auf die Westfront, im Norden der Kapkolonie, in den Schlachten bei Magersfontein, Modderrevier und Stormberg blutig zurückgewiesen worden. Wie Ladysmith wurden Kimberley und Mafeking belagert. In der Zeit von drei Monaten hatte der Feind bereits über sechstausend Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Wir nur etwa den zehnten Teil hiervon.

Von Pretoria und Johannesburg liefen in Hülle und Fülle Liebesgaben von unseren Landsleuten ein. Schokolade, Kuchen, deutsche Würste, Schinken, Tabak, Zigaretten, kurz alles, was das Herz eines „Militärsoldaten“ begehrt. Dazu noch allerlei nützliche Dinge wie Unterwäsche, die wir besonders nötig hatten. Die deutschen Frauen Pretorias hatten uns sogar eine prächtige Fahne gestiftet. Zum Heiligen Abend wurde ein Mimosenbäumchen mit Watte und Kerzen geschmückt, das wir in der Erinnerung an die ferne deutsche Heimat umstanden. Feierlich tönte die alte Weise „Stille Nacht, heilige Nacht“ zu dem südafrikanischen Himmel empor. Am ersten Weihnachtsfeiertag wurde Sport und Kurzweil getrieben. Beim Ringen gelang es mir nach mehreren Kämpfen schließlich die Siegespalme zu „erringen“. Leicht hatte ich's nicht, denn es befanden sich, wie man sich denken kann, unter unseren Leuten recht widerstandsfähige Gestalten. Den dicken Paul, der mit seiner Körperfülle zugleich riesige Kräfte vereinte, hätte wohl keiner umgelegt. Der aber verzichtete an der Beteiligung und meinte großmütig: „Nee, Kinder, det Verjnügen will ik euch alleene lassen; mir brennt die Sonne hier zu stark uff'n Weihnachtsboom.“ - „Texas-Jack“, ein Ungar von Geburt, ehemaliger Zirkusreiter und Cowboy, erfreute uns durch seine Reitertricks. - Die beiden Weihnachtstage verliefen friedlich. Kein Schuß fiel, weder von hüben noch von drüben, als ob für diese Zeit der Weihe stillschweigend eine Art Waffenstillstand vereinbart worden sei. -

Bei der Leitung unserer Truppe war manches nicht so, wie es hätte sein sollen. Unser Kommandant hatte sich mehr als guter Proviantmei-



ster, denn als Führer entpuppt. Die kriegerischen Begabungen seiner rauflustigen Ahnen hatten im Laufe der Jahrhunderte anscheinend Einbuße erlitten. Nur die Freude an Speise und Trank war ihm noch in mittelalterlicher Weise geblieben. Besonders war es ihm verübelt worden, daß er sich bei Beginn der Belagerung von Ladysmith, als wir kaum etwas zu knacken hatten, durchaus nichts abgehen ließ. Er besaß nämlich einen kleinen leichten Proviantwagen, der überall mitgeführt werden konnte. Daß wir von dem Inhalt dieses sorgsam bewahrten Heiligtumes nie etwas zu sehen bekamen, war nicht eben kameradschaftlich. Auch an der Front bekamen wir herzlich wenig von diesem Herrn zu spüren. Aber da er sonst ein ganz gemütlicher Mensch war, ferner bei der Transvaalregierung gute Verbindungen besaß und für unser Frei-korps allerhand Vorteile herauszuschlagen vermochte, ließen wir ihn vorläufig noch auf seinem Posten, setzten ihm aber einen Vizekommandanten zur Seite. Auch dieser war schon lange im Transvaaldienst und hatte als ehemaliger Großwildjäger einen Namen. Er war zwar auch keine Führernatur, hatte sich aber verschiedentlich als tapferer Mann gezeigt und war mit Land und Leuten gut vertraut. Wir schienen jedoch mit unseren Befehlshabern wenig Glück zu haben. Eines Tages kam die Gattin unseres neuen Kommandanten auf Besuch, eine rassistige Afrikanerin, mit großen dunklen Augen und rabenschwarzem Haar. Der Anflug eines Bärtchens auf ihrer Oberlippe ließ nicht gerade auf einen Mangel an Energie schließen. Jedenfalls schien sie sich im Sattel erheblich wohler zu fühlen als zu Haus. Anfangs kümmerten wir uns nicht weiter um sie, in der Annahme, daß dieser Damenbesuch im Kamp nicht von längerer Dauer sein würde. Aber das Lagerleben schien dieser Amazone ausgezeichnet zu gefallen, um so mehr, als sich bald ein halbes Duzend Verehrer um sie scharte, in deren Begleitung sie ihre Spazierritte machte. Bald besichtigte sie unsere Stellungen am Tugela und bei Ladysmith mit einem Interesse, als ob das Wohl und Wehe des Krieges hiervon abhinge; bald besuchte sie ihre Verwandten und Bekannten in den benachbarten Burenlagern. Dieser „Außendienst“ genügte ihr aber anscheinend nicht. Sie fing an, sich in die inneren Angelegenheiten unseres Kommandos einzumischen, worüber es zwischen den Mannschaften und der Leitung zu Zank und Streit kam. Auch war es durchgedrungen, daß sie sich verschiedentlich in verächtlicher Weise über die Deutschen geäußert hatte. Das alles verursachte natürlich

böses Blut. — „Weiberwirtschaft, nichts für Militärsoldaten“, meinte dazu der dicke Paul kurz und treffend. —

Unser Lager war in zwei langen, einander gegenüberliegenden Zeltreihen aufgestellt. Der Raum dazwischen war für die Pferde und Wagen bestimmt. Am Eingang stand das Zelt des Veldkornets, am anderen Ende, hart am Hügel, das Zelt des Kommandanten und seines Stabes. Ohne besondere Erlaubnis hatte niemand Fremdes innerhalb des Lagers etwas zu suchen. Eines Tages hörte ich kurz vor meinem Zelt, das neben dem des Veldkornets stand, einen Wortwechsel. Mehrere Buren wollten durch das Lager reiten. Von verschiedenen Seiten wurde ihnen zugerufen, zurückzugehen. Einer jedoch, ein baumlanger Schlagetot — seinem glattrasierten Gesicht und gepflegten Außeren nach zu urteilen ein von englischer Kultur belehrt Stadtafrikaner — kümmerte sich nicht um den Anruf und ritt unverfroren weiter. Seinen beiden Begleitern, die unschlüssig ihre Pferde hielten, rief er zu, sie sollten sich doch nicht weiter um diese Deutschen kümmern. Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn auch hier gab es welche, die Holländisch verstanden. „Zurück,“ donnerte ich ihn an, „hier ist kein Weg!“

„Ich will zur Frau des Kommandanten“, gab er barsch zur Antwort.

Im gleichen Augenblick versperreten ihm andere den Weg. Der Fremde wollte gewaltsam durch. Da machte ich kurzen Prozeß und packte den Zügel seines Pferdes, um den Eindringling wieder dorthin zu führen, woher er gekommen war.

„Voertsêl, Duitser!!“ schrie er mich wutschnaubend an und machte Miene, mit dem Gewehr nach mir zu schlagen. Das war eine maßlose Beleidigung; denn das Wort „voertsêl“, soviel wie „Scher dich weg — Rusch dich“, sagt man wohl einem Hunde, vielleicht auch einem auffälligen Kaffern, nie aber zu einem Weißen. Im nächsten Augenblick hatte ich den Schlaks aus dem Sattel zu Boden gerissen und verabreichte ihm ein paar Tachteln, an denen er wohl für längere Zeit zu kauen hatte. Schallendes Beifallsgelächter meiner Kameraden, die natürlich alle auf meiner Seite waren. Seinen beiden Begleitern schien die Sache höchst peinlich zu sein. Alle drei ritten außen herum zum Kommandanten. Kurz darauf wurde ich dorthin gerufen. Große Aufregung. Der Gemafregelte war ein Verwandter unserer Bizekommandeuse. Ich wurde zur Rede gestellt. Die gnädige Frau mischte sich, wie nicht anders zu erwarten, ein. Ich erklärte, es wäre mir unbekannt, daß wir diese Dame



zum Vizekommandanten gewählt hätten. Ich könnte unmöglich in Sachen unseres Freikorps mit einer Frau verhandeln. Hierauf peinliches Schweigen. Die energische Afrikanerin maß mich mit wütenden Blicken, ohne jedoch das Lokal zu verlassen. Ich machte die Sache kurz und schmerzlos. Ich sagte, es sei eine Gemeinheit sondergleichen, daß ein Afrikaner hier Deutsche beschimpfe, die freiwillig ihr Leben für die Burenache in die Schanze schlugen. Der Kerl solle froh sein, daß ich ihm nicht alle Rippen zerbrochen hätte. Damit drehte ich mich um und ging meiner Wege. Dieser Vorfall war mit einer der Gründe, daß wir bald darauf unseren Damenbesuch los wurden. Friede herrschte wieder in Trojas Hallen. —

Ogleich von Natur aus dem Buren die Offensive nicht liegt, so reifte doch schließlich bei unserer Oberleitung der Entschluß, einen Angriff auf Ladysmith zu wagen. — Es war eine der Eigentümlichkeiten der Burenmiliz, daß zu wichtigen Entscheidungen vorher ein Kriegsrat, bestehend aus den Generalen, Kommandanten und Veldkornets, einberufen werden mußte. — „Ons sal'n plan maat“, „wir werden einen Plan machen“, ist überhaupt eine der beliebten Redensarten im privaten wie öffentlichen Leben dieses afrikanischen Pioniervolkes, dem niemand den Vorwurf der Übereilung machen kann. — Das hatte sein Gutes insofern, als die unteren Chargen die Stimmung unter ihren Leuten genau kannten und wußten, ob das vorgeschlagene Unternehmen beifällig aufgenommen würde, und wie weit sie die Ihrigen dafür gewinnen könnten. Andererseits liegt es klar auf der Hand, daß ein so weitläufiges, umständliches Verfahren da, wo schnelles Handeln not tut, lähmend wirkt. Dieser Brauch mochte sich in den Zeiten der Vortrekker, wo in kleinen Verbänden zu Hunderten und mit durch und durch kriegserprobten Leuten gekämpft wurde, bewährt haben. Heute, wo Abertausende in Meilenfronten kämpften, hatte er sich überlebt. —

Anfang Januar 1900 schien die Gelegenheit für den Sturm auf Ladysmith günstig. Die Truppen Whites litten bereits stark unter Hunger und Krankheiten. Der mißlungene Entsatzversuch Bullers bei Colenso drückte die Gemüter der Belagerten nieder. — Hingegen war ein großer Teil der Belagerer des ewigen Wartens überdrüssig und durch die vielen bisherigen Erfolge in Siegerstimmung versetzt. Nicht die anderen am Tugela sollten allein den Waffenruhm haben. Am 5. Januar nachmittags erhielt unser Freikorps den Befehl, die verfügbaren Mannschaf-

ten zum Sturm auf Ladysmith für die kommende Nacht bereitzuhalten. Hundert bewährte Leute wurden ausgewählt. Ich hatte das Pech, seit einer Woche mit Dysenterie oder tropischer Ruhr in einem Isolierzelt zu liegen, und konnte daher so gern ich wollte, nicht mit. Ich war mit mehreren Leidensgenossen zusammen. Das ließ das Übel leichter ertragen. Vom frühen Morgen an lauschten wir erregt auf das Gewehrfeuer und den Donner der Geschütze. Fiebernd warteten wir auf Nachrichten durch unsere Kanonenwache. Gegen Mittag hieß es, daß die Unfrigen bereits die Außenwerke von Cäsar-Camp und Besters Hill gestürmt hätten. Das waren die stärksten Befestigungen des Feindes am Plattrand. Unsere Erwartungen waren auf das höchste gespannt. Nachmittags prasselte ein Gewitterregen nieder. Gegen Abend ließ der Donner der Geschütze nach. Nachts erhielten wir die niederschmetternde Nachricht, daß der Sturm abgeschlagen war. Von unserer Abteilung waren sechs Mann gefallen und zehn verwundet. Unsere Leute waren sehr empört darüber, daß der Sturm, der hier auf der Südseite von einem Freistaater- und einem Transvaalkommando, in Verbindung mit unserer kleinen Truppe, so vielversprechend unternommen worden war, keine Verstärkungen erhalten hatte. Trotzdem hätten sie es noch geschafft, wenn wenigstens auch auf allen übrigen Seiten gleichzeitig angegriffen worden wäre. Dies sei nicht geschehen oder nur ganz unvollkommen. Infolgedessen hatten die Ladysmith'sche Verstärkung auf Verstärkung gegen die isoliert Angreifenden heranziehen können.

Der Sturm auf Ladysmith bildet wohl die einzige größere Offensive der Buren im ersten Teil des Krieges. Aufs deutlichste zeigte sich hier ihre Unfähigkeit, einen einheitlichen Großangriff zu unternehmen. Aber selbst bei diesem Mißerfolg bewährte sich die individuelle Tüchtigkeit der beiden Sturmabteilungen auch in der schwierigsten Lage. Zahlen geben hierfür den besten Beweis. Die Stürmenden, nur tausend Mann stark, hatten sich fast den ganzen Tag über gegen eine vielfache Übermacht und übermächtige Artillerie aufs tapferste gehalten. Obgleich der Feind sich in Verschanzungen befand, betrug seine Verluste fast das Dreifache von denen der Buren, die trotz der Kühnheit ihres Vorgehens nur etwa hundertfünfzig Mann verloren.

\*

Mitte Januar 1900 fanden bei den Engländern am oberen Zugela, westlich von Ladysmith, auffallende Truppenbewegungen statt. Es hieß,



daß ständig frischer Nachschub von der Küste einträfe. Es konnte kein Zweifel sein, daß Buller dort einen neuen Durchbruchversuch vorbereitete. Am 22. wurde unsere berittene Abteilung mit dem Maxim-Nordensfeld-Geschütz nach dem Spionkop beordert. Die schroffen Höhenzüge treten hier oft bis hart an den Zugelaß her an. Es ist eine tote, düstere Gegend. —

Es war eine regnerische, neblige Nacht, vom 23. zum 24. Januar, als ich mit einer Handvoll Kameraden am Ansatze der höchsten Spitze, dem eigentlichen Spionkop, dabei war, eine Kanonenschanze aufzuwerfen. Emsig schafften wir Stunde auf Stunde, ohne Unterbrechung, um die Arbeit möglichst schnell zu vollenden; denn wir sehnten uns nach Schlaf, den wir in den letzten Tagen sehr entbehrt hatten. — Auf diesem Berge hatten vor dreiundsechzig Jahren die Kundschafter der Vortrekker gestanden und Ausschau gehalten in das unbekannt Land der wilden Zulus. Daher der Name Spionkop. — Einige fünfzig Mann des Bryheidkommandos — also alte Bekannte — hielten „brandwag“ oben auf dem Koppie. Unter Brandwache versteht man die vorgeschobenen Nachtposten. Auf dem Bergrand zur Rechten waren unsere Leute zusammen mit einem Aufgebot von Bryheidern postiert. Gott sei Dank, um Mitternacht war die Schanze fertig. Ich kroch auf die Spitze des Berges. Die meisten Buren dämmerten im Halbschlaf, denn an diesem steilen Abhang war ein Überfall zuletzt zu erwarten. Ich kauerte mich unter einen schräg stehenden Felsblock, der etwas Schutz gegen den jetzt niederprasselnden Regen bot und fiel in tiefen Schlaf.

Plötzlich erwachte ich. Schüsse krachten, ein tolles Durcheinander von englischen und holländischen Rufen. Hurragebrüll vermischte mit dem Jammern von Verwundeten. — Wachte ich oder träumte ich? Die übermäßigen Anstrengungen der letzten Tage lagen mir noch bleischwer in den Gliedern.

„Revenge for Majuba-Hill!“ schallte es aus tausend Kehlen.

„Hardloop, burgers, die Engelse is op die koppie!“ gellte es dazwischen.

Ich riß die Augen auf und starrte in grelles Laternenlicht vor meiner Nase. Bajonette blitzten, ich erhielt einen Stich in den Fuß. Im gleichen Augenblick hatte ich den Karabiner hochgerissen und feuerte blitzschnell meine fünf Schuß auf die Angreifer. Dann verschwand ich im Dunkel der Nacht. Das heißt, ich rannte, stolperte und rutschte, bis ich

plötzlich auf einen Leidensgenossen meines Verittes stieß, dem es ähnlich wie mir ergangen war. Oben an der Bergspitze blitzte es unaufhörlich auf, Kugeln sausten um uns herum, klatschten gegen die Steine. Leuchtbomben flogen von oben herab, auf Sekunden das neblige Dunkel erhellend. Dies veranlaßte uns, hinter einem Felsblock Schutz zu suchen. — Was nun? — Wir mußten uns in diesem Chaos erst einmal klar werden, wo wir eigentlich waren. Zunächst einmal hin zu unseren Pferden, die irgendwo weiter unten stehen mußten. Dann schleunigst zu General Botha und Meldung erstatten. — Das Feuer von oben ließ nach, die Leuchtkugeln halfen uns den Weg finden. So torkelten wir weiter. Ein dumpfer Schmerz machte sich in meinem Fuß bemerkbar. Unversehens rannten wir im Dunkeln gegen unsere Pferde. Wir sagten der Pferdewache, was geschehen war; es sei dicke Luft, sie sollten die anderen Tiere in irgendeinem toten Winkel bergen, wo keine Geschosse hinkämen. Wir selber, Pferd am Zügel, kletterten talwärts in der Richtung zum Hauptlager.

Bums, klatsch! — Verflucht noch mal! — Bis an die Hüften saß ich in einem Regenloch. Mein Pferd bäumte und half mir auf diese Weise fast ebenso schnell aus dem Loch, wie ich hineingeflogen war. — Brr — — Kaltwasserkur! — Endlich hatte das Herumtappen ein Ende, wir erreichten den gesuchten „Pad“. Ich war froh, in den Sattel zu kommen, denn mein Fuß hing mir bleischwer am Bein. Im Schritt ging es auf schlüpfrigem Wege vorwärts. Wir stießen auf einen Haufen Verrittener des Heidelbergkommandos, die durch das Schießen alarmiert waren. Gespannt und doch mit völliger Ruhe hörten sie uns an, wechselten einige Worte miteinander, und schon schlug sich der Trupp auf einem Saumpfad seitwärts nach den Höhen dem Gefecht entgegen.

Eine Viertelstunde später stand ich vor Louis Botha, dem Sieger der Schlacht von Colenso, der jetzt als Veggeneral das Kommando am Tugela übernommen hatte. Er saß in seinem Zelt beim trüben Schein einer Kerze, zusammen mit mehreren bärtigen Gestalten. Über die Vorgänge der Nacht schien er schon genau unterrichtet zu sein. Trotzdem richtete er mehrere Fragen an mich: wie hoch ich die Zahl der Engländer auf den Spionkop schätze; um welche Zeit der Überfall erfolgt sei; ob bereits Verstärkungen der Unsrigen eingetroffen seien. Ich antwortete, so gut ich es wußte. Sodann stellte er noch einige Fragen persönlicher Natur: wie ich hieße, wie lange ich schon im Transvaal sei. Es interes-



sierte ihn, daß ich das Zululand und den Vryheiddistrikt kannte. Stammte er doch selbst aus dieser Gegend und war als Kommandant des Vryheidkommandos in den Krieg gegangen. Den alten Veldkornet Erasmus, van der Merwe, Ferreira kannte er gut. Die Unterhaltung verlief ungezwungen, die Anwesenden warfen hin und wieder ein Wort ein. Zum Schluß fand Louis Brotha noch herzliche Worte der Anerkennung und des Dankes für die Hilfe, die die Deutschen der Burensache leisteten.

„Gehen Sie jetzt schleunigst zu meinem Ambulanzarzt. Ruhen Sie sich aus“, verabschiedete er mich freundlich.

„Ich werde mich hinter den Klippen am Spionkop ausruhen“, erwiderte ich. „Guten Morgen, General, guten Morgen, Burgers!“

Die Buren freuten sich über meine Antwort. —

Louis Bothas ganze Erscheinung hatte auf mich einen ebenso sympathischen wie bedeutenden Eindruck gemacht. Dieser Mann mit den klugen, klaren Augen, den freundlich-strengen Zügen, die von hellbraunem Haupthaar und einem typischen Knebelbart umrahmt waren, schien mir zu Großem berufen zu sein. Hierin sollte ich mich nicht getäuscht haben. Denn tatsächlich hat Botha nicht nur als späterer Oberbefehlshaber aller Burenstreitkräfte bis zum Ende des Krieges eine führende Rolle gespielt, sondern auch in der darauffolgenden friedlichen Entwicklung seines Landes. Jedenfalls ist Louis Botha als Feldherr wie als Staatsmann eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die Südafrika gezeitigt hat. —

Ich ließ mir vom Feldarzt den Fuß verbinden. Glücklicherweise war der Bajonettstich nicht weiter gefährlich, denn er hatte gerade an einer Stelle getroffen, wo meine Ledergamasche und der Stiefel übereinanderlagen. Infolgedessen war der Stich nicht sehr tief gegangen. Der Arzt meinte, es sei besser, wenn ich mich einige Tage schonte, da leicht eine Entzündung eintreten könnte. Aber ich dachte nicht daran, mir den großartigen Sport, den der heutige Tag versprach, entgehen zu lassen. Endlich wollte ich einmal eine Schlacht von Anfang bis zu Ende mitmachen. Meinem Kameraden ging es ähnlich wie mir. Wir konnten gar nicht schnell genug durch die Morgendämmerung zur Front gelangen. Die Tiere ließen wir unten bei der Pferdewache stehen und kletterten denselben Pfad empor, den die Heidelberger vorher eingeschlagen

hatten. Ein Teil der Leute lag bereits fertig zum Gefecht hinter Klippen im Anschlag, während andere Felsstücke zur Deckung heranrollten. Ein bis drei Meter lagen die Buren auseinander. Wir trafen auch einige unserer in der Nacht überrumpelten Freischärler hier wieder. Infolge des Nebels war vom Feinde noch nichts zu sehen. Wohl aber vernahmen wir deutlich, wie drüben englische Worte gesprochen wurden und die Spaten bei der Schanzarbeit auf harten Grund schlugen. Das konnte nicht mehr als drei- bis vierhundert Meter Luftlinie entfernt sein. Donnerwetter, so nahe! Der Nebel begann in schweren Schwaden zu zerreißen. Die Engländer feuerten auf gut Glück Schüsse ab. Dünner und dünner wurde der Schleier vor uns, bis auf einmal die ganze Stellung zu überblicken war. Der Feind, durch eine Bodensenkung von uns getrennt, hatte sich in starker Zahl auf dem Spionkop eingemistet und verschanzt. Damit war er zwar in den Besitz des Schlüssels zum Spionkop gekommen, lag aber auf dem engen Raume zusammengepfercht, ohne sich entwickeln zu können; denn die Nachschlüssel des Gebirges, das hier ein Dreieck mit eingebogenen Schenkeln bildet, nämlich die beiden Flankenstellungen, waren in unseren Händen. Der Feind mochte einigermaßen überrascht sein, als ihm auf drei- und vierhundert Meter von links und rechts die Kugeln um die Ohren flogen. Den auf Kommando gefeuerten englischen Salven, deren Wirkung naturgemäß sehr zweifelhaft sein mußte, antwortete unser wohlgezieltes, ruhiges Einzelfeuer. Krachten die Salven, so lagen sicherlich die Buren regungslos hinter ihren Steinen flach am Boden. Dann lugt hie und da lauernd ein Kopf hinter den Blöcken hervor. Zeigt sich beim Engländer etwas Lebendes, ein Kopf, eine Schulter oder gar ein ganzer Mann – dann ist blitzschnell die Büchse im Anschlag, und das scharfe Auge, die sichere Hand verfehlen nur selten das Ziel. In der engen und tiefgegliederten Stellung der Engländer fehlt es uns an Zielobjekten nicht.

Gegen neun Uhr verschwand der letzte Nebel in den Höhen. Die Morgensonne kam hervor. Wie angenehm, endlich trockneten mir die Kleider am Leibe! – Jenseits vom Tugela her senden die schweren Schiffsbatterien unaufhörlich ihre Zuckerhüte. Unheimlich sausen sie über uns hinweg, bersten drunten im Tal oder gleiten wohl auch mit gewaltigem Schwung Hunderte von Metern über den morastigen Boden, ohne zu krepieren. Die Schüsse, die zu kurz gehen, donnern gegen die Felswand, die hier senkrecht zum Tugela abfällt. Noch liegen wir



wohlgeschützt, in einem toten Winkel, wo uns die überlegene englische Artillerie nicht viel anhaben kann.

Erst als die feindlichen Mörser und Haubitzen mit Steilschüssen loslegen, wird es brenzlich. Mit gewaltigem Getöse krepieren die Lydditbomben hart an unserer Stellung, ihren giftigen Inhalt fontänenartig emporschleudernd. Jawohl, es sei hier ein für allemal festgestellt:

Das „humane Albion“ besitzt den zweifelhaften Ruhm, auf unserem Planeten zum erstenmal Giftkampfstoff angewandt zu haben! –

Wenn trotzdem der Erfolg ausblieb, so war dies lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß damals dieser Zweig der chemischen Kriegsindustrie noch in den Kinderschuhen steckte. Nicht nur, daß man in England die Wirkung des Lyddit weit überschätzt hatte, man hatte auch nicht gewußt, daß die schon von langer Hand für den Burenkrieg hergestellte Lydditmunitio durch das Lagern verdarb. – Immerhin wurde mir und manchem andern unter uns, auf den sich der „Segen“ des schwefelartigen Ascheregens allzureichlich niedersenkte, übel davon.

Gegen zehn Uhr richtete sich das zusammengefaßte Feuer von vier englischen Batterien auf unsere Stellung, daß der Bergrand wie von einem Erdbeben erzitterte. Unwillkürlich mußte ich wieder und wieder nach einem ungeheuren Felsblock hinausschielen, der über uns, wie eine Art Wackelstein, auf der Kuppe thronte. – Wenn der einen Volltreffer kriegte und ins Rollen kam! – Mehrere Schrapnells barsten zufällig über uns und holten sich ihre Opfer hinter den Steinen. Die feindliche Infanterie schien unsere Bedrängnis zu merken und nahm uns ebenfalls heftiger aufs Korn. Unser Flügel geriet ins Wanken. War es in dieser Hölle überhaupt noch auszuhalten? Da fiel unser greiser Kommandant auf die Knie und betete mit weithin schallender Stimme zu Gott, er möchte doch in dieser Stunde der Gefahr unsere Herzen stärken. Wie eine Fahne wehte sein weißer Bart im Winde. Neben ihm lag sein Sohn, zu Tode verwundet. Es war ein erschütternder Anblick. Die Seelengröße des alten Mannes wirkte Wunder. Wir hielten stand, Todesverachtung bemächtigte sich unserer kleinen Schar.

Drüben blitzt unaufhörlich ein Sonnenspiegel. Die Engländer funken sicherlich mit ihrem Hauptquartier. „Burgers, skiet die verduiwelse ding, skiet (schießt)! – Bravo! – Glänzende Splitter wirbeln in der Luft. Schluß der Unterhaltung. –

So wenig uns im ganzen die Masse der feindlichen Artillerie etwas

anhaben konnte, um so wirkungsvoller entwickelten sich unsere wenigen, in totem Winkel völlig gedeckten Geschütze. Eine alte Krupplanone, Modell 88, feuerte im Verein mit einem Pom-Pom mit tödlicher Sicherheit über unsere Köpfe hinweg Volltreffer auf Volltreffer auf den weithin sichtbaren Gipfel des Spionkop. Nicht weniger wirkungsvoll war das Feuer, das vom rechten Flügel her vier unserer Geschütze auf die exponierte Stellung richteten. Gegen tausend Schuß feuerte an diesem Tage jede unserer Pom-Poms, vierhundert bis vierhundertfünfzig jedes Krupp-Schnellfeuergeschütz. — Inzwischen langten in kleinen Trupps Verstärkungen auf Verstärkungen aus dem Hauptlager an und füllten den Hohlwinkel zwischen den beiden Flügeln aus. Die „Schlüsselstellung“ der Engländer wurde mehr und mehr zu ihrer Todesfalle. Alle Achtung vor den Tommies, die in dieser Hölle standhielten!

Ragenartig schleichen und springen die Buren, ohne dem Gegner aus seiner überragenden Stellung ein Ziel zu bieten, von Klippe zu Klippe. Immer wieder muß ich die Kaltblütigkeit, die Ruhe dieser undisziplinierten Naturburschen bewundern. Wie mancher dieser frommen Streiter, wenn er im stärksten Feuer regungslos in Deckung liegt, in der Rechten die Büchse, in der Linken das Gesicht geborgen, flüstert Worte des Gebetes zum Herrn der Schlachten, um im nächsten Augenblick emporschnellend, dem Feinde ein todbringendes Geschöß entgegenzuschicken. Gegen Mittag wird der Sturmangriff allgemein. Bis auf zweihundert Meter arbeiten sich die Unsrigen an den Feind.

Unweit von mir kniet ein Freischärler ohne jede Deckung. Schuß auf Schuß feuert er, gleichviel, ob links und rechts von ihm hageldicht die Kugeln einschlagen. Er achtet nicht der mahnenden Zurufe, sich zu decken. Im Gegenteil, er richtet sich voll auf, zündet nachlässig eine Zigarette an, als ob er auf dem Sportplatz stünde, und feuert, auf einer Klippe stehend, freihändig weiter. Ein Bur neben mir starrt ihn wie ein böses Wunder an und meint: „die kerel is mal!“ Ich aber wußte, was los war! Dieser Mann will sterben. Plötzlich wirft die aufgerichtete Gestalt die Arme hoch und fällt hintenüber — Kopfschuß — tot! — Ein tragisches Schicksal: Ein preussischer Leutnant war im Elsaß von einem Zivilisten in einem Café angerempelt worden. Wortwechsel mit dem Schluß, daß der Offizier den Zivilisten mit dem Degen erstach. Folge: ungeheures Aufsehen in der Presse der ganzen Welt. — Besonders unsern Vettern jenseits des Kanals war es ein gefundenes



Fressen, diesen einen bedauernswerten Vorfall sensationell auszuschlachten, um Deutschland wegen seines „unerhörten Militarismus“ überall anzuprangern. Nach Abbüßung seiner Festungshaft aus dem Heere entlassen, taucht der Verfeimte plötzlich auf dem Kriegsschauplatz Südafrikas auf. Er schließt sich unserem Freikorps an. Aber auch bis hierhin verfolgt ihn der Fluch seiner Tat; denn die Meinungen der Freischärler über ihn sind geteilt. So mancher meidet den stillen, in sich gekehrten blonden Mann. – So oder so. Hier hat ein deutscher Mann eine schwere Schuld gesühnt. Das Leben ward ihm zur unerträglichen Qual. Er ist für eine gerechte Sache gefallen, sein irdisches Konto ist beglichen. Gott sei seiner Seele gnädig!

Unerbittlich, mit eherner Blut sendet die Sonne ihre sengenden Strahlen auf die Kämpfenden. Kein Tropfen Wasser für den brennenden Durst. Näher und näher geht es an den Feind heran. Mit verzweifelter Energie und Zähigkeit haben sich hier zwei Völker, gleichen germanischen Blutes, gleichen Glaubens, auf afrikanischem Boden, in hartem Kampfe verbissen.

Auf hundert, auf fünfzig Schritt schießen wir uns jetzt gegenseitig herum. Die englische Infanterie geht mit dem Bajonett vor. Zweimal bricht ihr Angriff unter dem verheerenden Kreuzfeuer der Unrigen zusammen. Den englischen Oberst, der seine Tapferen fallen und weichen sieht, ergreift Verzweiflung. Todesmutig stürzt er sich mit gezücktem Säbel in unsere Reihen.

„Skiet die malkop, skiet hom!“ ruft es durcheinander. Die Schüsse krachen, von vielen Kugeln durchbohrt, bricht der tapfere Offizier zusammen.

„Kpl, neef, daar kom die Engelse net soos sprinkane!“ (Gud, Nefte, da kommen die Engländer gerade so wie die Heuschrecken!) meint bezeichnend der alte Bur neben mir, als oben auf dem Koppie frische Bataillone eintreffen.

Doch auch diese Verstärkungen können sich aus dem Herenkessel heraus nicht entwickeln. Wie ihre Vorgänger sind sie der Vernichtung preisgegeben. Die Sonne sinkt langsam. Einhundertfünfzig Tommies der vordersten Linie strecken die Hände hoch und ergeben sich. Gegen Abend ist das Gefecht am erbittertesten, bis auf fünfundzwanzig Schritt tobt der Kampf. Wiederum gehen weiße Taschentücher hoch, Hände heben sich wie beschwörend zum Himmel. Schon springen unsere Ver-

wegensten vor, um die Gefangenen zu holen – als hinter diesen unerwartet Verstärkung naht. Die hochgestreckten Hände greifen wieder zu den Waffen. Und erbitterter denn je zuvor tobt der Kampf. Hier werden keine Gefangenen mehr gemacht! – Die Schatten der Nacht senken sich, als ob sie das Grausen des Tages mitleidig decken wollten. Ich finde meinen Kameraden von der Schreckensnacht wieder. Die Hitze des Gefechtes hatte uns getrennt. Freudiges Wiedersehen – hätten ja auch tot sein können. Der Donner der Kanonen verstummt. Auch das Gewehrfeuer läßt allmählich nach. Nur vereinzelt lösen sich noch Schüsse in der vorschreitenden Nacht. –

Haben wir die Schlacht gewonnen? Oder werden die Engländer noch einen Nachtangriff wagen? Es ist plötzlich leer geworden um uns. Es ist nicht gut, hier im Dunkeln herumzutappen, wo man unversehens von Freund oder Feind eine Kugel bekommen kann. Ich bin so abgekämpft, so lahm auf dem verletzten Fuße, daß ich mich – mag kommen, was da will – todmüde unter die nächste Klippe lege. Mein treuer Kamerad hatte auch genug. Wie eine Hyäne kriecht er unter den Gefallenen herum und sucht einen Tropfen Wasser zu erhaschen. Ich bin gerade am Einduseln.

„Mensch, Whisky!“ tönt es neben mir. „Mach Schluß, meinen Teil hab' ich schon weg!“

Gierig setze ich die blutbellebte Feldflasche an. Nur ein paar Schlucke sind's – für mich ein Lebenselixier. – „Danke, alter Junge, Gott lohn's dir!“

Aneinandergelauert, übermannt uns ein totenähnlicher Schlaf zwischen Toten. –

Als es hell wurde, wußten wir, daß wir gesiegt hatten. Um uns ein wüstes Bild der Vernichtung. In den Schützengräben, Mann an Mann, die gefallenen Engländer, von der Hitze schon blau angelaufen, viele durch Granaten und Schrapnells fürchterlich verstümmelt. Der Erdboden mit geronnenem Blut überzogen. Zwischen den Leichnamen verstreut aufgerissene Munitionskisten, Gewehre, Bajonette, Tornister, Biskuits, Konservbüchsen, Patronen.

Hier lagen zwei Freunde nebeneinander, krampfhaft hielt der eine den anderen in den Armen; er hatte wohl den verwundeten Kameraden aus dem Gefecht tragen wollen. – Betreu bis in den Tod!

Dort ruhte ein junger, schöner Offizier, mit mehreren Schüssen durch



die Brust. Auf den linken Arm gestützt, lehnt er sich über das Bildnis eines jungen Mädchens. — Bald wird es in Old-England eine trauernde Braut mehr geben. —

An einer anderen Stelle, mit dem Rücken an einem Felsblock, hockte ein Riesenleib ohne Kopf. Die Hände hielten noch die Binde, die halb um das zerschmetterte Bein gewickelt war. — Etwas abseits waren ein Bur und ein Britte handgemein geworden. Der Bur, ein Bajonett durch den Leib, hatte noch im Sterben dem Gegner den tödlichen Schuß gesetzt. Auf den verzerrten Gesichtern beider prägte sich noch im Tode unbegrenzter Haß aus. —

Über die östlichen Höhen steigt, ein blutroter Ball, die Sonne empor. Ihre ersten Strahlen vergolden Täler und Höhen. In seiner ganzen Herrlichkeit liegt das afrikanische Hochland vor mir, hinauf bis zu den himmelstürmenden Drakensbergen.

„Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest!“  
(Matth. 4, 9.)

Und um mich herum lagen die Toten derer, die um dieses Land in Bruderkampf entbrannten. Geistesabwesend starrte ich auf das Bild der Zerstörung. Wieviel junges, blühendes Leben lag hier zertrümmert, wieviel Hoffnung begraben!

Und die Mütter, die diese Kämpfer unter Schmerzen geboren, die Frauen, die Kinder — was wurde ihnen entrissen!

In dieser Erhabenheit der Natur — war es nicht wie eine ungeheure Anklage gegen die Menschheit? So sind die Herren der Schöpfung, das ist das Ebenbild Gottes! höhnte eine Stimme in mir.

Und dort droben stand die Sonne, wie ein ewiges Siegel der Allmacht. Jahrtausend auf Jahrtausend hatte sie denselben Kampf der Menschengeschlechter mit angesehen, und doch hatte ihr Glanz sich nicht verdunkelt. Groß und unerbittlich, wie das Schicksal selber, unberührt von des Würgeengels ehernem Flügelschlag! — — —

Da schlug es wie ein großes Erkennen über mir zusammen: Hatte nicht der Mensch selber in vermessenem Titanenmut den Gesetzen Gottes entsagt, die Fesseln gesprengt? So mochte er sehen, wie er weiterkam, wenn er weiser sein wollte als die ewige Weisheit selber!

Wie in einem magischen Spiegel zogen die Bilder des gestrigen Tages an mir vorüber, aber bei zweien verweilte mein Geist länger als bei den andern: Der Greis, der, den sterbenden Sohn an seiner Seite,

uns zum Kampfe anfeuerte, – und jener Mann, der den Tod gesucht, um schwere Schuld auf Erden zu büßen. – So ist das Leben; wir alle tragen an unserer großen Schuld. Tod ist im Leben und Leben im Tod. „Es werden Kriege sein bis an der Welt Ende!“

Wer von diesem Stern der Sorgen und Läuterung noch das Himmelreich auf Erden erwartet, der hat fürwahr das Wesen dieser Welt nicht erkannt! –

Schwer legte sich eine Hand auf meine Schulter: „Mensch, komm, ich habe englische Dum=Dum=Geschosse gefunden!“ Neben mir stand mein Kamerad.

Das riß mich wie Donnerschlag aus meinen Träumen. Mit beiden Füßen stand ich wieder auf dem Boden der Wirklichkeit – was man so Wirklichkeit nennt! –

Und richtig, keine fünfzig Schritt abseits lagen die berüchtigten Geschosse, in Kisten und auf dem Boden verstreut.

„Das sind die Kultur bringenden Engländer“, höhnte mein Kamerad.

„Wie du mir, so ich dir.“

Wir bemächtigten uns mehrerer Bandeliere, füllten sie mit Dum=Dum=Geschossen und suchten uns auf der Walfstatt die nötigen Lee=Metford=Gewehre dazu, denn die Lee=Metford=Munition paßt nicht in das Mausergewehr. Andere, die hinzukamen, taten desgleichen. Hierbei hatte ich noch das besondere Glück, halb verborgen unter einem gefallenem Offizier, ein vorzüglich gearbeitetes Sport=Lee=Metford zu erbeuten.

Inzwischen war von hüben und drüben das Rote Kreuz eingetroffen. Die Engländer verhandelten mit uns wegen der Bestattung ihrer Toten und der Mitnahme ihrer Verwundeten. Beides wurde ihnen in entgegenkommendster Weise bewilligt. – Ich ließ mir von einem unserer Sanitäter den Fuß neu verbinden. Er war geschwollen und heiß. Es war Zeit, daß ich zur Ruhe kam. Mein Kamerad und ich in unserer wilden Kriegsbemalung, mit je zwei Gewehren und drei Bandelieren, lenkten die Aufmerksamkeit der englischen Ambulanz auf uns. Einer ihrer Stabsärzte trat plötzlich auf uns zu und rief entrüstet: „Sie haben Dum=Dum=Geschosse!“

Ich musterte den Mann von oben bis unten und sagte: „Yes, Sir, Lee=Metford, made in England!“ Der Engländer machte kein übermäßig schlaues Gesicht.



„Diese verdammten Dinger haben wir Ihren Commies abgenommen“, ergänzte mein Partner und hielt ihm einige Patronen unter die Nase.

Nun drehten wir den Spieß um und führten die Anwesenden, unter denen sich ein holländischer Arzt und mehrere Buren befanden, nach der Fundstelle, damit sie sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit unserer Behauptung überzeugen konnten. —

Die Toten wurden beerdigt, das heißt, sie wurden von ihren Landsleuten neben- und aufeinander in die niedrigen Schützengräben, in denen sie meist gefallen waren, gepackt und nur notdürftig mit der vorher ausgeworfenen Erde zugedeckt.

Als die Bestattung vorbei war und die englische Ambulanz sich entfernt hatte, wollten wir noch mehr Erdboden auf die Gräber unserer Feinde werfen. Zur Belohnung feuerten die Kanonen des Begners auf uns, so daß wir unser Vorhaben schleunigst aufgeben mußten.

Die Folge davon war, daß nach einigen Tagen die verwesenden Leichname einen derart pestilenzartigen Geruch verbreiteten, daß unsere Wachmannschaften sich dem Gipfel des Spionkop in weitem Umkreis nicht mehr nähern konnten.

Die Körper schwellen naturgemäß auf, die untersten hoben die oberen empor, so daß die Hände, Füße und Köpfe der Toten an vielen Stellen grausig aus den Massengräbern hervorstarren. Eine schmachliche Beute der Nasgeier! —

So machte der Jynismus der britischen Heeresleitung nicht einmal halt vor der Majestät des Todes der eigenen Gefallenen! Denn tapfer gefochten hatten die schlechtgeführten englischen Soldaten in der Todesfalle am Spionkop, wenn sie auch schließlich der meisterhaften, weit auseinandergezogenen Schützentaktik und überlegenen Kampfweise der Buren nicht hatten standhalten können. —

Der Gesamtverlust der Engländer während der Kämpfe der vergangenen Woche am oberen Tugela belief sich auf über eintaussend-siebenhundert Mann, darunter neunzig Offiziere. Lächerlich gering hiergegen klingt die Zahl von zweiundvierzig Toten und siebenzig Verwundeten auf Burenseite, die größtenteils auf die Zurückeroberung des Spionkop entfiel, die ja auch den Engländern die meisten Leute kostete. Nicht weniger als die Verluste müssen die Zahlen der beteiligten Kämpfer auf beiden Seiten überraschen. Schätzt man die Zahl der

Engländer auf dem Spionkop auf drei- bis viertausend, so standen diesen sicherlich nicht mehr als ebenso viele Buren gegenüber. So ist der 24. Januar 1900 nicht nur zum erbittertsten Kampf im Südafrikanischen Kriege geworden; nein, er ist ein denkwürdiger Tag in den Annalen der Kriegskunst aller Zeiten überhaupt: denn kaum ist wohl je ein erfolgreicherer Sturm gegen die zehnfache Übermacht eines gleich gut bewaffneten, in überragender Stellung liegenden Gegners ausgeführt worden.

Daß die Früchte dieses Sieges am darauffolgenden Tage nicht geerntet wurden, bildet ein Kapitel für sich. Wir wenigen hundert abgekämpften Streiter wären allerdings hierfür nicht in Betracht gekommen; wohl aber die Kommandos, die frisch und unverfehrt in den benachbarten Stellungen lagen. Wären diese sofort zu einer energischen Verfolgung eingesetzt worden, nimmer hätte der fliehende Feind durch die aufgeweichten Wege und den stark angeschwollenen Tugela entkommen können. Das Schicksal der Division „Warren“ wäre besiegelt gewesen. — Es sollte nicht sein!

Die geschlagenen Engländer sammelten sich bei Trichards Drift, kaum fünf Kilometer vom Spionkop entfernt. Schnell erholten sie sich von ihrer Verwirrung. Ihre Kampfkraft schien alles andere als gebrochen. Wenigstens rochen die Lydditbomben, die sie uns herüberschickten, keineswegs danach.

Fast wie Hohn mutete es an, als sie unter unseren Augen auf ihrer Pontonbrücke über den Tugela setzten. Artillerie — Train — Infanterie — alles in schönster Reihenfolge! Zwei volle Tage dauerte es, bis der letzte Tommie das südliche Ufer erreichte. —

In den Burenlagern aber erklangen geistliche Dankeslieder.



## Der Rückzug

Auf Urlaub in Johannesburg / Dicke Luft im Südwesten / Beim deutschen Frei-  
 korps Johannesburg / Wacht am Oranje-Fluß / Wiedersehen mit Hankel / Lord  
 Roberts und Kitchener / Cronje und Dewet / Paardeberg / Abgeschnitten? /  
 Alte Bekannte und Liebesgaben / Ein schlauer „Schwob“ / Der große Rückzug /  
 Ein tolles Reiterstückchen / Begegnung mit Präsident Steijn und Delarey / Dewet  
 zeigt die Zähne / Blutrühr / Erdrückende Übermacht /  
 Außer Gefecht gesetzt

Das Leben ist eine große Tragikomödie. Nur schade, daß die Tragik die Komödie meist überwiegt und der Uschermittwoch länger dauert als die Fastnacht. — Nach den vier schweren Monaten im Felde hatte ich meinen Urlaub angetreten. Mein Fasching war gekommen, und das stimmte auch mit dem Kalender überein; denn man schrieb die erste Hälfte des Februar 1900. Es waren schöne, ungetrübte Tage, die ich jetzt auf meinem Urlaub in Johannesburg verbrachte, zusammen mit einem Duzend Kameraden von der Front, denen gleich mir das Glück der Erholung zuteil geworden war. In vollen Zügen genossen wir die Freuden des Daseins; und nicht nur wir, sondern auch unsere guten treuen Pferde, die gleich uns auf Staatskosten reichlich verpflegt wurden.

Der Schwiegervater eines meiner Kriegskumpane war Inhaber einer Bar mit Hotelbetrieb, nicht weit von Park-Station. Hier wohnte ich. Jeden Abend bis spät in die Nacht und wohl auch in den Morgen hinein wurde getanzt, geliebt, gelacht, gezecht und — was beim Deutschen nicht fehlen darf — gesungen und musiziert.

Nach einer vergnügten Nacht saßen wir beim Frühschoppen zusammen.

„Eine sonderbare Gesellschaft, die Menschen“, meinte einer, der die Bierzig bereits überschritten hatte, in kateriger Stimmung. „Jetzt sind wir hier und machen Fez wie die Wilden, und könnten doch alle schon auf dem Spionkop unter der Erde modern.“

„Mensch, verdirb mir nicht meinen sauren Hering!“ erwiderte einer jüngeren Kalibers.

„Fris hat recht. Der Hering in der Faust ist besser als der Tod auf'm Spionkopf!“

Die ganze Korona lachte. Das Kriegsleben hat Galgenhumor im Geleit. Der Griesgram aber philosophierte unbeirrt fort: „Sind wir nicht eine große Affenhorde? Seit Anfang der Welt machen wir dieselben Erfahrungen und sind doch bis auf den heutigen Tag um nichts gescheiter geworden. Denken ist immer unsere schwache Seite geblieben. Oder denkt einer von euch daran, daß unsere Kameraden jetzt draußen mit Hunger, Durst und Tod auf du und du stehen?“

„Deswegen trinkst du deinen Schoppen wohl jetzt auch mit solcher Begeisterung, weil du immer an den Durst denkst?“ trank ich ihm zu.

„Prost, Willi,“ stimmten die anderen lustig bei, „so'n Schoppen ist besser als eine Lydditbombe! Es lebe Schopenhauer!“

Der gute Willi war ein Grübler, aber kein Spielverderber. Wenigstens prostete er zurück, leerte sein Glas auf einen Zug und bestellte eine neue Runde.

„Na, siehst du, Alter, es geht ja noch“, schmunzelte ich. „Hast ja nicht so unrecht; aber sage selbst, was macht das bißchen Leben noch erträglich? Der Humor, und wenn er auch am Galgen wächst. Es lebe der Humor!“

„Bravo! Is jemaecht! Nur nicht weich werden!“ erklang es in der Runde. Und der Kater witschte zum Fenster hinaus.

Wir kamen ins gemütliche Plaudern. Da hörten wir, wie jemand in der Bar nebenan dicke Töne von der Front angab. Die Namen Dundee und Ladysmith fielen.

„Die Stimme kenne ich doch“, meinte Willi nachdenklich, stand auf und lugte durch die Türspalte. Sein Gesicht wurde länger und länger. Alles lauschte gespannt. Staunend vernahmen wir, wie der Kerl renommierte, er habe bei Ladysmith zwei englische Offiziere gefangengenommen. Als diese sich widersezt hätten, habe er sie rechts und links gepackt und mit den Köpfen aneinander geschlagen. – Das war zuviel! Willi riß die Tür auf und war mit einem Satz in der Bar. Zornentbrannt fuchtelte Willi bereits einem großen, stämmigen Kerl mit der Faust unter der Nase herum, der das fassungslos, kreidebleich über sich ergehen ließ, und schrie: „Noch ein Wort, verfluchter Zuhälter, und ich schlage dir die Knochen kaputt! Keinen Schuß hast du gefeuert! Wie ein Dieb hast du dich bei Dundee aus meinem Beritt gedrückt!“



Ein Bayer sprang hinzu, packte den Entlarvten am Schlafittchen. „Haderlump, elendiger, glaubst du, ich weiß nicht, daß du in Dundee Silber in den verlassenen Häusern gestohlen hast?“

„Und einen Wagen mit Pferden und den ganzen Kummel in Johannesburg verkloppt!“ lachte verächtlich ein Dritter.

Dem Angedonnerten blieb keine Zeit zur Erwiderung. Wohlgezielte Fußtritte und Faustschläge hatten ihn schon spiralenartig an die frische Luft befördert. —

Mitte Februar saßen einige Freischärler in Johannesburg zusammen und hielten Kriegsrat. Es waren nicht nur Leute des Pretoria-Freikorps, sondern auch Kameraden des deutschen Freikorps von Johannesburg. — Letzteres hatte sich nach der Niederlage von Elandslaagte neu organisiert und stand, hundert Mann stark, bei Colesberg, südlich vom Freistaat. — Hierzu kam noch eine Anzahl neuer Elemente, die sich den Buren anschließen wollte. Unsere Regierung hatte einen Aufruf erlassen, daß alle verfügbaren Kräfte sofort nach dem südwestlichen Kriegsschauplatz ausbrechen sollten. Grund zur Beunruhigung wäre nicht. Aber die Übermacht Lord Roberts in der Gegend von Kimberley sei so gewaltig, daß General Cronje unbedingt Verstärkungen brauche. — Unter der Hand hatten wir gehört, daß ein großer Teil der Freistaater, die bei Ladysmith lagen, bereits nach dorthin abgegangen war. Es stand wohl doch bedenklicher, als zugegeben.

Was nun? Unter den Anwesenden gab es allerlei Für und Wider, Wünsche hier, Bedenken dort. Nicht wenige wollten aus diesem kleinen Häuflein ein neues Freikorps gründen— Da ergriff ich das Wort: „Kameraden, in der bisherigen Weise kommen wir nicht zum Ziel. Es ist schon an und für sich ein Jammer, daß so viele verschiedene Freikorps bestehen. Zwei deutsche, ein holländisches, das irische unter Colonel Blake, das französische unter Colonel Billebois-Mareuil, ein italienisches, und wieviel Splitterkorps sonst noch sein mögen! Es wäre von vornherein das Richtige gewesen, wenn sämtliche Freischärler und Ausländer, gleichviel welcher Nationalität, unter ein Oberkommando gestellt worden wären. Dann wären wir eine geschlossene Truppe von über tausend Mann, mit der sich ganz anderes hätte leisten lassen. Aber wegen kleinlicher persönlicher Interessen und kindischer Prestigefragen unter unseren Freischärlern haben wir Deutschen es ja nicht einmal zu einem gemeinsamen Freikorps gebracht. Nun, das ist nicht mehr

zu ändern. Aber, wollen wir noch zu einer weiteren Zerfetzung beitragen? Ich sehe im Augenblick nur eine Möglichkeit für uns: Schließen wir uns dem alten Johannesburger Freikorps in Colesberg an!" Die Anwesenden konnten sich der Richtigkeit dieser Ausführungen nicht entziehen, und mit überwiegender Mehrheit wurde mein Vorschlag angenommen.

Nun fehlte uns noch der Führer, denn es gab allerhand beim Kriegs-Kommissariat und auf dem Marsch zu tun, um unsere kleine Schar wohlbehalten an ihren Bestimmungsort zu bringen. Die Wahl fiel auf mich. Ich nahm den mehr ehrenvollen als dankbaren Posten an.

Wiederum waren einige Tage vergangen. Endlich hatten wir Anschluß an einen der überfüllten Transportzüge, die nach dem Süden führen, wo die große Entscheidung fallen sollte.

Ankunft in Bloemfontein, der Hauptstadt des Oranje-Freistaates. Eine Fahrt mit Hindernissen liegt hinter uns. Zwei Tage haben wir gebraucht, die vierhundert Kilometer durch die langweilige Hochebene zu durchmessen. Es ist Abend. Auf dem Bahnhof ein Gewimmel wie in einem Ameisenhaufen. Hunderte von Kämpfern, die nach der Front wollen, füllen die Halle. Wetterharte, große, teils hünenhafte Gestalten, den Schlapphut über dem bärtigen Gesicht, die Büchse in der Hand oder über der Schulter. Pferde, Maultiere, Zugochsen werden ausgeladen, Ambulanzen, Kanonen fortgeschafft. Auch der traurige Anblick Verwundeter bleibt einem nicht erspart. Ich weiß nicht, mir ist sonderbar bedrückt zumute. Ein Gefühl, wie ich es im Kriege bisher noch nie verspürt. Etwas Unheilvolles scheint über dem ganzen Getriebe zu lagern. — Da stimmt einer aus voller Kehle die Transvaalhymne an. In begeistertem Chor dröhnt das gewaltige Lied durch die Halle:

Kent gy dat volk vol heldenmoed,  
En toch zoo lang geknecht?  
Het heeft geoffert goet en bloed  
Voor vryheid en voor recht.  
Transvalers laat de vlaggen wapperen,  
Ons knechtschap zyn voorby,  
Roeft in de naam van onzere dapperen:  
Het vrye volk zyn wy.

Die ursprüngliche holländische Schreibweise ist in diesem Lied beibehalten und nicht durch Afrikaans ersetzt worden. Übersetzt würde der Text ungefähr lauten:



Kennt ihr das Volk voll Heldenmut,  
Das lange war ein Knecht?  
Es hat geopfert Gut und Blut  
Für Freiheit und für Recht.  
Transvaaler, laßt die Fahnen fliegen,  
Die Knechtschaft ist vorbei!  
Ruft in dem Namen unsrer Tapfern:  
Ja, unser Volk ist frei!

Verweht sind die trüben Gedanken. Die Gegenwart fordert ihr Recht. Wir haben unsere Pferde zu besorgen und uns auch.

Zweihundert Kilometer fehlen noch bis Norvals Pont, der großen Eisenbahnbrücke über den Dranjefluß. Je mehr wir uns dem Ziele nähern, desto trostloser wird die Gegend. In Natal war's schöner. Aber auch dieser Kelch geht an uns vorüber. —

Norvals Pont! Gleich bei der Einfahrt erkannten wir mehrere unserer Freischärler auf dem Bahnsteig. An den Schlapphüten mit der Kokarde waren die flotten Gestalten leicht von den anderen zu unterscheiden. Herzliche Begrüßung. Man findet alte Bekannte.

„Famos, daß ihr kommt. Wir können eine Verstärkung brauchen. Haben manch braven Kerl bei Colesberg verloren.“

„Was macht ihr denn hier, Jungens?“

„Wir? Wir holen Proviant.“

„Was ist überhaupt los? Wo ist das Lager?“

„Seit ein paar Tagen liegen wir auf der Nordseite der Colesberg-Wagenbrücke und halten dort Wache.“

„Nanu, sind wir denn zurückgegangen?“

„Ja. General Dewet ist Cronje mit einigen Kommandos zu Hilfe geeilt. Dadurch sind unsere Positionen sehr geschwächt worden. So sind wir auf den Dranjefluß zurückgegangen.“

„Ein bißchen brenzlich, was?“ fragte ich.

„Ja, man hört so allerlei“, meinte der Proviantmeister, den ich vom „Deutschen Hof“ her kannte. „Cronje soll auf dem Rückzuge sein, und Lord Roberts mit einer ungeheuren Übermacht hinter ihm her. Auch die Stimmung unter den Buren ist gar nicht mehr so siegesgewiß wie früher. — Aber lassen wir das! Kommt, wir wollen erst einmal was für unseren inneren Menschen tun!“

„Gemacht, aber erst die Pferde.“

„Für die ist im Überfluß da. Haben erst kürzlich wieder dem General Clements einen großen Transport abgenommen.“

„Dewet versteht's, was?“

„Fabelhafter Kerl!“

Unter dem Wagen, im Schatten der Plane, hielten wir ein üppiges Mahl von erbeuteten englischen Konserven und Liebesgaben aus Johannesburg. Zusammen mit dem Wagen brachen wir abends auf. Am Oranjefluß entlang ging es unserem Ziele zu, das fünfunddreißig Kilometer entfernt lag. Hier in der Karroo war die Regenzeit schon ziemlich vorüber. Da treckte es sich besser bei kühler Nacht als in glühendem Sonnenbrand. Mit Jubel wurden wir am nächsten Morgen im Lager der Johannesburger empfangen.

Ich stellte mich mit meiner Truppe dem Kommandanten und dem Veldkornet vor, worauf wir uns alle drei zu einer längeren Besprechung zurückzogen. Der Kommandant war ein einfacher Farmer, der in der Nähe von Johannesburg eine kleine Landwirtschaft betrieb. Als junger Mann hatte er in Deutschland gedient. Er hatte sich in den Kämpfen bei Colesberg hervorgetan und war von den Mannschaften zum Kommandanten gewählt worden. Der Veldkornet, ein ehemaliger deutscher Kavallerieoffizier, war zu seinem Privatvergnügen nach Südafrika gekommen, um den Krieg mitzumachen. Beide waren erfreut, daß ich in Johannesburg die nötigen Anweisungen hinterlassen hatte, daß alle noch hinzukommenden deutschen Freiwilligen sich dem Johannesburger Freikorps anschließen sollten. Wir sprachen über die Kriegslage. Der Kommandant sagte:

„Da haben wir nun den Salat! Die Schlachten bei Stormberg und Magersfontein hatten wir gewonnen. Wo immer wir auf Feindesboden standen, schloß sich uns die Landbevölkerung an. Der ganze Norden der Kapkolonie wartete nur darauf, daß wir weiter vorstießen. Statt dessen lagen wir untätig still und ließen dem Engländer Woche auf Woche und Monat auf Monat Zeit, sich von seinen Schlappen zu erholen und sich zu verstärken.“

„Ja,“ fiel der Veldkornet ein, „schwere Fehler sind bisher auf beiden Seiten gemacht worden. Zuerst unterschätzten die Engländer den Buren, dann die Buren den Engländer. Hundertfünzigtausend Mann britischer Truppen mit vierhundert Geschützen stehen bereits auf südafrikanischem Boden, und täglich werden neue Truppen gelandet. England stampft



die Armeen förmlich aus dem Boden. Wenn auch die englischen Soldaten zum Teil noch ungeschult sind, so macht es schließlich doch die Masse. Und während wir untätig auf unseren Lorbeeren ruhen, passen sich die Engländer mehr und mehr der Taktik der Buren an. Das hat uns in den letzten Monaten General French bei Colesberg gezeigt."

"Ja, French ist ein tüchtiger Mann", bestätigte ich. "Ihr habt ja seine Bekanntschaft schon bei Elandslaagte gemacht. Übrigens, als Joubert, der ewige Zauderer, den Engländern bei Ladysmith die achtundvierzig Stunden Waffenstillstand bewilligte, entwischte General French in einem der Züge mit den Verwundeten und Wehrlosen."

"Es ist jetzt überhaupt ein anderer Schmiß in die Engländer gekommen, seitdem Lord Roberts den Oberbefehl übernommen hat und Ritchener der Generalstabschef und Organisator ist", erwiderte der ehemalige Offizier. "Es sind zweifellos die befähigsten Köpfe der britischen Armee. Jeder in seiner Art."

Der Kommandant nickte: "Wenn die einmal unsere Front eindrücken und uns in die Ebenen des Freistaates bekommen, dann 'hardloop, burgers'!"

"Ich staune nur," antwortete ich, "wie die Engländer trotz aller ihrer Niederlagen immer den Kopf oben behalten haben. Nehmen wir nur die offensichtlichen Fehler in der Kriegsführung Whites, Bullers, Methuens und Gatacrés!"

Wir begaben uns in größerer Zahl zum nahen Fluß, um dort unsere Stellung zu besichtigen. Hart an der Brücke stand eine umfangreiche Kanone. Daneben ein Zelt, aus dem bei unserer Ankunft mehrere Kameraden auftauchten. Ich traute meinen Augen kaum, als ich die unverkennbare, kurze, breitschultrige Gestalt meines lieben, alten Hankel entdeckte. Er war nicht weniger erfreut als ich über das unerwartete Wiedersehen. Wir schüttelten uns die Hände, daß es knackte.

"Immer noch tüchtig, alter Bombenschmeißer?"

"Danke, es reicht für den Hausgebrauch," erwiderte Hankel, gutgelaunt auf die Kanone deutend, "bin jetzt Kommandant unserer Artillerie."

Stolz stellte er mir seine blitzblank gepuzte „faule Brete“ vor. Es war ein erbeutetes englisches Geschütz, etwas vorsintflutlichen Datums. Als guter Artillerist pries er mir die Vorzüge seines Mordinstrumentes, das „wie Gift“ schösse. Ich hörte natürlich begeistert zu.

„Ja, der Hankel mit seine Schießkanone, der is hier Direktor von's Zeughaus geworden!“ meinte ein kesser Berliner unter allgemeiner Heiterkeit. Hankel ließ sich nicht aus seiner niedersächsischen Ruhe bringen und streifte den Spötter nur mit einem vernichtenden Blick. —

Geraume Zeit mußten wir wieder einmal untätig hier liegen und auf weitere Befehle warten. Da wurden Kriegserlebnisse von den verschiedensten Fronten ausgetauscht, und manch Interessantes gab es zu hören: Zu Neujahr hatte General French die schwache Burenbesatzung bei Colesberg zurückgedrängt und sich des Coleskop bemächtigt. Hier leisteten die Engländer das technische Kunststück, mit Hebezeugen aller Art schwere Marinegeschütze auf die steile Spitze des Coleskop hinaufzuwinden. Von dieser überragenden, das Land weit hinaus beherrschenden Stellung beschossen sie das Lager des Buren Generals Schoemann, so daß es schleunigst „trekken“ hieß. — In dieser Zeit ereignete sich ein seltsamer Zwischenfall. Ein englischer Proviantzug geriet an einer abschüssigen Stelle ins Rollen, die Bremse versagte, er brauste weiter, allzu weit, der Burenstellung entgegen. Die Buren, unsere Freischärler natürlich dabei, dies sehen, sofort aufsitzen und sich des Zuges bemächtigen war eins. Als man beim schönsten „buit maal“ war, kamen die Engländer heran, die sich ihre Schätze nicht entgehen lassen wollten. Es entwickelte sich eine heftige Schießerei, in deren Verlauf die Tommies aber zurückgeschlagen wurden. — Ein andermal gelang es General Christian Dewet, der jetzt die ganze Stellung gegen General French befehligte, ein feindliches Regiment in einen Hinterhalt zu locken, wobei die Engländer mehrere hundert Mann an Toten und Gefangenen verloren.

\*

Anfang März erhielten wir die niederschmetternde Nachricht, daß General Piet Cronje mit 4500 Mann, sechs Geschützen und dem gesamten Wagenpark am 27. Februar bei Paardeberg kapituliert hatte. — Am selben Tage wie Majuba-Hill! — Ironie des Schicksals! — Das belagerte Kimberley war bereits vorher entsetzt worden.

Es war den Engländern gelungen, mit vierzigtausend Mann und hundert Geschützen Cronje völlig zu umzingeln. Als Munition und Lebensmittel verbraucht waren und Hunger und Krankheiten unter den Buren, die zum Teil ihre Frauen, Kinder und ihren Hausrat bei sich hatten, wüteten, blieb ihnen nach tapferer Gegenwehr schließlich nichts



mehr übrig, als sich der britischen Übermacht zu ergeben. Dies war der erste große Erfolg, den die Engländer in diesem Kriege zu verzeichnen hatten. Es war mehr. Es war das große Ereignis des Südafrikanischen Krieges. Es gab dem ganzen Feldzug eine neue entscheidende Wendung. Der Sieg bei Paardeberg war bedeutungsvoller als alle Teilerfolge der Buren zusammengenommen. Und warum? Lediglich, weil er vom Sieger sofort energisch ausgenutzt wurde!

Nirgends gibt es wohl so viele nachträgliche „Wenn“ und „Aber“ als gerade auf dem Gebiet der Kriegsführung. Ich habe in der nun folgenden Zeit viele Ansichten und Urteile über die Kämpfe bei Paardeberg gehört, auch von Augenzeugen. Die einen suchten die Leistungen der Engländer wegen ihrer Übermacht zu verkleinern; andere Cronje allein die Schuld an der Niederlage in die Schuhe zu schieben. So hieß es, seine Starrköpfigkeit habe ihn bei Paardeberg verharren lassen, ungeachtet der Warnungen anderer; oder auch, er habe die Entsatzungsmanöver Dewets aus kleinlichem Ehrgeiz und Stolz unbeachtet gelassen. Ja es hat sogar nicht an Stimmen gefehlt, die den wackeren Piet Cronje der Bestechlichkeit und des Verrates zeihen wollten.

Es ist einmal so im Leben: hat einer Unglück, ist sein Glückstern im Erlöschen, so wird menschliche Gemeinheit sofort bereit sein, den vom Schicksal Geschlagenen noch tiefer zu beugen.

Ich glaube kaum, daß Cronje, den Sieger von Magersfontein, für Paardeberg ein größerer Vorwurf trifft als die übrigen Burenführer im allgemeinen auch. Als echter Mann seines Volkes teilte er auch dessen Nationalfehler: das allzu bedächtige afrikanische Tempo und die Unterschätzung der britischen Weltmacht. – Irgendwo mußte sich dies einmal auswirken, rächen. Ihn traf es! – Kann man da überhaupt von einem Vorwurf, einer Schuld sprechen?

Es will mir scheinen, daß im allgemeinen viel zu viel über geschene Dinge geredet und geschwätzt wird. – Die Engländer machten es anders. Sie sahen ihre Mißerfolge, fanden sich mit den schmerzlichen Tatsachen ab, lernten daraus, handelten danach. Daher ihr endgültiger Erfolg! –

Wiederum vergingen Tage der Spannung und des nutzlosen Wartens. Wie vergessen lagen wir, abseits von allen anderen, an unserer Brücke. Eines Nachmittags kam ein Freistaater herangesprengt, dessen Farn nicht weit von unserem Standort lag.

„Was, ihr noch hier!?“ rief er ganz außer sich. „Schnell weg, oder ihr seid verloren!“

Wir waren wie aus allen Wolken gefallen, als wir erfuhren, daß Lord Roberts schon vor einigen Tagen Bloemfontein genommen hatte und unsere Südarree über Norvals Pont, Bethulie und Alival North zurückgegangen war. Die Eisenbahnbrücke hatte man hinter sich gesprengt; aber die Engländer setzten bereits in Pontonbrücken über den Fluß. Jeden Augenblick konnten überlegene feindliche Streitkräfte südlich der Wagenbrücke auftauchen. Aber größer war die Gefahr, von Norden her abgeschnitten zu werden. – Wohl nie ist ein Lager mit größerer Schnelligkeit abgebrochen worden. Mit sieberhafter Eile wurden die Zelte, der Proviant und unsere wenigen Habseligkeiten auf die Wagen gepackt. Währenddessen übernahmen Hankel und ich die Aufgabe, die Brücke zu sprengen. Zu Hankels größtem Schmerz mußte auch seine „faule Grete“ dran glauben, damit sie den Engländern nicht wieder in die Hände fiel. Leider fehlte es uns an dem nötigen Dynamit, um die Brücke von Grund auf zu demolieren, und so mußten wir uns auf die Sprengung des mittleren Teiles beschränken. –

In der Ferne, südlich vom Fluß, zeigten sich große Staubwolken, die den Anmarsch des Feindes ankündigten. Los, auf die Pferde! Hankel warf noch einen wehmütigen Blick auf seine selbst vernichtete Artillerie. Bald hatten wir die Unsrigen erreicht. Mit den beiden Maultierwagen ging es schnell vorwärts. Nur der Ochsenkarren machte uns schwere Sorgen. Er blieb weiter und weiter zurück. Gegen Abend hieß es, daß Philipolis, ein kleiner Ort an der Hauptstraße, bereits von den Engländern besetzt sei. Wohl oder übel mußten wir jetzt den Wagen seinem Schicksal überlassen. Der Treiber, ein pfiffiger, kleiner Schwob, der lange unter den Buren gewesen, wollte trotzdem, auf jede Gefahr, versuchen, sein Gefährt durchzubugieren. Es fanden sich noch zwei, die ihm dabei helfen wollten. Sie hatten keine Pferde und waren fußmüde. – Hals- und Beinbruch! – Ich dachte an meine schönen englischen Reitstiefel von Dundee, die sich irgendwo unter dem Gepäck befanden. Aber jetzt war keine Zeit mehr, danach zu suchen. Vielleicht, daß der Wagen doch noch glücklich durchkam!

In flottem Tempo ging es weiter. Es war ein aufregender Ritt durch die mondhelle Nacht. Jeden Augenblick konnte es zu einem Zusammenstoß mit englischer Kavallerie kommen. Unterwegs schlossen sich uns



einige Buren der dortigen Gegend an. Sie hatten, bevor es auf den großen Rückzug ging, noch einmal Abschied von Frau und Kind genommen. Ihrer Führung hatten wir es zu danken, daß wir auf geheimen Pfaden ungehindert um Philippolis herumkamen. Mitternacht gönnten wir den Tieren eine kurze Rast. Der Kommandant schickte eine Anzahl Leute voraus nach der Bahnstation Springsfontein. Von dort war uns nämlich eine große Sendung Liebesgaben von Johannesburg angekündigt worden, auf die wir uns schon seit langem freuten. Vielleicht war noch etwas davon zu retten. —

Es war höchste Zeit, als wir vormittags Springsfontein erreichten. Was aus dem Ochsenwagen geworden war, das wußten die Götter. Die gesamte Südarkmee der Buren, fünftausend Mann unter den Generalen Olivier, Grobelaar und Lemmer, befand sich auf eiligem Rückzug über die Orte Rouxville und Smithfield, weit östlich von uns. Von dort sollte es längs der Basutogrenze in der Ebene des Caledonflusses nordwärts nach Wepener gehen, um nicht durch Lord Roberts von Bloemfontein her von unserer Hauptarmee auf der Linie Brandfort-Ladybrand abgeschnitten zu werden. Das nächstliegende Kommando befand sich bereits einen guten Tagemarsch von uns entfernt. Die Verfolger unter General Gatacre konnten nicht mehr weit sein.

Auf der Bahnstation, an einem einsam stehenden Gepädwagen, war ein Menschenauflauf. Unsere Kameraden, die wir vorgeschickt hatten, um den Liebesgabentransport abzunehmen, befanden sich in heftigem Wortwechsel mit burischen Nachzüglern, die sich über die willkommene Beute hermachen wollten. Unsere Ankunft genügte, um letzteren Beine zu machen.

„Texas-Jack, du hier?“ Ich war nicht wenig erstaunt, meinen ungarischen Kameraden von der Natalfront plötzlich hier wiederzufinden.

„Wir waren in Johannesburg auf Urlaub und wollten zu eurem Korps stoßen. Da sind wir zufällig mit den Liebesgaben zusammen gereift.“

Wir warfen einen Blick in den Waggon.

„Na, Jungens, viel scheint nicht mehr da zu sein“, meinten wir wehmütig.

„Leider! Das wüßte Durcheinander gestern abend hättet ihr sehen sollen. Ein ganzes Burenkommando fiel über die Station her. Als wir sagten, diese Sachen seien für das deutsche Freikorps bestimmt, riefen sie: Die sind ja schon von den Engländern abgeschnitten! Besser wir

nehmen es, als daß die Engelschen es bekommen.' Wir wehrten ihnen, so gut wir konnten. Mit Ach und Krach haben wir dies wenige gerettet."

„Aber seht mal, was wir hier haben“, sagte Texas-Jack und entfaltetete eine prächtige, seidene Fahne, die die deutschen Frauen von Johannesburg für unser Freikorps gestickt hatten. —

Da im Augenblick noch nichts von den Engländern zu verspüren war, gönnten wir unseren Tieren Ruhe und fütterten sie mit den Getreide- und Mehresten, die auf dem Boden des Güterschuppens verstreut lagen. Wir selbst taten uns an den Johannesburger Gaben gütlich. Durch die Neuangekommenen erfuhren wir allerhand interessante Neuigkeiten von der Natalfront: Zweimal noch hatte General Buller bei Pieters versucht, Ladysmith zu entsetzen. Ähnlich wie bei Colenso und Spionkop waren die Angriffe von General Botha blutig zurückgewiesen worden. Als aber die Lage im Freistaat immer bedenklicher wurde, waren die Freistaatkommandos bei Ladysmith nicht mehr zu halten gewesen. Sie zogen ab, um ihre bedrohte Heimat zu schützen. Trotz ihrer bisherigen Erfolge gegen Buller war es für die Transvaaler nunmehr beschlossene Sache, die Belagerung aufzugeben und weiter nördlich von Ladysmith starke Stellungen einzunehmen.

Beim Requirieren kamen wir auch in das Telegraphenbüro der Station und waren einigermaßen erstaunt, dort alles noch in schönster Ordnung vorzufinden. Der Telegraphist schien von unserer Gegenwart unangenehm berührt und versuchte uns mit allerlei Redensarten wieder hinauszukomplimentieren. Ich traute dem Kerl nicht. Er schien mir ein englisch gesinnter Afrikaner zu sein: „Warum stehen hier noch die ganzen Apparate? Die Verbindungen im Norden und Süden sind abgeschnitten.“

„Das ist meine Sache!“ erwiderte er auf englisch. „Ich, als Beamter, habe hier bis zuletzt auszuharren und meinen Dienst zu tun.“

„Dienst tun? Für wen? Für die Engländer, die kommen! Warte, du Lump!“ schrien Texas-Jack und Hankel.

Einen Augenblick später lag die ganze Herrlichkeit zerschmettert am Boden.

„Bastards“, knirschte der Überläufer zwischen den Zähnen.

Aber es war gehört worden. Ein Faustschlag schloß dem „treuen Beamten“ den Mund. —



Im Galopp kamen einige Buren angeritten: „Die Engelse kom!“  
„Wo?“ fragten wir.

„Da——arso, agter die rooi randjie!“ wiesen sie auf eine rötlich schimmernde Anhöhe.

Das langgezogene „Da——arso“ war typisch afrikanisch und entsprach ungefähr der Weite der Entfernung. — Nun, das war ja noch weit genug. Die Leute stiegen ab und ließen ihre Pferde verschmaufen. —

Alles war klar zum Abmarsch, als im letzten Augenblick einer der drei von dem zurückgebliebenen Ochsenwagen atemlos angelaufen kam. Der Ärmste war halbtot vor Ermattung und presste nur mühsam die Worte hervor: „Die Engländer haben den Wagen genommen!“ — Ach, meine schönen Reitstiefel! dachte ich. Vor diesem unersehblichen Verlust traten im Augenblick alle anderen Ereignisse des Krieges für mich in den Hintergrund. Es gab so manch langes Gesicht bei denen, die, wie ich, ihr Gepäck verloren hatten. — Der Angekommene wurde mit Fragen bestürmt. — „Wasser“, brachte er statt aller Antwort nur mühsam hervor, so klebte ihm die Zunge am Gaumen.

„Hier, Gustav, ist was Besseres“, sagte ich und reichte ihm meine Feldflasche, die mit kaltem Kaffee gefüllt war. Gierig leerte er sie auf einen Zug. Nun erfuhren wir, was sich zugetragen hatte.

Die drei hatten schon geglaubt, der Gefahrzone von Philippolis entronnen zu sein, als ihnen eine Abteilung englischer Kavallerie entgegenkam. — „Kalt Blut, die Brüder werde ich schon bluffen!“ hatte da der Treiber seinen beiden Kameraden zugerannt. Aber unser Gustav hatte dem Frieden nicht getraut und sich eilends hinter einem nahen Gebüsch verkrochen.

„Who's there?“ tönte es scharf von drüben.

„Good friend!“ erwiderte der Treiber prompt. Und mit größter Seelenruhe brüllte er seine Ochsen an und trieb weiter auf die Engländer zu, als ob nicht das geringste zu befürchten wäre. Klopfenden Herzens konnte Gustav aus seinem Versteck das Gespräch zwischen dem kleinen Schwaben und den Engländern mit anhören. Mit einer Unverfrorenheit, die ihresgleichen suchte, tischte der Treiber dem Offizier auf seine Fragen die schönsten Märchen auf. Er sei ein armer Transportfahrer, dessen ganzes Vermögen dieses eine Gespann sei. Die Buren hätten ihn gezwungen, für sie Transport zu fahren, aber Geld hätten weder er noch sein Knecht gesehen. Er für sein Teil hätte mit

dem Kriege garnichts zu tun, ihm sei es gleich, für wen er Transporte fahre. — „Die Ladung müssen wir selbstverständlich beschlagnahmen!“ entschied der Captain nicht unfreundlich. „Transporte können Sie auch für uns fahren, und bezahlt bekommen Sie bei uns sicher besser als bei den Buren.“ — Mit gut geheuchelter Freude hatte der Treiber die Entscheidung entgegengenommen. —

Wir lachten.

„Ein gerissenes Luder. — Besser Wagenbesitzer sein, als in St. Helena oder Indien als Gefangener zu landen. — Der Schwab wird sich schon eines Tages wieder bei uns einfinden!“

Gustav erhielt ein Paket Liebesgaben in die Hand gedrückt und einen Ehrenplatz auf dem Maultierwagen. Dann ging es in östlicher Richtung weiter.

Es war an einem Sonntagnachmittag des März.

Auf einer grasbedeckten Ebene, deren Ränder von sanften Hügelzügen umsäumt waren, lagerte ein Teil der Südarmee der Buren, die sich auf dem Rückzug durch den südöstlichen Oranjesfreistaat befand. Vor der nachrückenden englischen Armee unter General Batacre hatten wir einen erheblichen Vorsprung. Zusammenstöße mit den Truppen des Lord Roberts, der uns von Norden her den Weg verlegen wollte, waren bisher durch geschicktes Ausweichen glücklich vermieden worden. Der ungeheure Troß von tausend Transportwagen und flüchtenden Familien aufständischer Afrikaner aus Colesberg und Stormberg, mit ihren Herden und aller beweglichen Habe, war so gut wie gerettet.

Lange waren wir die Kreuz und Quer gezogen, durch dürre Karroo, durch unwegsame Gebirgsausläufer. Kaum die nötigste Last hatte man sich gegönnt. Nach den unsäglichen Strapazen und Entbehrungen waren Mensch und Tier heute erholungsbedürftig.

Herlicher Ruhetag! Die Sonne schien freundlich aus dem azurblauen, wolkenlosen Himmel hernieder. Soweit das Auge reichte, weideten ungezählte Scharen von Pferden, Rindern, Maultieren und Schafen in buntem Gewimmel unter der Obhut dienstbarer Kaffern. In langen Reihen standen die großen Burenwagen nebeneinander aufgefahren. Aus winzigen Lagerfeuern kräuselten Rauchsäulen senkrecht empor, um sich zitternd im Ather zu verlieren. Kuh- und Pferdemit mußten in dieser baumlosen Gegend als Feuerungsmaterial dienen.

In der „Wagenstadt“ ging es ruhig her; denn auch in den erbittert-



sten Kriegszeiten begehrt der fromme Bur, wenn irgend möglich, den Sonntag mit Gottesdienst in feierlicher Stille.

Hier hatte sich eine hunderköpfige Menge um eine ehrwürdige Gestalt mit wallendem, schneeweißem Bart geschart und lauschte andächtig der ergreifenden Predigt, die der Vortrecker mit religiöser Beredsamkeit hielt. Andere pflegten der Ruhe im Schatten der Wagen. Dort spielte eine Schar lustiger, gesundheitstrogender Kinder „Fangen“. Unweit davon unterhielten sich Frauen mit gramersfüllten Gesichtern über das Unglück, das der Krieg über ihre Familien gebracht hatte. Sorgenvoll schweiften ihre Blicke zu den spielenden Kleinen hinüber. Schauernd drückte eine bleiche, junge Mutter ihren Säugling an die Brust – eine bange, ahnungsvolle Träne rann auf die Stirn des fiebernden, röchelnden Lieblings hernieder.

Abseits, ganz am Ende des Zuges, lagerte das deutsche Freikorps. Es gehörte zur Nachhut. Zwischen unseren zwei Wagen war eine riesige Plane zum Schutze gegen die Sonnenhitze aufgespannt, unter der wir es uns bequem gemacht hatten. Die meisten lagen rauchend auf ihren Decken, unterhielten sich oder spielten Karten. Die Wache der letzten Nacht schlief friedlich in einer Ecke, den Sattel als Kopfkissen.

Hankel, Texas-Jack und ich drosten einen Skat. Aus dem Burenlager klangen die monotonen Weisen alter, holländischer Kirchenlieder zu uns herüber.

„Das geht nun schon seit heute morgen mit diesen zweifelhaften musikalischen Ergüssen“, brummte der Kunstreiter. „Eigentlich hätte ich Lust, einen Streifritt in die Umgebung zu machen.“

„Warum nicht“, antwortete ich. „Englische Vortrupps sollen sich in der Nachbarschaft gezeigt haben.“

„Gibt vielleicht ein kleines Abenteuer“, grinste Hankel, der für jede Extratour zu haben war.

Abgemacht. Der Ungar steckte die Karten in seine Gürteltasche. Wir holten die Pferde von der Weide. Schnell aufgezäumt, in den Sattel, auf und davon.

Etwa eine Stunde führte uns der Weg auf der staubigen, aus-  
gefahrenen Heerstraße entlang, bis wir einen Seitenweg einschlugen,  
der nach den östlichen Randjies auslief. Im Galopp ging's über weite  
Grasflächen dahin. Allmählich aber kamen wir in wellenförmiges Ge-

lände. Da es steinig und holprig wurde, gingen wir in gemächlichen Schritt über.

Plötzlich fielen uns mehrere feine Rauchsäulen auf, die hinter einer langgestreckten Bodenerhebung emporkräuselten.

„Na, wenn das keine Rhakis sind!“ rief Texas-Jack.

„Ja, von unseren Kommandos kann es kaum jemand sein, und von Kafferkrallen rührt dieser Rauch auch nicht her“, pflichtete ich bei.

„Eine vorgeschobene Kavallerieabteilung wird's sein, die den ganzen Tag im Sattel war und jetzt abkocht“, fügte Hankel hinzu.

„Na, wir werden der Sache schon auf den Grund kommen.“

Vorsichtig umherspähend ritten wir bis zum Fuße der Anhöhe. Dort banden wir unsere Pferde an einen Busch und kletterten auf den Gipfel. Und richtig! Vor uns, in einem ausgedehnten Tal, durch das die Heerstraße führte, lagerten in einiger Entfernung an die fünfzig Reiter, die wir mit Hilfe meines Fernglases als australische „Bushmen“ erkannten. Also Vorsicht, mit denen war nicht zu spaßen. In Gruppen lagerten sie um die Feuer und kochten ab. Posten waren nicht ausgestellt; sie schienen sich ganz sicher zu fühlen. Die Pferde grasten gekniefalstert umher.

Die Augen Texas-Jacks hingen wie hypnotisiert an einem halben Duzend Pferden, die sich von der übrigen Herde entfernt hatten und links von uns den Hügel empor weideten.

„Die Gäule müssen wir abfangen“, meinte mit sehnstüchtiger Gebärde der Sohn der Pusta. „Seht nur, jetzt kommen sie auf uns zu. Den prächtigen Apfelschimmel dort, den muß ich haben!“

„Noch eine Stunde, und der Tag ist vorüber“, murmelte ich, besorgt nach der Sonne schauend, die immer tiefer nach Westen sank. „Bald wird man die Tiere ins Lager zurückholen.“

„Halt! Ich habe einen Einfall!“ platzte plötzlich der Ungar heraus, der nachdenklich vor sich hingestarrt hatte. „Laßt mich nur machen!“ Damit verschwand er im Hintergrund, wo unsere Tiere standen.

Aufs höchste gespannt, harrten wir der Dinge, die da kommen sollten; denn Texas-Jack besaß einen so ausgezeichneten Pferdeverstand, daß wir ihm allerhand zutrauten. Endlich erschien unser Kamerad wieder auf der Bildfläche. Gewehr, Bandelier und Jacke hatte er abgelegt. Er trug nur sein Lasso, an dessen Ende ein Bündel Hafer befestigt war, das er an seinem Sattel mit sich geführt hatte.

„Habt ihr kapiert?“ flüsterte er, an uns vorbeischielelend, mit trium-



phierendem Lächeln. Mit lagenartiger Gewandtheit kroch er zwischen den Steinen hindurch auf die Tiere zu.

„Ein Mordskerl!“ Gespannt folgten wir seinen Bewegungen. Oft war er sekundenlang vor unseren Augen hinter irgendeinem Felsblock verschwunden.

Währenddessen hatten sich die Australier über ihr Essen hergemacht. – Nicht weit von den vordersten Pferden kauerte der Ungar hinter einem einsamen Aloebusch und lenkte durch Lockrufe ihre Aufmerksamkeit auf sich. Plötzlich sauste das Lasso flach über den Boden, so daß das Ende mit dem Hafer keine zehn Schritt vor dem Apfelschimmel zu Boden fiel. Das edle Tier scheute und starrte mit weit geöffneten Nüstern und Augen auf den unerwarteten Gegenstand. Kaum aber hatte es den Hafer gewittert, als es wiehernd mit ausgestrecktem Kopf darauf zu ging. Sein Beispiel steckte die anderen an, die instinktiv ihrem Führer folgten. Es war, als ob auch die Stimme, das ganze Wesen des Kunstreiters eine gewisse Anziehungskraft auf die klugen Tiere ausübte.

Im Lager der Australier begann es sich zu regen. Sie hatten ihr Mahl beendet und erhoben sich, um die Pferde von der Weide zu holen. Einige bewegten sich in der Richtung auf uns zu. Aber schon hatte Texas-Jack die Pferde über den Kamm des Hügels gelockt, von wo sie ihm willig bergab folgten. Jetzt war er mit seiner Beute glücklich den Augen des Feindes entschwunden. Wir eilten, so schnell uns die Beine trugen, zu ihm hin. Der Schimmel laute vergnügt an dem Haferbündel, das er vergeblich aus dem Knoten zu reißen suchte; dabei teilte er wuchtige Tritte und Bisse aus, sobald seine Kameraden ihm das Futter strittig machen wollten.

„Bravo, Texas!“ riefen wir begeistert. „Nun schnell die Gäule eingefangen!“

Ohne weitere Mühe bemächtigten wir uns der gekniehalfterten Tiere zwischen dem Geröll.

„Donnerwetter!“ pläzte Hankel plötzlich heraus, in westliche Richtung deutend. – In der Ferne sahen wir englische Kavallerie hinter einem „Koppie“ hervorkommen.

„Noch haben wir einen ziemlichen Vorsprung!“ rief ich.

„Sonst wären wir in einer schönen Mausfalle!“ ergänzte der Ungar.

Schleunigst führten wir die erbeuteten Tiere den Hügel hinab. Im Nu waren sie an den Halstern zusammengeloppelt. Wir saßen auf und

jagten in scharfem Galopp quer übers Feld. Die feindliche Reiterei wollte schier kein Ende nehmen. Ein ganzes Regiment schien auf dem Vormarsch.

„Da, seht euch mal um!“ rief Texas-Jack, sich im Sattel drehend.

Auf unserer Anhöhe standen gestikulierend und fluchend die Australier, die ihre Pferde holen wollten.

Bäng, bäng, bäng! Sie feuerten auf uns. Aber schon waren wir außer Schußweite. Die englische Reiterei, die uns bisher nicht beachtet oder für eigene Leute gehalten haben mochte, wurde aufmerksam. Ihre Spitzenreiter schlugen Galopp an.

Wir johlten übermütig, die Büchsen über den Kopf schwingend. Dann drückten wir unseren Kennern die Sporen in die Weichen und trieben die erbeuteten Pferde zur höchsten Eile an. Als wir endlich unsere Strafe erreichten, sahen wir etwa einen Kilometer hinter uns die Verfolger über einer Bodenwelle auftauchen. Doch unser Vorsprung war zu groß, unsere Pferde zu flink. Die Entfernung zwischen uns und dem Feind wuchs zusehends, bis dieser schließlich das Rennen aufgab. Wir mäßigten unser Tempo und gönnten den abgejagten, schnaufenden Tieren Erholung.

Der Lichtbogen im Westen wurde matter. Schnell brach die südafrikanische Nacht herein. Die Sterne flimmerten immer deutlicher, der Vollmond stieg hinter den fernen Basutobergen empor, sein magisches Licht über die Steppe ergießend. Ohne Störungen ging es durch die herrliche, subtropische Nacht, bis wir in später Stunde das Lager erreichten.

\*

Die Buren hatten sich von dem ersten Schrecken, welcher der Niederlage Cronjes bei Paardeberg und der Einnahme von Bloemfontein naturgemäß gefolgt war, wieder erholt. Ihre Kommandos hatten wieder Fühlung miteinander. Das hügelige Gelände, das sich in großem Bogen nördlich bis südöstlich von Bloemfontein, in teilweise günstigen Stellungen hinzieht, war von uns besetzt. Unser Freikorps hatte Befehl, in der Richtung Brandfort weiter zu marschieren. Für die, welche mit dem Ochsenwagen ihr Gepäck verloren hatten, waren es schwere Tage. Denn die trockene Jahreszeit hatte voll eingesetzt, die Nächte begannen bitter kalt zu werden, es reiste sogar. Die Decke, die man unter dem Sattel hatte, der Regenmantel, der hinten aufgeschnallt war,



waren unser einziger Schutz auf hartem Erdboden. Unsere Zelte sahen wir lange Zeit nicht, denn die Gespanne waren der Erholung bedürftig und zogen langsam auf bequemeren Pfaden hinter uns drein.

Eines Morgens, als wir uns noch von den ersten Sonnenstrahlen das klappernde Gebein durchwärmen ließen, hieß es: Steijn, der Präsident des Oranje-freistaates, kommt!

Vergessen war die Kälte. Stiefel und Gamaschen an, Jacken über, Schlapphut aufgestülpt, war eins. Da kam auch schon der Wagen mit dem hohen Gast. Wir umringten ihn, er entstieg dem Wagen in Begleitung des Generals Delarey und begrüßte uns in herzlich-ernster Weise:

„Meine Herren, ich danke Ihnen im Namen meines Landes, daß Sie als Deutsche, als Fremde, unserem Volke in seiner Bedrängnis hilfreich zur Seite stehen. Ihr Verdienst vor Gott und den Menschen ist um so größer, als Sie ja nicht für Ihr eigenes Land, für Weib und Kind, für Ihren eigenen Besitz kämpfen, sondern einzig und allein aus Begeisterung für unsere gerechte Sache Ihr Leben in die Waagschale legen. – Präsident Krüger und ich haben dem Feind nach der Einnahme von Bloemfontein Friedensverhandlungen angeboten, um weiteres Blutvergießen weißer Völker auf afrikanischem Boden zu verhüten. Die Engländer haben uns stolz zurückgewiesen und bedingungslose Unterwerfung verlangt. Das konnten wir nicht annehmen. Noch sind wir kein besiegtes Volk. – Der Feind verläßt sich auf seine Macht; wir vertrauen auf Gott. Unser Rückzug ist jetzt zum Stillstand gekommen, unsere Tapferen sind zum äußersten Widerstand entschlossen gegen einen Feind, der unsere Farmen niederbrennt und unseren Besitz raubt. Ich bitte Sie, Bürger, auch fernerhin unserer gerechten Sache treu zu bleiben!“

Die von inniger Vaterlandsliebe getragenen Worte des Präsidenten machten tiefen Eindruck auf uns. General Delarey sprach noch einige anfeuernde Worte. Uns die Hand zum Abschied reichend, setzten die beiden Führer ihren Weg, die Front entlang, fort. –

Präsident Steijn ist eine der markantesten Persönlichkeiten in der Geschichte der Buren. Seine Erscheinung war würdevoll; seine regelmäßigen, edlen Züge waren umrahmt von einem dunklen, graumelierten Vollbart. Mit einer weit über dem Durchschnitt seines Volkes stehenden Geistesbildung verband er höchste Vaterlandsliebe. Als

Staatsoberhaupt des Oranje-Freistaates hat er unerschütterlich mit dem Kriegshelden Dewet bis zuletzt im Felde durchgehalten. Sein leuchtendes Beispiel entzündete und belebte den sinkenden Mut seines Volkes stets aufs neue. Infolge der Strapazen zog er sich ein unheilbar schweres Augenleiden zu, das ihn zwang, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen, bis er 1916 in Bloemfonteine starb. Die staatsmännische wie charakterliche Größe dieses Mannes hat weder innerhalb noch außerhalb seiner Heimat die verdiente Würdigung erfahren.

General Delarey, eine mittelgroße, eher schwächliche Erscheinung, ist nächst Dewet und Botha einer der bedeutendsten Heerführer in dem weiteren Verlauf des Burenkrieges gewesen. —

Ende März, Anfang April kam die Offensive des Lord Roberts zum Stillstand; ja, es setzte eine Art Gegenoffensive seitens der Buren ein. In ungemein geschickten Bewegungen brachte Dewet den vorgeschobenen feindlichen Truppenteilen bei Sannaspost und Reddersburg empfindliche Niederlagen bei. Bei Wepener wurde eine starke Abteilung englischer Kolonialtruppen eingeschlossen. Nachdem General Olivier den ganzen Troß der Flüchtenden in Sicherheit gebracht hatte, stieß er wieder südöstlich von der Basutogrenze aus vor. Das Basutoland selber war damals ein selbständiger Kafferstaat, dessen Neutralität weder von der einen noch von der anderen Seite angetastet wurde. An und für sich schon bot dieses rauhe Hochland in den Drakensbergen wenig Verlockendes für eine Kriegführung. Es war — wenigstens vorläufig noch — wie eine Art stillschweigenden Übereinkommens zwischen den beiden in Südafrika um die Vorherrschaft ringenden weißen Gegnern, die Bantus nicht mit in den Kampf hineinzuziehen. —

Leider wichen die Engländer bei dem sich weiter entwickelnden, zweijährigen Guerrilla-Krieg mehr und mehr von diesem Kassestandpunkt ab, indem sie es beispielsweise ruhig mit ansahen, daß unverteidigte, von wehrlosen Frauen und Kindern behütete Farmen von aufgeputschten Kaffern überfallen und ausgeplündert wurden. — Was seither alles von den großen europäischen Kolonialmächten mit Bezug auf Kassemorale und Eingeborenenpolitik gesündigt worden ist, ist nicht der Gegenstand dieses Buches. —

Aber auch diese Teilerfolge der Buren vermochten dem Donnergang des Schicksals nicht mehr eine andere Wendung zu geben. Lord Roberts benutzte den Monat April dazu, seine Truppen verschonaußen zu



lassen, Verstärkungen aus der Heimat abzuwarten und die Bahnlilien in seinem Rücken gegen Aufständische sicherzustellen, überhaupt, Ruhe in seinem Rücken zu schaffen. —

Südllich von Winburg machte unser Kommando halt. Ich selbst zog mit einem Wagen und den Leuten, die ihr Gepäck verloren hatten, zur Bahnstation Brandfort, um zu suragieren. Das war leichter gesagt als getan. Denn nicht nur war der Andrang beim Verpflegungskommissariat sehr stark; jetzt beim Rückzuge machte sich, schlimmer denn je, der Mangel an Ordnung und Organisation bemerkbar. — Ich hatte Glück, daß ich nach einer Woche genug beisammen hatte, um den Wagen vollbeladen und die Mannschaft neu eingekleidet zu unserem Kommando zurückschicken zu können. Ich selber mußte mit zwei anderen zurückbleiben, da wir an der tückischen Ruhr, die ich ja leider schon von Natal her kannte, erkrankt waren und uns in ärztliche Behandlung begeben mußten. Das hieß, wir lagen in unserem Zelt und holten uns jeden Tag von der Ambulanz unser Quantum Kalomel, Opium oder Wismut. Trotz meines ziemlich ermatteten Zustandes blieb ich nicht müßig und bemühte mich für unser Freikorps, wo ich konnte. Es waren da verschiedene Ausländer, Iren, Franzosen, Balkaner, die, führerlos und ohne irgendeine Kenntnis von Land und Sprache, nicht ein und aus wußten. In irgendeinem Burenkommando unterzukommen, wäre für sie kaum möglich gewesen; denn jedes Kommando bildete eine Gefechts-einheit für sich, eine Art großer Familie, wo jeder den anderen kannte. Selbst der einzelne Bure vermied es, sich dem Kommando eines fremden Distriktes anzuschließen, da er sich dort gewissermaßen als eine Art Outsider fühlte.

Die Iren suchten nach ihrem verwegenen Colonel Blake, der gerade nicht zu finden war. Diese Leute waren durchaus nicht zu beneiden; denn gerieten sie in Gefangenschaft, so riskierten sie, als britische Untertanen standrechtlich erschossen zu werden. Von den Franzosen hörten wir, daß ihr kleines Freikorps, das sich bei Boshof unweit Kimberley zu weit vorgewagt, fast vollständig aufgerieben worden war. Ihr tapferer Führer, Oberst Villedieu-Mareuil, war gefallen.

Ich machte ihnen den Vorschlag, sich zu gedulden, bis ich wieder marschfähig wäre, und sich dann unserem Freikorps anzuschließen. Dieser Vorschlag wurde mehr als gern angenommen. Da ich mich mit dem Kommissariat gut stand, hatte ich schon allerhand für meine neue

Truppe requiriert; sogar eine zweirädrige Ochsenkarre, der zwar noch der Vorspann fehlte. Aber auch den hoffte ich noch zu ergattern. Die Heilung der Blutruhr oder Dysenterie, wie sie in den Kolonien heißt, dauerte jedoch länger, als ich es wünschte. Der Umstand, daß ich schon einmal an dieser tückischen Krankheit gelitten, der Mangel an Pflege und Diät mochten ihren Teil hierzu beitragen. Endlich, nach einigen Wochen, ging es besser. Einer meiner beiden Leidensgenossen war bereits hergestellt, während wir beiden anderen hofften, in Kürze wieder felddienstfähig zu sein. —

Da, um Ende April, setzte die große Offensive des Lord Roberts auf der ganzen Freistaatfront ein. Wenn wir jetzt noch Anschluß zu unserem Kommando haben wollten, so war es höchste Zeit. Südlich von Brandfort donnerten unaufhörlich Lord Roberts' Geschütze. Also, alles was noch auf den Sattel ging, aufgeladen und los in östlicher Richtung. Unterwegs hörten wir, daß General French bei Tabanchu die Burenfront eingedrückt habe und im Vormarsch sei. Wie das möglich sei, fragte ich die Buren.

„Sie überschütten unsere Stellungen mit Artilleriefeuer und überflügeln unsere Flanken mit ihrer Kavallerie, um uns einzuschließen. Erst später geht ihre Infanterie vor. Wir haben zu wenig Kanonen, zu wenig Leute, um gegen eine derartige Übermacht etwas ausrichten zu können. Also müssen wir zurück!“

Das ist schlimm, dachte ich, sagte aber meinen Leuten nichts, um sie nicht unnötig zu entmutigen. Auf alle Fälle wollte ich Fühlung mit unserem Korps bekommen. Weiter östlich marschieren war wertlos; denn das hätte mich nur in den Wirrwarr des Rückzuges gebracht. Mit meinen zwölf Mann konnte ich das Rad der Geschichte sowieso nicht aufhalten. Auch war ich durch die niederschmetternden Nachrichten, wie durch das Gezwungensein zu häufigen, unfreiwilligen Sitzpausen alles andere als unternehmungslustig gestimmt. Ich beschloß daher, erst eine Mittagsrast zu machen und dann Kurs auf Winburg zu nehmen, wo ich über kurz oder lang unser Korps wiederfinden mußte.

Währenddessen rückte der Kanonendonner merklich näher. Ein Burenkommando kam aus südlicher Richtung heran und nahm Stellung auf einer Anhöhe bei dem Bach, an dem wir lagen. Ich sprach mit dem Kommandanten. Wir kamen uns beide bekannt vor. Und richtig! Es



war einer der Leute, die ich seinerzeit bei Spionkop im Zelt General Bothas gesehen hatte.

„Na, mein lieber Deutscher, bleib nur mit deinen Leuten noch etwas bei uns. Wir sind zu wenig und brauchen hier jeden verfügbaren Mann. Dein Kommando wirst du später sowieso treffen, denn das kann nicht sehr weit weg sein.“

Der Kommandant hatte recht. Die weitgestreckte Stellung war überaus schwach besetzt. Gegen Abend schlugen die ersten Granaten bei uns ein. – Aha, die schossen sich für morgen früh ein! – Und fern am Horizont stiegen mehrere mächtige Rauchwolken empor, ihre drohenden Arme gen Himmel reckend. – Ein trauriger Ruhm für die Eroberer – verlassene Farmen in Brand zu stecken!

Was ich von der neuen Methode Lord Roberts bisher nur vom Hörensagen gewußt, wurde am folgenden Tage Erlebnis. Bullers Frontalangriffe seligen Andenkens gehörten der Vergangenheit an. – Wir wurden unter ein überwältigendes Artillerief Feuer genommen, das unsere beiden Geschütze bald zum Schweigen brachte. Plötzlich, noch bevor wir mit der feindlichen Infanterie ins Gefecht kamen, hieß es: Kavalleriemassen umgehen unsere Flanke. Das war das Signal zum Zurückgehen.

Die Kerle manövrieren uns noch bis auf Pretoria zurück! dachte ich ärgerlich. Meine internationale Garde hatte die Situation noch nicht recht erfaßt. Durch Worte und Gebärden deutete ich an, worum es sich handelte. Plötzlich verspürte ich einen dumpfen, schmerzhaften Schlag am Oberschenkel. Ich sank ins Knie; aber die Geschosse, die rechts und links kreperten, machten mir Weine. Ich wankte vorwärts.

„Blessé, mon ami?“ ein kleiner Franzose sprang herzu und stützte mich.

„Merci, mon cher, ça va!“

Ich hatte noch Glück im Pech gehabt, der Knochen war nicht verletzt; sonst wäre ich nicht so gut fortgekommen. Ein riesenhafter Ire, der als letzter aus der Stellung wich, wurde vor meinen Augen von einer Granate in Stücke gerissen. – Wieder einer – Jammer um den Jungen! – Wir anderen erreichten glücklich unsere Pferde, die wohlgeschützt in einer ausgetrockneten Regenrinne standen. Der Franzose, der sich auf Wundbehandlung zu verstehen schien, nahm flink ein Fläschchen aus seiner Satteltasche und goß mir etwas Flüssigkeit in die Wunde. – „Die beste Sache der Welt, große Neuigkeit, direkt aus Paris!“ rief er

begeistert dabei. — Ich bin dem braven Jungen noch heute dankbar dafür, denn tatsächlich erwies sich das Mittel als ausgezeichnet. Wer weiß, wie es mir sonst ergangen wäre. — Dann ging es im Galopp rückwärts. Ich blutete wie ein angestochenes Schwein. In der Sonnenhitze bluten Wunden viel stärker als sonst. An einer Wegkreuzung hielten wir. Ich beauftragte meinen gesunden deutschen Gefährten, unsere Ausländer über Winburg unserem Freikorps zuzuführen. Kurzer herzlicher Abschied — weiter! Mein kranker Kamerad, dessen Zustand sich wieder verschlimmert hatte, schloß sich mir an. Wir ritten und ritten. Es war der qualvollste Ritt meines Lebens. Schließlich, in der Nähe der Bahnlinie, stießen wir auf eine Ambulanz. Damit aber war ich auch am Ende meiner Kräfte. Beim Absteigen verlor ich die Besinnung. Mit dem nächsten Ambulanzzug ging es nach Pretoria.



## Der Zusammenbruch

Der Einzug der Engländer in Pretoria / Krieg um Gold / Leidenstage / Vom Großkampf zum Guerrillakrieg / Getarnt als Dolmetscher / Fahrt nach East-London / Derwet, der Schrecken der Tommies / „Und was sagt der deutsche Kaiser?“ / Von deutscher und britischer Weltpolitik / Durch die Hafensperre an Bord / Im Banne Afrikas / Der Heimat entgegen

**E**inen Monat später – am 5. Juni 1900, vormittags – Kanonendonner vor der Hauptstadt Pretoria!

Lydditbomben sausen gegen die Forts. Buren sind kaum mehr auf den Straßen zu sehen. Die schweren Geschütze sind aus den Forts weggeschafft. Unter dem Oberbefehl Louis Bothas steht die Hauptmacht der Transvaaler im nördlichen Bogen um Pretoria herum, zehntausend Mann. Die Transvaalregierung, mit Ohm Paul an der Spitze, hat sich nach Middelburg an der Ostbahn zwischen Pretoria und der portugiesischen Kolonie begeben.

Also richtig! Bis über Pretoria hinaus hat man uns manövriert! – Die Stadt kapituliert bedingungslos. Das bringt auch den fünftausend in der Stadt gefangenen Engländern, mit denen die Buren sich auf ihrem Rückzuge nicht belasten wollten, die lang ersehnte Freiheit. Um zwei Uhr nachmittags: Einzug der englischen Truppen in Pretoria! –

Johannesburg, die Goldstadt, um die all das Blut geflossen, ist einige Tage zuvor in die Hände der Engländer gefallen. –

Vom Fenster aus sehe ich Regiment auf Regiment vorüberziehen. Immer neue Massen: Fußvolk, Reiterei, Artillerie. Ist es Wahrheit, ist es ein wüster Traum? Ich kann die rauhe Wirklichkeit nicht fassen. Ist das der Sieg der gerechten Sache!? Mir blutet das Herz, der Anblick ist kaum zu ertragen. Und doch, immer wieder zwingt es mich, hinauszuschauen. Ich verliere den Blick für das einzelne. Endlos, grau in grau wogt es vorüber. Aber auch von unten schlägt keine rechte Siegestimmung zu mir herauf. Es ist mehr ingrimmige Entschlossenheit, zäher

Wille zum Erfolg, der diesen Massen den Stempel aufdrückt. – Vierhundert Kilometer, von Bloemfontein bis Pretoria, in vier Wochen, kämpfend und marschierend, auf afrikanischem Boden! Die Haltung der Truppen ist gut. Die britische Armee kann stolz auf diese Leistung sein. Und doch, seit Paardeberg kein neuer Sieg. Nur die Verfolgung eines unfassbaren Gegners, der den Verfolgern aber immer wieder schwere Verluste zufügt. Stunden dauert es, bis der letzte Tommy vorüber ist. –

Meine Wunde war noch nicht verheilt. Ich muß immer noch höllisch aufpassen, daß sie nicht durch die Ruhr infiziert wird. Diese abscheuliche Seuche wollte nicht von mir weichen und zehrte an meiner Lebenskraft. Unter solchen Umständen wäre es Wahnsinn gewesen, weiter im Felde zu liegen. Schließlich hatte ich mein Teil für die Burenache getan. Sollte ich noch länger die Folgen versäumter Gelegenheiten am eignen Leibe ausbaden und langsam verrotten? Mit greifbarer Deutlichkeit standen die Ereignisse des Krieges vor meinem geistigen Auge. Unser Vormarsch in Natal – die Schlacht bei Ladysmith mit ihren achtundvierzig Stunden Waffenstillstand – die Belagerung – der Halt an der Tugelalinie! Wieviel Heldentum war da umsonst vergeudet; wieviel schwerer waren jetzt die Opfer, wo kein Vorgehen, kein Angriff gegen die lawinenartig anwachsende Übermacht der Engländer mehr Rettung bringen konnte. Möchten noch so viele Teilerfolge den kühnen Burenscharen im Kleinkrieg beschieden sein, an der zielbewußten Übermacht Großbritanniens mußte schließlich der Widerstand der beiden kleinen Bauernrepubliken zusammenbrechen.

Und doch, um diesem afrikanischen Pioniervolk gerecht werden zu wollen, muß man sich vergegenwärtigen, daß es unabhängige, selbständige Herrennaturen waren, Einzelgänger im Gegensatz zum Massenmenschen Europas. Heißt es doch vom echten Buren, daß er sich erst dann richtig wohlfühlt, wenn er auf seinem Besitztum den Rauch von des Nachbarns Haus nicht sehen könne. Vor allem war er Viehzüchter, der Ackerbau spielte nur eine untergeordnete Rolle bei ihm. Die schwere Arbeit überließ er den Schwarzen. War es ein Wunder, wenn jeder dieser freien Leute, von jung an auf sich selbst angewiesen, gewohnt, eigene Entscheidungen zu treffen, vertraut mit seinem Lande wie mit dem Handhaben der nie fehlenden Büchse und dem Rücken des Pferdes, sich als eine Persönlichkeit fühlte, die nicht übergangen sein wollte, jeden äußeren Zwang ablehnte? Im Krieg war das seine Stärke und



Schwäche zugleich. Er war eben, was er war; ein in sich abgeschlossener Typ des nach Afrika verpflanzten Germanen. Die Liebe zur Familie, Sippe und Scholle, der Glaube an Gottes Wort, die Hoffnung auf Freiheit waren seine Welt. Und nur so, gestützt auf solche moralische Machtfaktoren, haben diese afrikanischen Bauern der britischen Weltmacht gegenüber kriegerische Leistungen zu verzeichnen, wie sie für undisziplinierte Milizen in der Weltgeschichte ihresgleichen suchen. —

Höchst bescheiden lebte ich in einem Stübchen bei guten Freunden und zehrte von der kleinen Barschaft, die mir noch von der Dynamitfabrik her geblieben war. Denn wir Freiwillige bekamen ja keine Löhnung. Genau wie die Buren erhielten wir nur Ausrüstung und Verpflegung. Die Unterstützung, die mir als Rekonvaleszenten zukam, fiel mit der Einnahme Pretorias fort.

In dem nun folgenden Monat schossen sich die Engländer mit den Buren in der Nachbarschaft herum. Lord Roberts mußte seiner erschöpften Armee eine längere Erholungspause gönnen, bevor er daran denken konnte, seine große Offensive längs der Ostbahn fortzusetzen. Schon das ungeheure Etappengebiet entlang der verschiedenen Eisenbahnlinien bedurfte eines riesigen Apparates, um gegen die dauernden Überfälle der Burenkommandos auch nur einigermaßen geschützt zu sein. Allein im nördlichen Freistaat waren ununterbrochen mehrere Divisionen unterwegs, um den verwegenen Dewet mit seinem getreuen Olivier in Schach zu halten. Und die Bullersche Natalarmee kam auch nur langsam vorwärts.

In dieser Zeit lernte ich in Pretoria ein Original kennen. Es war ein alter, weitgereister, deutscher Bergmann und Prospektor, der dank seiner Erfahrungen in aller Herren Ländern auch über eine reiche Kenntnis von Heilmitteln verfügte. Er war froh, bei mir Unterkunft zu finden, da infolge der Einquartierungen kaum ein Raum zu haben war. Zu meiner chronischen Dysenterie meinte er: „Na, wenn's weiter nichts ist, das wollen wir schon kurieren!“

Ich dachte, schlimmer, als es ist, kann's nicht werden; denn mir war durch die vielen Medikamente und das ewige Fasten schon ganz schwach zumute. Genug, ich bin diesem Weltweisen ewig dankbar dafür, daß er meinen Verdauungskanal wieder in Ordnung brachte. Ich möchte diese ebenso einfache wie billige Kur meinen Mitmenschen nicht vorenthalten. Sie bestand darin, daß mein innerer Mensch erst einmal mit Bittersalz

gereinigt wurde. Dann mußte ich dreimal täglich einen Eßlöffel pulverisierte Holzkohle in einem Weinglas mit Wasser zu einem Brei gerührt zu mir nehmen. Dazu die übliche Diät von Schleimsüppchen. Bereits nach wenigen Tagen verspürte ich eine Besserung, nach zwei Wochen war ich das Ubel los. — „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Mit der Genesung brach allmählich meine alte Unternehmungslust wieder durch. Wer weiß, ob ich nicht wieder einen Versuch gemacht hätte, zu General Botha zu entkommen, wenn Lord Roberts nicht inzwischen seine letzte große Offensive begonnen und die Buren bis auf Middelburg zurückgedrängt hätte. So war mir der Weg versperrt.

Ich hatte allen Grund, mich möglichst still zu verhalten, um nicht etwa als ehemaliger Freischärler erkannt und nach St. Helena verschickt zu werden. Nun, in die Fußstapfen Napoleons I. zu treten, so ehrgeizig war ich nicht! — Nach Johannesburg konnte und wollte ich nicht, weil ich dort zu bekannt war. Arbeit, außer für englische Kriegszwecke, gab es nicht, und dafür dankte ich. Und doch, meine Barmittel gingen zu Ende, so daß ich bald vor dem Nichts stand. Irgend etwas mußte geschehen. —

Am 2. September erließ Lord Roberts eine Proklamation, nach welcher Transvaal als erobertes Gebiet und, gleich dem Oranjerestaat, als britische Kolonie erklärt wurde. Die Hauptmacht der Buren war in den Kämpfen bei Machado-Dorp zersprengt worden. Ihre Kommandos verteilten sich in mehrere Richtungen. Damit hatten zwar die Buren den Großkrieg endgültig aufgegeben, aber nur, um jetzt den Burenkrieg mit um so größerer Erbitterung und Zähigkeit zu führen. Die Zahl ihrer Kämpfer war auf fünfzehntausend Mann zusammengeschmolzen. Also nur etwa noch ein Drittel der gesamten Burenstreitmacht, jedoch eine Elite unveröhnlicher Elemente! Die übrigen zwei Drittel verteilten sich, abgesehen von den Toten und Verwundeten, vor allem auf Gefangene und solche, die von der Amnestie Englands Gebrauch gemacht und die Waffen freiwillig niedergelegt hatten. Versprengte Reste waren auch auf portugiesisches Kolonialgebiet übergegangen. Präsident Krüger übertrug die provisorische Regierung Schalk Burgher. Er selbst begab sich nach Lorenzo Marquez und vertraute seine Person und den Staatsschatz einem zu seinem Empfang bereitliegenden holländischen Kriegsschiff an. —



Nun veranlaßten allerlei Gründe die britische Regierung, angesichts der Unsicherheit der Verhältnisse in den beiden annektierten Burenrepubliken, sich nach Möglichkeit aller ausländischen Elemente zu entledigen. Sie gewährte daher den Angehörigen fremder Staaten auf Wunsch freie Reise in die Heimat. Hier bot sich mir Gelegenheit, auf anständige Art und Weise aus Südafrika hinauszukommen und einmal die Heimat wieder zu besuchen. Ich schmiedete meinen Plan. Schneller als ich erwartet, sollte er zur Ausführung gelangen.

Eine mir befreundete Familie in Pretoria wollte von dem neuen Ausreiserecht Gebrauch machen. Zur Erledigung der Formalitäten begleitete ich die Frau des Hauses des öfteren zum Regierungsgebäude, um für sie zu dolmetschen, da sie kein Englisch konnte. Zum Abschluß der Verhandlungen mußte vor dem Gouverneur Sir Maxwell ein Schreiben unterzeichnet werden, daß man von der englischen Regierung die Fahrt in die Heimat bezahlt bekommen und keine weiteren Ansprüche mehr zu stellen habe.

Es traf sich, daß gerade ein Franzose auf dem Amt zu tun hatte, der ungefähr ebenso schlecht englisch sprach, wie die Engländer französisch. Mit meinem fließenden Französisch sprang ich hilfreich ein. Der Gouverneur sah mich mit seinen klaren Augen prüfend an. Dieser Mann mit den blaugrauen Augen in dem schmalen feinen Rassegesicht und dem gewinnenden Wesen war der Typ des vollendeten Gentleman, wie er leider im modernen England immer seltener wird.

Jetzt hieß es für mich: *Profiter de l'occasion!*

„Was für ein Landsmann sind Sie?“ fragte er.

„Schweizer“, erwiderte ich mit dem Brustton der Überzeugung, als wenn meine Wiege mindestens am Vierwaldstätter See gestanden hätte.

„So,“ sagte Sir Maxwell freundlich, „Schweizer! Ein schönes Land, Ihre Heimat. Bin ein paarmal zur Erholung dort gewesen.“ – Er zog mich in ein längeres Gespräch und frische manche seiner alten Erinnerungen auf. Ich war natürlich ganz Ohr und sprach begeistert von den Bergen und Seen meiner „Heimat“. Glücklicherweise war ich auf diesem Gebiet gut beschlagen, da ich meine Ferien oft bei meinen Großeltern mütterlicherseits in der Schweiz verbracht hatte und im Notfall selbst mit etwas „Schwyzer Dütsch“ hätte aufwarten können.

„Was sprechen Sie sonst noch für Sprachen?“ fragte Sir Maxwell mit Interesse.

„Burisch und Kaffersch!“

„Um, hätten Sie nicht Lust, hier im Sekretariat zu dolmetschen?“

„Ihr Anerbieten ehrt mich, Sir. Jedoch fürchte ich, Ihnen nicht lange zu Diensten sein zu können. Es ist möglich, daß ich über kurz oder lang wegen einer Erbschaftsangelegenheit in meine Heimat muß.“

„Darüber läßt sich noch reden. Fangen Sie ruhig einmal an.“

Ich verneigte mich und begann sofort meinen Dienst im Sekretariat. Ich erhielt ein Pfund Sterling pro Tag. Trotz der guten Behandlung und des angenehmen Dienstes fühlte ich mich alles andere als wohl in meiner Haut. Nicht nur, daß es mir gegen den Strich ging, gewissermaßen in Feindesdienst zu sein; die Gefahr erkannt zu werden lag in meiner jetzigen Stellung näher als sonst. So gab ich zwei Wochen später meinem Herzen einen energischen Ruck und brachte meine übrigen frei erfundene Erbschaftsgeschichte bei passender Gelegenheit vor dem Allgewaltigen zur Sprache.

„Schade, daß Sie weggehen müssen. Sie hatten sich gut eingearbeitet und hätten auf Ihrem Posten bleiben können“, meinte der Engländer.

Obgleich ich mich auf alle Eventualitäten vorbereitet hatte, wurde ich nicht nach Näherem gefragt. In wohlwollendster Weise trug mir der Gouverneur noch Grüße an meine schöne „Heimat“ auf und ließ mir meinen Freipaß aushändigen. Als ich das Gouvernementsgebäude verließ, war mir um einiges leichter! –

Glückliche Länder, glückliche Zeiten, wo man noch ohne unendliche Mengen von Ausweispapieren als daseinsberechtigtes Lebewesen gelten konnte! –

Und doch überkam mich etwas wie Scham, daß ich die Güte dieses Gentleman mißbraucht hatte. – Aber oft zwingt einen das Leben, erst sich vor den anderen gerecht zu werden. Und dann wäre es dumm, entgegengesetzt zu handeln.

\*

Es war kein Salonwagen, in dem ich meine Reise antrat. Ich nahm die erste Gelegenheit wahr, so schnell wie möglich zur Küste zu gelangen. In einem Transportzug, der in der Hauptsache Tommies beförderte, ging es erst einmal bis Johannesburg. Dort mußte ich mehrere Stunden warten, bis ich Anschluß bekam. Es wimmelte von Militär. An einer Stelle stand eine Schar gefangener Buren, von Posten scharf bewacht; unweit davon eine Gruppe Auswanderer gleich mir. Wohlweis-



lich hielt ich mich abseits; denn ich wollte jetzt in letzter Stunde allen unangenehmen Zwischenfällen vorbeugen. Aus dem Hintergrunde musterte ich unauffällig die beiden Gruppen. Weder hier noch dort konnte ich ein bekanntes Gesicht entdecken. Da nahte sich mir eine Gestalt, die ich als einen Kriegskameraden von Natal wiedererkannte. Wir zwinkerten uns zu und taten, als ob wir uns nicht kannten. Erst als unser Zug nahte, mischten wir uns unter die Auswanderer. Im offenen Güterwagen ging die Reise weiter. Gleich neben uns befanden sich die Gefangenen. Wie von ungefähr machte ich, anscheinend erst jetzt, die Bekanntschaft meines Kriegsgesährten. Er konnte sich des Lachens kaum erwehren, als ich mit alemannischem Akzent mich als biedereren Schweizer vorstellte. In einem unbeobachteten Augenblick flüsterte er mir sein Geheimnis zu. Er war bei dem Rückzug der Buren auf der Natalseite in englische Gefangenschaft geraten, war entflohen und hatte sich unter allerlei Abenteuer bis Johannesburg durchgeschlagen. Dort war es ihm schließlich geglückt, als „neutraler Deutscher“ seine „Freikarte“ zu bekommen. —

Bei Vereinigung, wo der Baalfluß die Grenze zwischen der „Transvaal- und Oranje-River-Kolonie“, wie der neue englische Besitz hieß, bildet, blieb der Zug die Nacht über stehen, da man Überfälle von buri-scher Seite befürchtete. Es wimmelte hier von Khatuniuniformen.

Die Fahrt durch den nördlichen Freistaat bot ein trauriges Bild der Zerstörung. Eine starke Eskorte mit zwei Maschinengewehren begleitete den Zug. Alle Augenblicke stieß man auf Militärposten. So manche Farm an der Strecke war von englischen Abteilungen zum Bahnschutz besetzt; während weiter ab düstere Brandruinen zu sehen waren, wo einst fleißige Hände eine glückliche Heimstatt geschaffen. Nirgends schienen die Engländer vor den Streifkommandos des gefürchteten Dewet sicher zu sein. Nicht selten mußte der Zug anhalten, wenn wir an Arbeitskolonnen kamen, die zerstörte Stellen ausbesserten. Unaufhörlich hatten die Pioniere und Eisenbahner zu schaffen. Mein Kamerad und ich freuten uns innerlich diebisch, daß den Engländern die Freude an ihrer neuen Kolonie gründlich versalzen wurde.

„Was meinst du, wenn jetzt Dewet ankäme und unseren Zug aufheben würde?“ flüsterte mir mein Kriegsgenosse zu. „Was würdest du dann machen?“

„Na, Kunststück, dasselbe wie du!“

Im Schneekentempo ging es über eine Notbrücke. An der Hauptbrücke nebenan, die erst kürzlich von den Buren gesprengt worden war, arbeiteten Hunderte von Schwarzen. Der Anblick des Zuges war ihnen eine willkommene Gelegenheit, die Arbeit zu unterbrechen und ihren neuen Landesherren ihre Sympathien auszudrücken. — Die Engländer hatten, um das schwarze Element für sich zu gewinnen, verschiedene strenge, aber durchaus angebrachte Eingeborenengesetze der Burenregierung teils gemildert, teils abgeschafft; sehr zum Schaden des Ansehens der Weißen, das durch den Krieg derselben gegeneinander bei den Schwarzen schon zur Genüge erschüttert war. — Drohungen und Schimpfreden wurden den Gefangenen von den Kaffern entgegengerufen, einige unter ihnen glaubten sogar den Höhepunkt ihrer Gefühle dadurch dokumentieren zu müssen, daß sie ihre Hosensäume niederstreiften und uns ihre dunkle Rehrseite präsentierten. Niemand hinderte sie daran. — Nicht gerade ein Zeichen von Kulturfortschritt. Unter der Burenherrschaft wäre derartige, ganz gleich unter welchen Umständen, Weißen gegenüber unmöglich gewesen. Wer besaß in diesem Fall nun mehr „Bildung“: Der „ungebildete“ Bur oder der „gebildete“ Engländer? —

In Kroonstadt kam noch eine Anzahl Gefangener hinzu, die wegen Mangel an Raum in unserem Güterwagen untergebracht wurden. Wir boten den wachhabenden Tommies wie den Buren von unserem Tabak und unseren Zigaretten an, wodurch bald ein freundschaftlicher Kontakt hergestellt war. Im Lauf der Unterhaltung hörte ich von geradezu unglaublichen Leistungen Christian Dewets, dieses Meisters des Guerrillakrieges und Schreckens der Tommies. Mag Louis Botha als Oberbefehlshaber im Burenkrieg und später als führender Staatsmann der jungen Südafrikanischen Union unter britischer Vorherrschaft in den Augen der Welt eine größere Rolle gespielt haben, so lebt doch der unbeugsame, aufrechte Dewet, der bis zuletzt nichts von einer Unterwerfung unter das britische Joch wissen wollte, als National- und Volksheld bei den Buren fort. Trotz seines vorgeschrittenen Alters war er beim Ausbruch des Weltkrieges wiederum der erste, der zu den Waffen gegen England griff, wenn er auch mit seinem Häuflein unversöhnlicher Freistaater nichts gegen die damals englandhörige südafrikanische Regierung und Streitmacht unter General Botha ausrichten konnte und in Gefangenschaft geriet. Nach seinem Tode wurde er in der Ehren-



gruft des Oranje-Freistaats in Bloemfontein beigefetzt. Ich kam mit einem Gefangenen darauf zu sprechen, daß Präsident Krüger nach Europa gefahren sei, um dort Hilfe für seine Buren zu suchen.

„Wat se die Duitse Keiser?“ erkundigte sich der Bur. Ich zuckte die Achseln; denn, bei der überaus loyalen Haltung, die das offizielle Deutschland Großbritannien bisher entgegengebracht hatte, schien es mir mehr als fraglich, ob von dieser Seite aus Hilfe zu erwarten sei. Der Bur schien das nicht so recht verstehen zu können, was ich ihm keineswegs verübeln konnte, da ich selber weder damals noch später die Außenpolitik Wilhelms II. mit meinem primitiven Untertanenverstand habe begreifen können, – ebensowenig wie die Tatsache, daß sich kein verantwortlicher Mann fand, der den Mut aufgebracht hätte, dem Kaiser im Interesse von Volk und Vaterland gründlich die Wahrheit zu sagen.

Unauslöschlich ist mir noch in Erinnerung, wie bei Bismarcks Absetzung mein Vater, der ein aufrechter Deutscher und zugleich ein politisch geschulter Weltmann war, sich an den Kopf faßte und verzweifelt ausrief: „Was, Bismarck entlassen, von diesem jungen Mann, der noch nichts geleistet hat, unglaublich! Dieser junge Kaiser sollte sich glücklich schätzen von einem politischen Genius wie Bismarck zu lernen, so lange dieser noch unter uns weilt. Der erste große Fehler ist schon gemacht, wo steuern wir hin? Armes Deutschland!“

Doch zurück zu dem biederen Buren, der mir gegenüber saß und immer wieder auf die verhängnisvolle Krügerdepesche zurückkam, von der bereits des öfteren die Rede war. Mir war das peinlich; denn tatsächlich hatte sich der Kaiser damals für die Unabhängigkeit Transvaals und der Burensache ausgesprochen. Daß während des Südafrikanischen Krieges eine Handvoll deutscher Freischärler sich persönlich für Transvaal einsetzte, daß ferner das deutsche Volk wie alle anderen Völker mit seinen Sympathien auf Burenseite war, mochte ganz schön und gut sein; aber Worte ohne Taten konnten den Buren in ihrem Verzweilungskampf nichts helfen. – Als „Olm Paul“, damals sicherlich der populärste Mann der Welt, als Bittsteller für sein schwerkgeprüftes Land und Volk nach Europa kam, wurde er in dem begeisterten Frankreich mit den höchsten Ehren von dem dortigen Präsidenten empfangen und gefeiert. In dem nicht minder begeisterten Deutschland kam der greise Präsident Transvaals nicht über den Rhein hinaus, da Wilhelm II. zur Empörung des deutschen Volkes dem gebrochenen ehrwürdigen Staats-

oberhaupt nicht einmal einen Empfang gewährte, was nach allem Vorgegangenen doch mindestens ein Gebot des Anstandes gewesen wäre. — Mehr noch: Rußland trat im stillen Einvernehmen mit Frankreich vertraulich an Deutschland wegen einer gemeinschaftlichen Intervention zugunsten der Buren, bzw. eines Dreimächtebundes gegen Großbritannien, heran. Der Kaiser lehnte beides ab, obgleich die Lage politisch, militärisch wie psychologisch gesehen, denkbar günstig gewesen wäre. Aber daß er etwas später, gelegentlich seiner Teilnahme an der Beisetzung der Queen Viktoria, die Indiskretion beging, seinen Onkel Eduard VII., den Erzfeind Deutschlands, von diesen Verhandlungen zu unterrichten, war unverständlich und kostete uns das Vertrauen der übrigen politischen Welt. Und deshalb dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn beispielsweise die Buren, trotz ihrer persönlichen Sympathien für die Deutschen, der deutschen Politik gegenüber kopfscheu wurden, was leider im Weltkrieg nur allzu deutlich zu Tage trat.

Von Blomfontein ab war die Bahnlinie über Springsfontein, Bethulie, Queenstown bis zum Hafen East London wieder in ziemlich geordnetem Betrieb. Wir kamen sogar in einen richtigen Personenzug. Mit recht gemischten Gefühlen fuhr ich die Strecke durch den Freistaat. Wie sonderbar das Schicksal oft mit dem Menschen spielt! Ein halbes Jahr zuvor auf der Flucht, im Kampf gegen England, heute mit englischem Freipaß auf der Fahrt in die Heimat. — Ohne etwas eigene Nachhilfe hätte es allerdings schlimmer kommen können. Aber auch das war vielleicht Bestimmung. —

Unterwegs stieg ein Tommy in unser Abteil, ein harmloser, offener Junge, mit dem wir bald in ein lebhaftes Gespräch kamen. Natürlich spielte ich mit konsequenter Bosheit die Rolle des Schweizers weiter. Als die Rede auch auf den Boxeraufstand in China kam, klopfte er meinem Kameraden freundschaftlich auf die Schulter und sagte: „Wir sind jetzt Freunde! Denn England und Deutschland kämpfen draussen Schulter an Schulter. Und sogar ein deutscher General hat das Oberkommando.“

In der naiven Äußerung dieses braven Tommy spiegelte sich so recht die Mentalität des Durchschnittsengländers wider, dem seine Zeitungen nur irgendeinen Humbug eine Weile vorzukauen brauchen, damit er alles kritiklos und gläubig hinunterschluckt.



Eine schöne Freundschaft – dachte ich im stillen; denn was die englische Politik betraf, so hatte ich ja bereits genügende Erfahrungen hinter mir, um so manches zu durchschauen, wenn ich auch kein Diplomatenexamen gemacht hatte. – Daß die oberste Leitung der internationalen Streitkräfte in China Deutschland übertragen worden war, womit der deutsche Kaiser den Grafen Waldersee betraute, war äußerlich zwar eine ehrenvolle, aber im Grunde eine wenig dankbare Aufgabe. „Germans to the front“ – die deutschen Teerjacken und Soldaten konnten wieder einmal den Engländern die Kastanien aus dem Feuer holen! Der kühl rechnende John Bull hatte damit gleich drei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Nämlich, einerseits die Aufmerksamkeit der Welt von Südafrika abgelenkt, wo England unter Anstrengung aller verfügbaren Kräfte einen nichts weniger als ruhmvollen Krieg führte, andererseits dem Geltungsbedürfnis Wilhelms II. geschmeichelt und dem deutschen Michel Sand in die schläfrigen Augen gestreut. –

In East London angekommen, mußten wir eine scharfe Hafenkontrolle passieren, damit nicht etwa entflohene Gefangene auf diesem Wege das Weite suchten. Auch dies ward glücklich überstanden. Draußen auf der Reede lag ein Truppentransportschiff, das auf seiner Rückfahrt uns abgeschobene Ausländer, wie auch invalide Tommies befördern sollte. Eine Barlasse brachte uns an Bord. Aber völlig sicher fühlte ich mich doch erst, als an einem der folgenden Tage die Sirenen das Zeichen zur Abfahrt gaben; denn auf dem Schiff hatte es nicht an Detektiven gefehlt, die unter den vielen Auswanderern nach unsicheren Kantonisten fahndeten. –

Die Ankerketten rasseln, ein Stampfen und Zittern durchläuft den mächtigen Schiffskörper.

Ein wolkenklarer Tag, spiegelglatt die See! Über der ganzen ungeheuren Weite liegt eine feierliche Stille. Jahre sind vergangen, seit ich das Meer zum letzten Male gesehen. Schweigend lehne ich an der Reling und starre hinüber zur afrikanischen Küste, die mehr und mehr den Blicken entschwindet. Da drängen sich in unerhörter Fülle die Bilder der Vergangenheit vor meinem geistigen Auge.

Wie so ganz anders sind meine Empfindungen jetzt als damals, als ich Australien den Rückenehrte. Australien hatte mir nicht geboten, was ich gesucht. Sehnsucht dorthin hatte ich nie gehabt. Es hatte für mich nur eine Etappe des Weltenbummels bedeutet. Aber einmal dort,

hatte ich es aus Wißbegier durchwandert. Es war – möchte ich sagen – die Lehrzeit des fahrenden Schülers für mich gewesen.

Doch Afrika, wohin es mich von jung auf gezogen, Südafrika war das Gesellenstück des Erdenwanderers geworden, das große Erlebnis des reisenden Mannes. Und was hatte es mir nicht alles geboten: Jahre des Wanderns und der Arbeit wurden gekrönt von einem Ereignis welterschütternder Bedeutung. Die moralische Größe eines einfachen Bauernvolkes im Heldenkampf um sein Dasein gegen den unerfättlichen Imperialismus eines Weltreiches hatte sich mir offenbart.

– Mir war das seltene Glück zuteil geworden, inmitten des Ringens der beiden großen weißen Volkselemente Südafrikas gestanden zu haben – wenn auch nur als kleiner Statist, so doch als denkender Mensch mit dem ganzen Reichtum eines jugendstarken Herzens!

War es das letzte Wort der Vorsehung, als dieser Kampf sich jetzt zugunsten Großbritanniens entschied? – Oder lauerte noch der letzte Akt dieses großen Völkerdramas hinter dem eisernen Vorhang des Weltgerichtes? – Würde das beliebte Wort Paul Krügers „Dit sal alles regkom“ – es wird alles recht kommen – sich nicht endlich einmal an seinem vielgeprüften Volk erfüllen?

Weiter und weiter entschwand die Küste. Trotz all meiner Freude auf die Heimat fühlte ich jetzt erst, wie sehr der dunkle Erdteil es mir angetan!

Lebe wohl, Südafrika!

Mich überkam es wie ein Ahnen:

Südafrika verläßt du – nach Afrika kehrt du zurück – – das ist das Land deiner Bestimmung – –





# SÜDAFRIKA

KARTE UM 1900

BETSCHUANA-  
LAND  
(Brit.)

TRANSVAAL

PORTUGIESISCH

SWASI-  
LAND

TONGA  
LP.

ORANGE-  
FREISTAAT

BASUTOLAND

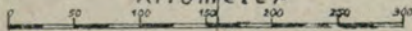
NATAL

ZULULAND

KAPLAND

MAFFRIQUA  
PONDOLAND

Kilometer







\*KSIEGARNIA\*  
ANTYKWARIAT

DOM  
KSIĄZKI  
DOM

C 31522

Volkess zu berichten. Wie ihn die alten Buren, die teils noch mit den Vortreffern ins Land kamen, über ihre Geschichte, ihre Kämpfe mit Engländern und Zulus aus eigenem Erleben unterrichten, so erfährt er von einem sehr alten Häuptling der Zulus, dessen Freundschaft er gewürdigt wurde, die Geschichte der Zulus in Südafrika. Daraus kristallisiert sich ein zwingendes Bild darüber, wie England durch Gegeinanderauspielen der Buren und der Zulus beide schwächt und als lachender Dritter der Erbe der beiden wurde.

Von seiner letzten Stellung als Aufseher in der Dynamitfabrik der Hamburger Nobelgesellschaft in Modderfontein, ein Unternehmen, dessen Existenz in Transvaal die Engländer als Beispiel für die wirtschaftlichen Vorherrschaftsgelüste der Deutschen in den Burenrepubliken anführten, ging der Verfasser als Freiwilliger auf Seiten der Buren in den eben ausgebrochenen Burenkrieg.

Seine Erlebnisse beim Vormarsch, seine Verwundung, die Ereignisse des Rückzuges und des Zusammenbruchs sind teils erhebend, teils sehr tragisch und lösen tiefes Bedauern mit dem Geschick des unglücklichen Burenvolkes aus.

# Arzt und Soldat in drei Erdteilen

von Dr. WERNER STEUBER, Obergeneralarzt a. D.

Diese Erinnerungen umfassen einen Zeitraum von 40 Jahren. Sie schildern den Lebensweg eines Truppenarztes und seine große Leistung für Volk und Reich in der Heimat, in den Kolonien, in fremden Ländern und im Weltkrieg auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen.

Aus diesem Lebenswerk wird jedem klar werden, welche große Bedeutung die Tätigkeit des Sanitätsoffiziers für die Gesunderhaltung der Wehrmacht — und im weiteren Sinne für die des ganzen Volkes hatte und heute noch hat. Eine schlichte naturliche Darstellung macht die farbigen Bilder eines reichen und interessanten Lebens besonders eindrucksvoll. Zu heiteren Jahren des Studiums und ersten Truppendienstes folgt die Zeit bei Hermann von Wissmann in Deutsch-Ostafrika, folgen viele Jahre im Dienst der Kolonie. Arzt und Truppenoffizier, Verwaltungs-Beamter, Forscher, Expeditionsleiter, Betreuer und Vertrauensmann der eingeborenen Bevölkerung, sowohl der Araber wie der Neger, das sind ein Teil der Aufgaben, die Steuber zu erfüllen. Nach seiner Ernennung zum Chef-Arzt der Kolonie, wird der Verfasser u. a. mit dem Studium der Pest in Britisch-Indien beauftragt, kehrt später in die Heimat zurück, um nach einer Reihe von Friedensjahren im heimatlichen Truppendienst im Weltkrieg nacheinander an fast allen Fronten und in sich erhöhenden Dienstgraden für die Gesunderhaltung des deutschen Heeres und das seiner Verbündeten und in der Fürsorge für die Verwundeten tätig zu sein. Als Armeearzt scheidet er bei Auflösung des alten Heeres aus seinem Dienst.

Einen besonderen Reiz erhält das Werk durch anschauliche, farbenreiche Schilderungen der tropischen Natur, der afrikanischen Tierwelt, jagdlicher Erlebnisse, fremdartiger Sitten und Gebräuche, die geeignet sind, auch dem fernstehenden Leser ein plastisches Bild dieser Dinge zu geben und sein Interesse an kolonialer Betätigung neu zu beleben.

Marine-Generaloberstabsarzt a. D. Dr. Uthemann schreibt im Geleitwort: „Das Buch ist, das darf man ohne Übertreibung sagen, einzig in seiner Art und wird ein anregender Lesestoff sein nicht nur für Ärzte und Sanitätsoffiziere, sondern auch für Frontoffiziere und jeden interessierten Laien.“

Vorhut-Verlag Otto Schlegel • Berlin